P.o.germ. 672 v

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36611660820015 S
<36611660820015
1
Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 672 v

Der

Jakobiner in Wien.

61 G

Der

Jakobiner in Wien.

Oesterreichische Memoiren

aus dem

letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts.

[Von Franz Ernst Pipitz]

Zürich und Winterthur.

Verlag des Literarischen Comptoirs.

1842.

21. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

O Karl, gib mir ein Vaterland!

Der Narr im weißen Schwan.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Der Tag begann zu dämmern. Im erzbischöflichen Palaste zu Wien schlichen die Diener leise durch die Vorzimmer und flüsterten unter einander mit bedeutenden Mienen. Von Zeit zu Zeit kamen Geistliche, die ehrerbietig begrüßt und dem Herrn gemeldet wurden, welcher die Ankömmlinge ohne Verzug vorließ, wie es schien, zu einer wichtigen Berathung, denn sie reihten sich alle um einen mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch, an dessen oberem Ende der Kardinal-Erzbischof selbst saß,

während das untere dessen vertrauter Sekretär einnahm. Nach einer kurzen Pause, die zu Begrüßungen verwendet wurde, lüftete der Prälat das rothe Käppchen, welches die Glatze seines spärlich mit weißen Haaren bedeckten Kopfes barg, und sprach:

„Hochwürdige Brüder! Dem unerforschlichen Rathschlusse des Höchsten hat es gefallen, unsern mächtigen Kaiser und geliebten Herrn am frühen Morgen des heutigen Tages aus dieser Zeitlichkeit abzurufen. Joseph **II.** ist nicht mehr. Von Ihnen, theure Brüder in Christo, erwarte ich, daß Sie mit mir die ganze Größe dieses Verlustes mit tiefem Schmerze empfinden und des verewigten Monarchen nicht bloß vor dem Altare im heiligen Meßopfer, wie dies ohnehin verordnet werden wird, sondern auch in Ihrem Privatgebete andächtig eingedenk sein werden. Aber wie groß auch die Trauer sein mag, welche uns in diesen feierlichen Augenblicken ergreifen muß, so darf sie uns doch nicht abhalten, für die unserer Lehren und Aufsicht anvertrauten Gläubigen unsere Hirtensorgfalt zu bethätigen. Sie wissen, meine Brüder, und haben es mit mir oft genug beklagt,

daß der höchstselige Kaiser durch theils unerfahrne, theils böswillige Rathgeber, zu denen wir leider auch Glieder unseres Standes rechnen müssen, zu allerlei Maßregeln verleitet wurde, welche ganz geeignet waren, das Gebäude unserer heiligen Kirche und Religion so tief zu erschüttern, als dies überhaupt von menschlicher Verkehrtheit geschehen kann. Wir haben nicht ermangelt, Alles aufzubieten, was in unsern schwachen Kräften lag, um mindestens die Folgen jener unseligen Schritte abzuwenden, da es nicht bei uns stand, sie selbst zu verhindern. Wie wenig unser Bestreben gelang, ist Ihnen nur zu wohl bekannt; auch konnten wir kein günstigeres Geschick hoffen, nachdem wir erblickt hatten, was jedes katholische Herz mit bitterster Wehmuth erfüllte — das Oberhaupt unserer göttlichen Kirche, den heiligen Vater, von ungläubigen Höflingen am Ziele seiner apostolischen Wanderung um den Preis derselben gebracht. Erlassen Sie es mir, meine Brüder, Ihnen im Einzelnen zu schildern, welche Wunden im Laufe dieser zehn Jahre der katholischen Religion geschlagen worden sind — erlassen Sie es mir, Ihnen aufzuzählen, wie viele frommer Kon-

templation und der Ausübung guter Werke geweihte Stätten verödet sind; wie viele ehrwürdige Diener Gottes aus den Hallen vertrieben, welche unsere frommen Väter zum Heile ihrer Seelen erbaut und mit Gütern ausgestattet haben — Güter, die jetzt zu weltlichen Zwecken verwendet oder von treulosen Gewaltträgern verschleudert worden sind. Oft genug haben Sie mit mir geseufzt über die religiöse Gleichgültigkeit, die man Toleranz, über die Gottlosigkeit, die man Philosophie und Aufklärung zu nennen beliebt; Ihre Augen haben sich, wie die meinigen, mit Thränen gefüllt, als sie in diesen vordem durch ihre Rechtgläubigkeit so ausgezeichneten und nach Verdienst geehrten Landen eine lutherische Winkelkirche nach der andern sich erheben und unsern erhabenen Domen gleichsam Trotz bieten sahen. Wir alle sind Zeugen gewesen der Fluth mit Atheismus und Sittenlosigkeit getränkter Broschüren, die, eine verheerende Ueberschwemmung, über dieses Reich hereinbrach, als der verewigte Monarch, ohne Zweifel in guter Absicht, die Schleußen heilsamer Vorsichtsmaßregeln und Verbote geöffnet und eines der in reizende Sirenen

verkappten Ungeheuer unserer Tage, die Preßfreiheit, von den Fesseln befreit hatte, welche ihr die Weisheit geistlicher und weltlicher Regenten anlegte. Und dieses ist ohne Zweifel die schwerste Plage; weil das in solchen verdammlichen Schriften enthaltene Gift einer schleichenden Pest gleich in die entlegensten Theile des gesellschaftlichen Körpers dringt und die gesundesten ansteckt.“

„Ich habe Sie berufen, hochwürdige Brüder, um mit Ihnen über die geeignetsten Heilmittel nachzudenken, welche wir anwenden müssen, damit die unserer heiligen Kirche geschlagenen Wunden vernarben. Bevor wir aber unsere Berathung beginnen, rufen wir mit Andacht den Beistand des heiligen Geistes an.“

Auf diese Worte des Kardinals beugten die Versammelten die Kniee und der Sekretär sprach mit lauter Stimme den Hymnus: Veni Creator Spiritus.

„Sagen Sie mir doch,“ flüsterte der Domkapitular, Freiherr von Pirkheim, seinem Nachbar zu, „wo will er denn eigentlich hinaus mit seiner Predigt?“

„Weiß ich's,“ antwortete der Angesprochene,

„ich bin ja so wenig in seinem Vertrauen als Sie. Uebrigens werden wir es bald erfahren, denn sonst hätte man uns wohl nicht hieher kommen lassen.“

„Ich vermuthe,“ fuhr der Freiherr von Pirkheim fort, „er wird dem Kaiser das Begräbniß in geweihter Erde versagen wollen. Er ist der Mann dazu.“

„Wer, der Kaiser oder der Kardinal? Ich sage Ihnen aber, keiner von beiden ist der Mann dazu. Weder der Kaiser, der ein manquirter Hohenstaufe, noch der Kardinal, der ein manquirter Innocenz ist. Und leben wir nicht Anno 1790 und bekommen wir nicht einen Monarchen, unter dessen Regierung in Italien die Synode von Pistoja abgehalten wurde?“

„Pistoja? Ja, ich habe davon gehört. War's nicht ein Berg, der eine Maus geboren — ridiculus mus, wie wir in der Schule sagten?“

„Still, Herr Bruder, und hören wir, was der Dechant vorbringt.“

Der Dechant des Domkapitels stand auf und sprach:

„Ew. Eminenz und hochfürstliche Gnaden! Hochwürdige Brüder in Christo! Nicht umsonst sind

wir angewiesen worden, Tag und Nacht zu lesen in den heiligen Büchern, welche geschrieben sind von den Propheten und Aposteln des Herrn; denn in ihnen finden wir den Schatz der himmlischen Weisheit, die zunichte macht den Trug dieser Welt. Die Trübsal dieser Zeiten ist groß, und wer mag es wissen, ob sie nicht die letzten sind? Denn die Gewalt des Thieres, von dem der Apostel in seiner Offenbarung schreibt, wird immer größer und es öffnet sein Maul zu Lästerungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen, seine Wohnung und die Bewohner des Himmels. Es kriegt gegen die Heiligen und überwindet sie und bereichert die Kinder der Finsterniß mit seiner Beute."

„Verstehen Sie den Dechant?" fragte Pirkheim seinen Nachbar.

„Er hat sich wieder in die Offenbarung Johannis verrannt, und kann den Ausweg nicht finden."

„Erlauben Sie, hochwürdiger Herr Dechant, daß ich Sie unterbreche," sagte der Kardinal. Da Sie gerade von der Beute sprechen, mit der sich die Kinder der Finsterniß bereichern, so will ich Ihnen einige Nachrichten mittheilen, welche

mir vor Kurzem zugekommen sind und am besten darthun, welche unseligen Folgen die Nachläßigkeit hat, mit der man in Frankreich der Verbreitung irreligiöser Grundsätze zusah. Sie wissen, hochwürdige Herren, daß durch ein Dekret der sogenannten Nationalversammlung vom 2. Dezember vorigen Jahres die Güter der Geistlichkeit, das Eigenthum der Kirche und der Armuth, zu Staatsgütern erklärt wurden; — damit nicht zufrieden, fängt man jetzt an, sie zu verkaufen, und um dem Werke der Gottlosigkeit die Krone aufzusetzen, beabsichtigt man, wie mir unlängst geschrieben wurde, die Klostergelübde abzuschaffen. Man wird, wie ich nicht zweifle, noch weiter gehen und die katholische Religion und die allerheiligste Dreieinigkeit selbst abschaffen, wenn nicht die rechtgläubigen Herrscher sich verbünden, um jenes Vipernnest in Paris, auf das der heilige Vater seine Bannstrahlen zu schleudern nicht länger zögern wird, zu zerstören und die gutgesinnten Unterthanen Ludwig XVI. von der Furcht zu befreien, welche die Giftzähne und der Geifer dieser von Voltaire und Rousseau ausgebrüteten Schlangen ihnen einflößen."

„Der Kardinal spricht heute sehr bilderreich,"

bemerkte Pirkheim leise, und sein Nachbar erwiederte:

„Er fürchtet für seine Einkünfte und das macht ihn beredt. Der Papst sollte ihn als Legaten nach Paris schicken; vielleicht gelänge es ihm, den Mirabeau zu bekehren.“

„Was soll ich sagen, hochwürdige Brüder,“ fuhr der Dechant fort, „das nicht von der Weisheit des Engels dieser Gemeinde, unseres in den Purpur der Kirche gehüllten Fürst-Erzbischofes, der ein Episcopus ist wie Titus und Timotheus, schon längst bedacht und wieder bedacht worden wäre? Ihm hat Gott die Gnade verliehen, daß er mit der evangelischen Taubeneinfalt auch die evangelische Schlangeneinfalt verbindet —“

„Der Kardinal möchte sich gern in die Lippen beißen vor Lachen oder vor Aerger,“ flüsterte Pirkheim; „aber es hilft nichts, er muß den ganzen apokalyptischen Lobsermon des Dechanten hinunterschlingen.“

— — — „Er ist dem Simson gleich, welcher mit einem Eselskinnbacken die Philister erschlug, und dem Engel in der Offenbarung, der mit einem goldenen Rauchfasse vor den Altar trat, dem viel

Rauchwerk gegeben wurde, damit er es bei den Gebeten aller Heiligen auf dem goldenen Altar vor dem Throne Gottes darbringe. Dieses Rauchwerk sind seine Worte, die gleich einer goldenen Kette aus seinem Munde fließen; und darum muß ich in Demuth bekennen, soll ich überhaupt eine Meinung aussprechen, daß ich mich ganz auf die Weisheit und Frömmigkeit unseres hochfürstlichen Vorsitzers stütze, und Alles seiner von dem Herrn der Heerschaaren erleuchteten Einsicht überlasse."

„Diese Rede hätte Blumauer hören sollen," sagte Pirkheim seinem Nachbar in's Ohr, „sie paßte ganz in die Aeneide; travestirt ist sie schon."

„Hochwürdige Brüder," begann wieder der Kardinal, „es ist von höchster Wichtigkeit, daß der neue Monarch sogleich eine klare Einsicht in das bekomme, was seinem Reiche noth thut. Es ist nicht zu läugnen, daß den Uebelgesinnten mancher Anlaß gegeben wurde, auf ihn ihre Hoffnungen zu stützen. Aber wir erwarten von Leopold dem Zweiten, daß er sich mit Schrecken von einer Bahn abwenden wird, von der wir sehen, wohin sie führt, wenn wir nach Frankreich blicken; wir erwarten mit Zuversicht, daß er den verderblichen

Neuerungen, zu welchen sich Joseph durch schlechte Rathgeber verleiten ließ, Einhalt thun und insbesondere die Rechte der heiligen Kirche, so weit sie beeinträchtiget wurden, wieder in integrum restituiren, schirmen und schützen wird. Damit wir nun Seiner Majestät gleich bei Höchstihrem Regierungsantritte einen Beweis unseres Eifers für Ihren Ruhm und das Beste Ihres Reiches geben, haben wir eine Denkschrift entworfen und ausarbeiten lassen, welche Seiner Majestät wenigstens zeigen wird, daß wir nicht zu Jenen gehören, die weder kalt noch warm, sondern lau sind. Sie, hochwürdige Herren, lade ich ein, Ihre Unterschrift beizusetzen. Herr Sekretär, lesen Sie das Memoire vor."

Der Sekretär that, wie ihm geheißen wurde und begann:

„An Seine Majestät den Kaiser. Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Herr! die in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit Unterzeichneten, Ew. Majestät treugehorsamste Diener, der Kardinal-Erzbischof der Erzdiözese von Wien und sein Klerus, wagen es Ew. Majestät bei Höchstihrem Regierungsantritte den Ausdruck ihrer unverbrüchlichen

Unterthanentreue und Liebe zu Füßen zu legen; sie hoffen zugleich, daß Ew. Majestät in der Fülle Höchstihrer Gnade ihnen gestatten werden, die kaiserliche Huld Ew. Majestät auf die ihrer Lehre und Aufsicht anvertrauten Gläubigen herabzuerflehen. Damit verbinden sie die demüthige Bitte, Ew. Majestät möchte ihnen die huldvolle Erlaubniß gewähren, von der Führung des ihnen anvertrauten Hirtenamtes treuen Bericht zu erstatten, und Ew. Majestät dasjenige an Höchstihr landesväterliches Herz zu legen, was sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer Pflicht als Diener der heiligen römisch-katholischen Kirche dem ewigen Heile ihrer Herde angemessen erachten."

„Ew. Majestät ist es nicht unbekannt, daß unter der Regierung Höchstihrer erhabenen Mutter, der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia, gefeierten Andenkens —"

Jetzt fingen alle Glocken des St. Stephandomes zu läuten an, und die Stimme des Sekretärs wurde von ihnen übertäubt und unverständlich. Sie verkündeten dem Volke der Kaiserstadt den Tod seines Herrschers.

Der Sekretär gab nun die Denkschrift, deren

Vorlesung nicht zu Ende gebracht werden konnte, den einzelnen Geistlichen zum Unterschreiben. Alle setzten ohne Zögern ihre Namen darunter, nur Pirkheim und sein Nachbar erklärten, sie hielten sich für verpflichtet, zuerst den Inhalt des Memoires ganz kennen zu lernen, bevor sie dasselbe durch ihre Unterschrift bekräftigten. Der Kardinal warf den Beiden einen Blick zu, in dem sich der bitterste Haß malte, aber nur einen Moment; dann hob er die Augen gen Himmel und sprach mit Salbung: „Der Herr, welcher unsere Herzen und Nieren kennt, weiß, daß wir bei all' unserem Thun und Lassen stets nur seine Ehre zu befördern uns bestrebt haben. Dies ist auch der Zweck gegenwärtiger Denkschrift, welche wir Seiner Majestät zu Füßen zu legen vorhaben. Sollte es jedoch Ihre Absicht sein, hochwürdige Herren," (hier wandte er sich gegen Pirkheim und dessen Nachbar) „sich davon durch eigene Prüfung zu überzeugen, so steht gar nichts im Wege, daß Ihnen eine Abschrift des Memoires eingehändigt werde. Ich werde sogleich Befehl ertheilen, daß dieses geschehe."

Ein Wink des Kardinals entließ die Versam-

melten, welche von ihm ehrerbietigen Abschied nahmen. Nur der Sekretär blieb.

„Lieber Damberger," hob der Kardinal an, „sein Sie so gut und verfertigen Sie die Abschrift für die beiden Herren Rekalzitranten. Es ist nicht nöthig, daß sie wörtlich sei. Sie können mehre Punkte übergehen, z. B. hier, wo es heißt, „welche verderbliche Folgen diese Lesefreiheit, die natürliche Konsequenz der Ungebundenheit der Presse" u. s. w. Ich überlasse das Uebrige Ihrer Einsicht, die Ihnen schon sagen wird, was Sie auszulassen haben. Zuerst fassen Sie jedoch das Mandat wegen der Kirchengebete für den verstorbenen — Kaiser ab. In der Oktave in jeder Pfarrkirche ein Requiem; durch drei Tage wird in der Mittagsstunde mit allen Glocken geläutet; durch dreißig Tage wird schwarz gelesen. Wir müssen für ihn viel beten lassen; er braucht es."

Der Sekretär verbeugte sich und sagte: „Seine Majestät werden jetzt wohl aufgehört haben, sich über die Heilanstalten unserer heiligen Kirche zu moquiren; sie dürften jetzt froh sein, daß man genöthiget ist, sie an denselben Theil nehmen zu lassen. Aber erlauben Ew. Eminenz, daß ich eine

ganz unmaßgebliche Meinung äußere: wäre es durchaus unmöglich, an der verstorbenen Majestät ein Exempel zu statuiren?“

„Wo denken Sie hin, lieber Damberger! Aus eigener Autorität können wir so etwas nicht, und mit Pius ist, wie Sie wissen, nichts anzufangen. Die Zeiten der Gregore und Innocenze sind leider vorüber.“

„Wer kann dies sagen, Ew. Eminenz? Der Herr der Heerschaaren beabsichtigt freilich, wie es scheint, Seiner Heiligkeit ein langes Leben zu schenken; aber wir sind in die Plane der Vorsehung nicht eingeweiht, und Alles in Allem — von Wien nach Rom ist es keine Ewigkeit.“

Der Kardinal lächelte. In seinen Augen konnte man lesen, wie sehr ihn diese Anspielung freute, welche mit einemmale den Glanz des Papstthums vor seinem Geiste vorüberführte und ihn von demselben umstrahlt zeigte.

„Die Zeit,“ fuhr der Sekretär im nämlichen Tone fort, „fordert kräftige Männer und kluge zugleich. Wäre es möglich, den Strom der Neuerungen zu dämmen oder gar dessen Quelle zu verstopfen, so würde dies ohne Zweifel das Beste

sein; ich glaube aber nicht, daß es möglich ist. Denn es scheint mir, daß, wie einst die Gläubigen, und damals war die ganze Welt gläubig, in das heilige Land zogen, um das Grab des Erlösers den Händen der Heiden zu entreißen, so jetzt die Aufgeklärten auf einer Argonautenfahrt begriffen sind, um das goldene Vließ der Philosophie, der Humanität und wie diese schönen Sächelchen alle heißen mögen, zu holen, welches der Drache des Aberglaubens und der Heuchelei bewacht. So nennt man nämlich die Anhänglichkeit an Lehren und Gebräuche, welche siebenzehn Jahrhunderte erprobt haben. Man lasse sie nur ziehen, mit den rostigen Waffen Luthers und den Giftpfeilen Voltaire's bewaffnet; sie werden des vermeintlichen Schatzes früh genug überdrüssig werden und die erhitztesten Kämpfer für das neue Heil werden sich am geduldigsten in die alten Fesseln schmiegen. Dem Freiheitrausche wird Katzenjammer folgen, und vielleicht hat schon die Morgenröthe des kommenden Jahrhunderts alle Träumereien verscheucht, mit denen französische Windbeutel dem deutschen Michel den Kopf verrückt haben. Ew. Eminenz verzeihen mir gnädigst diese rhapsodischen Betrach-

tungen; — in der bewegten Zeit, in welcher wir leben, ist es einem treuen Sohne der Kirche fast unmöglich, zu verhüten, daß sein Herz manchmal überfließe.“

„Ich kenne Ihre orthodoxen Gesinnungen, lieber Damberger, und schätze sie. Vielleicht wird mir die Zukunft erlauben, Ihnen einen Platz anzuweisen, an dem Sie dieselben werden in größern Kreisen mit Nachdruck geltend machen können.“

Der Sekretär küßte dem Kardinale den Pastoralring und blieb allein zurück. Als die Schritte des Prälaten nicht mehr hörbar waren, verschloß der Sekretär die Thüre, welche auf den Korridor führte, der das Zimmer, in dem er sich befand, mit den Wohngemächern des Erzbischofs verband, und öffnete ein geheimes Behältniß, das in der Wand des Gemaches verborgen war. In eines der Fächer, in welche es abgetheilt war, und die alle mit Papieren angefüllt erschienen, legte er einen Brief, der das Postzeichen eines kleinen Städtchens an der französischen Grenze trug; aus einem andern nahm er ein mit Freimaurercharakteren beschriebenes Heft, das er flüchtig durchsah, hier und da verbesserte, und darauf in eine der

vielen Taschen seines langen Rockes steckte. Dann setzte er sich an ein Pult und schickte sich an, die verlangte Kopie der Denkschrift zu fertigen.

Eine Stunde etwa mochte er gearbeitet haben, als ein leises Klopfen an der Thüre ihn unterbrach. Auf das vernehmliche Husten, mit dem er es beantwortete, trat ein kurzes, sehr sauber gekleidetes Männchen mit gepuderter Perrücke ein. Der Kleine sah sich zuerst vorsichtig im Zimmer um, dann trat er auf den Fußspitzen näher und rief mit verhaltener Stimme aus: „Gottlob! Er ist zum Teufel gefahren!“

„Pfui, Herr Nigelhuber,“ sagte der Sekretär. „Aber wen meinen Sie denn eigentlich?“

„Nun, wen anders, Hochwürden, als den verdammten — Gott verzeih’ mir die Sünde — als den höchstseligen Kaiser?“

„Ja, da haben Sie Recht, der ist todt. Beweinen wir ihn.“

„Beweinen? Damit kann’s Ew. Hochwürden nicht Ernst sein. Die geistlichen Herren haben wohl am wenigsten Grund, ihn zu beweinen. Ueberhaupt, wer soll ihn beweinen? Die Spitzbuben, die er vom Galgen frei gemacht, sonst Niemand.

Die heilige Kirche hat er beraubt, den hohen Adel malträtirt, und den Bürgern nichts zu verdienen gegeben. Sie lohnen ihm's auch. Wenn heute in der ganzen Stadt Wien seinetwegen nur eine einzige Thräne vergossen worden ist, so will ich ein Lump sein, Ew. Hochwürden. Die Huren, mit Respekt zu melden, die mögen ihn beweinen, die ehrlichen Leute thun's nicht. Lob' ihn ein Anderer, ich lob' mir seine Frau Mutter. Da war noch Andacht und Frömmigkeit unter den Leuten, und auch mehr Geld als jetzt. Da hat ein ehrliches Bürgerkind noch sein Brod verdienen können; aber unter ihm — es ist eine Schand'! Sie wissen, Hochwürden, ich war zu allen Zeiten ein großer Patriot; kein solcher, wie sie jetzt dergleichen in Paris drüben haben, Gott behüte! sondern ein österreichischer, ein wiener Patriot. Aber der Kaiser hätte mir den Patriotismus bald verleidet. Er brauchte nur noch zehn, nur noch fünf Jahre zu regieren, und sogar die Perrücken wären abgekommen und die Menschen hätten wieder angefangen, ihr eigenes natürliches Haar zu tragen, daß es ein wahrer Jammer gewesen wäre, es anzusehen."

„Weil wir gerade von Perrücken reden, Herr

Nigelhuber, frisiren Sie den Herrn Domscholastikus noch immer?"

„Ew. Hochwürden aufzuwarten. Des Herrn Domscholastikus Gnaden sind sehr herablassend und gelehrt, lesen auch französisch. Sehe wenigstens auf ihrem Tische oft französische Zeitungen liegen. Gestern, als ich sie bediente, lasen sie ganz außerordentlich aufmerksam in einem Blatte, das, wenn ich recht gesehen habe, le Monitär heißt. Dann sagten sie zu mir: „Ich bedaure Sie, Herr Nigelhuber, das Jahrhundert der Perrücken wird bald vorüber sein. Verlegen Sie sich auf eine andere Profession. Werden Sie z. B. Laternenanzünder." Des Herrn Domscholastikus Gnaden belieben nämlich manchmal sehr spaßhaft zu sein. Ich erinnere mich noch recht gut, als ich ihnen die Nachricht von der Erstürmung der Bastille brachte, fragten sie mich: „Hat sich kein Friseur dabei ausgezeichnet?" „Ew. Hochwürden und Gnaden," antwortete ich, „das Korps der Haarkräusler ist stets monarchisch gesinnt gewesen."

„Sie sind ein gewandter Mann, Herr Nigelhuber, und ein feiner Beobachter. Sie sagten früher, die Trauer um den verstorbenen Kaiser

sei nicht groß in der Stadt. Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem, was ich selbst gesehen und gehört habe. Ja, und ich lüge nicht, wenn ich behaupte, daß die ehrlichen Wiener von der Taborspitze bis zur Spinnerin am Kreuz gerne illuminiren thäten, wie damals, als wir Belgrad erobert haben, wenn sie nur dürften."

„Haben Sie meinen Auftrag besorgt, Herr Nigelhuber?"

„Promptest besorgt, Ew. Hochwürden. Wird unfehlbar in die Hände des Fürsten kommen. Ist ein vortrefflicher Herr, sehr großmüthig. Nur Schade, daß ihm sein Herr Vater so viele Schulden hinterlassen hat. Soll bei dem neuen Monarchen in Gnaden stehen. Lieben, sagt man, Beide das schöne Geschlecht —"

„Menschliche Schwächen, Herr Nigelhuber. Es ist besser, wenn man nicht davon spricht."

„Gewiß ist es besser, Ew. Hochwürden, gewiß. Habe zwar allerlei in Erfahrung gebracht, was hieher gehört und von Ew. Hochwürden vielleicht für die gute Sache benützt werden könnte. Ist aber, wie Ew. Hochwürden schön bemerkt haben,

besser, wenn man von solchen Dingen schweigt. Könnte Aergerniß geben.“

„Nun, nun, Herr Nigelhuber, wir sind ja unter uns. Unter vier Augen kann man von Manchem reden.“

„Sie haben Recht, Hochwürden. Bitte aber im Voraus wegen alles Anstößigen um Verzeihung. Seine Durchlaucht gingen vor ungefähr vierzehn Tagen an meiner Boutique vorüber und hatten die Gnade, meine Nichte sehr aufmerksam anzusehen. Sie ist, wie Sie wissen, Hochwürden, ein eitles, gefallsüchtiges Ding und, Gott verzeih' mir die Sünde, vom Hochmuthsteufel besessen. Da hat sie denn, wie der Fürst hereinsah, hinausgeschaut, anstatt den Blick züchtig niederzuschlagen, und muß ihm ein paar Augen gezeigt haben, wie sie es leider kann, die Hexe, die in des Fürsten Durchlaucht großes sinnliches Wohlgefallen erweckten. Den Tag darauf kam des Herrn Kammerdiener, mein vertrauter Freund, und ließ gegen das Mädchen allerlei verblümte Redensarten fallen, die ich in der Nebenstube vernahm. Ich trat heraus und sagte: „Lieber Herr Nonpareil, meine Netti braucht gar nicht zu wissen, daß sie vornehmen

Herrschaften gefällt. Lassen Sie es gut sein und verrücken Sie ihr nicht den Kopf mit solchem verliebten Zeuge.“ „Ei, Herr Nigelhuber,“ erwiederte er, „waren wir nicht auch einmal jung und wollen Sie dem Glück ihrer Niece im Wege stehen?“ „Glück, Herr Nonpareil,“ fuhr ich fort, „Glück ist nur in der Tugend zu finden.“ „Einverstanden, werther Freund,“ gab er mir zur Antwort, „Tugend führt zum Glücke, und wenn Mamsell Netti nicht so tugendhaft wäre, hätten sich des Fürsten Durchlaucht gar nicht um sie bekümmert.“ Auf diese Worte hin lud ich den Herrn Kammerdiener ein, mit mir in das Wohnzimmer hinaufzukommen, damit das dumme Ding nicht länger so gefährliche Reden anzuhören bekäme. Oben machte er mir nun den Vorschlag, meine Nichte als Kammermamsell in die Dienste der Frau Schwester des Fürsten treten zu lassen, und versicherte mich, in diesem Hause werde sie nicht nur ihr bestes Auskommen finden, sondern auch allen Gefahren, welchen junge Mädchen in dieser verderbten Stadt ausgesetzt sind, entzogen, kurz, geistlich und leiblich versorgt sein. Ich sagte nicht ja und nicht nein, und nahm mir sogleich vor, Ew. Hochwürden von

der Sache in Kenntniß zu setzen, bevor ich einen Entschluß faßte.“

„Da haben Sie wohl gethan, Herr Nigelhuber. Die Sache hat jedenfalls zwei Seiten. Vor Allem muß ich Ihnen bemerken, daß Sie Ihre Nichte zu strenge beurtheilen. Sie wird, wie ich sie kenne, den Pfad der Tugend gewiß nicht verlassen, selbst wenn der Fürst ihr Anträge machen sollte; woran ich aber zweifle. Zu größerer Sicherheit können Sie das Mädchen zu mir schicken, damit ich ihr das Nöthige ans Herz lege.“

„Wenn Ew. Hochwürden dies thun wollen, dann bin ich ganz beruhiget. Ew. Hochwürden werden ihr wohl auch einprägen, welchen Dank sie ihrem alten Onkel schuldig ist, und daß sie ja seiner nicht vergessen solle, wenn sie jemals zu Geld und Gut kommt?“

„Sein Sie unbesorgt, Herr Nigelhuber, es wird schon Alles recht werden.“

„So küss' ich Ew. Hochwürden die Hand. Apropos! bald hätte ich's vergessen — der Herr Haschka läßt sich Ihnen empfehlen, und fragen, wann er Ew. Hochwürden am besten aufwarten könnte?“

„Der Herr Haschka? Gut, sagen Sie ihm, ich sei jetzt sehr beschäftiget und könne ihn unmöglich sprechen.“

„Aber er hat mich sehr dringend gebeten, ihn bei Ew. Hochwürden zu empfehlen.“

„So bestellen Sie ihn denn auf übermorgen, um acht Uhr in der Frühe.“

„Küss' die Hand, Ew. Hochwürden.“

„Behüt' Sie Gott, Herr Nigelhuber.“

Zweites Kapitel.

Ein schneidender Märzwind strich über das Glacis, auf dem, in ihre Mäntel eingehüllt, zwei Männer (solche schienen sie wenigstens) der Josephstadt zugingen. Der Tag dunkelte, und kalte Dünste lagerten sich immer dichter um die Menschen und ihre Wohnungen.

„Du frierst, armes Kind," sagte der Eine, eine hohe, kräftige Gestalt, zu seinem Begleiter, der, vor Kälte zitternd, den Mantel fest an sich zog. „Schmiege dich enger an mich — ich wollte,

ich könnte dich auf meinen Armen tragen, und an meinem Herzen vor der eisigen Nachtluft schützen."

„Ich bin ein verzärteltes Wesen, guter Joseph; doch plagt mich die Kälte weniger als die Neugierde. Fast reut es mich, daß ich so in dich gedrungen bin, mich in die Loge mitzunehmen. Wird mich in dieser Verkleidung wohl gewiß niemand erkennen?"

„Deswegen braucht dir gar nicht bange zu sein; ich stehe dafür. Verrathe dich nur nicht selbst, indem du eines der geheimen Zeichen vergißt, welche ich dich gelehrt habe."

„Laß sehen, ich will sie wiederholen. Verbeugt man sich zwei- oder dreimal?"

„Einmal, mein Kind."

„Wie heißt das schon, was man dem Bruder Pförtner ins Ohr sagen muß?"

„Resurrectio."

„Ein dummes Wort. Hätte man nicht eines wählen können, was sich leichter aussprechen läßt, z. B. bon soir?"

„Nein, dieses nicht. Es darf nicht wieder Abend werden, es darf nicht. Bon jour hättest

du sagen sollen; denn Tag muß es werden in der Welt, es ist lange genug Nacht gewesen."

„Ich verstehe dich nicht, Pepi. Wolltest du, daß es immer Tag wäre?"

„Nein, süßer Engel, ich wünschte lieber, daß um uns die Nacht nimmer aufhörte, wenn ich an jene schönste meines Lebens denke."

„Schweig, du Bösewicht, und schäme dich, so zu reden. Laß mich," fuhr sie fort, als ihr Begleiter sie zärtlich an sich drückte und küßte, „es könnte uns ja jemand sehen. Ein Meister vom Stuhl, der eine Rede halten wird, und bereitet sich durch Küssen darauf vor! Ich werde dich verklagen; dann setzen sie dich ab, und wir werden die Zeit, welche du sonst in den Logen versäumtest, beisammen zubringen."

„Um diesen Preis wäre es fast der Mühe werth, sich absetzen zu lassen. Doch es ist dir mit deinem hochverrätherischen Vorsatze nicht Ernst. Du weißt ja, daß ich kein unnützes Spiel treibe, und nur deshalb im Dunkeln wirke, weil ich es so kräftiger kann. Hätte mich das Glück in Frankreich geboren werden lassen, so verschmähte ich es, mich mit Geheimnissen zu umgeben. Dort

würde ich öffentlich zu meinem Volke reden, sei es von der Tribüne der Nationalversammlung herab, oder in den Spalten eines Journals. Aber was bleibt einem Manne, der sein Vaterland und die Freiheit liebt, zu thun übrig, hier, wo man nur an Despotismus gewöhnt ist, wo ihn Söldlinge der Pfaffen und Aristokraten umringen, die jetzt wieder, wie die Frösche nach einem Regen, ihren Kopf hervorheben und quaken? Was bleibt ihm anderes übrig, als unter der Zwingburg, welche Jahrhunderte der Sklaverei aufgeführt und verbollwerkt haben, Minen zu graben, an die er in einer günstigen Stunde Feuer legt, damit sie den Bau der Tirannei in die Luft sprengen?"

„Du sprichst schön, Joseph, ich fühle es. Aber wird es dir gelingen?"

„Und gelingt es mir nicht, so wird es einem Andern gelingen. Hat man Jahrhunderte gebraucht, um einen Dom von Stein zu bauen, so darf man nicht verzweifeln, wenn auch Jahrhunderte vergehen, bis sich die Freiheit, fest gegründet, ein blauer Himmelsdom über die Welt wölbt. Begnüge sich, wem es vergönnt ist, einen Baustein

zum Tempel zu tragen; glücklich ist, wer berufen wird, das Gebäude mit seinem Blute zu kitten!“

„Sprich nicht von Blut, Joseph; mich schaudert —“

„Ja, Anna, Ströme Blutes werden noch fließen, bevor die Freiheit die Menschen zu Brüdern gemacht und sie in Liebe vereiniget hat. Dann wird die Erde sich verjüngen und zum Paradiese werden, wie sie es einst war. Dankbar werden uns die Enkel segnen, mich, weil ich für sie gekämpft und gelitten; dich, Anna, weil du mich geliebt!“

Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen, und kaum hatte es Zeit, sie zu trocknen; denn das in einem einsamen Winkel der Vorstadt gelegene Haus, das Ziel ihres Weges, wurde eben erreicht. Bevor sie hineintraten, bedeckten sie die Gesichter mit Larven. Am Thore wurden sie von einem gleich ihnen Verlarvten empfangen, der sie, nachdem sie ihm das Losungswort zugeflüstert hatten, in ein im Erdgeschosse gelegenes Gemach führte, wo sie ein anderes Mitglied antrafen, das Anna's Begleiter, als er ihm seinen Ordensnamen genannt hatte, achtungsvoll grüßte. Dieser stellte

ihm seine Gefährtin als einen aus Deutschland angekommenen Freund und Wissenden vor, und beide gelangten hierauf, ohne weitern Aufenthalt, in den Versammlungssaal. Die Wände desselben waren mit schwarzen Tüchern behängt, ihr einziger Schmuck Joseph des Zweiten Bild, von einem Kranze goldner Sterne umgeben. Die Versammelten trugen Alle Larven, mit Ausnahme eines Novizen und seines Einführers, die in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung in der Mitte standen, während die Uebrigen in Bänke vertheilt saßen, welche die Wände des Saales entlang angebracht waren. An der vierten stand die Rednerbühne und ein Tisch für den Sekretär der Loge.

Während der Aufnahmszeremonien hatte Anna hinlängliche Muße, die zwei Personen, welche allein nicht vermummt waren, aufmerksam zu betrachten. Die Gesichtszüge des Einführers, eines Mannes in vorgerücktem Alter, waren auf den ersten Anblick abstoßend. Seine dunkeln Augen schauten düster unter dichten Braunen hervor, die Wangen waren eingefallen, das Kinn spitzig, und der Mund verzog sich manchmal zu höhnischem Lächeln. Den Körper trug er etwas gebückt; die

Kleidung war einfach, fast abgetragen, und hing lose auf dem magern Leibe, der an Form und Schnitt derselben gar nicht gewöhnt schien. Der Novize hingegen, ein junger, schlank gewachsener Mann, blickte, wie begeistert, bald auf das Bild des Kaisers, bald auf die Versammelten, und sprach mit lauter, klangvoller Stimme die Formeln, welche den Fragen des Meisters vom Stuhle als Antworten zu dienen hatten. Nachdem der Aufnahmsakt geendiget war, überreichte der Einführer dem neuen Mitgliede eine Maske, und beide mischten sich verlarvt unter die Uebrigen.

Jetzt erhob sich der Vorsitzende, und von Allen am meisten gespannt lauschte wohl Anna auf die Worte ihres Begleiters. Bevor er zu sprechen anfing, las der Sekretär aus dem Protokolle:

„An der Tagesordnung ist die Todesfeier Kaiser Joseph des Zweiten.“

Hierauf begann der Meister vom Stuhle:

„Wissende Brüder und Brüder der ersten Prüfung! Als Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, als Brüder, die ein heiliger Schwur verbindet, haben wir uns hier versammelt, um über dem Grabe eines großen Menschen einige Worte des

Dankes, der Trauer und der Hoffnung zu sprechen. Des Dankes — für die Liebe, die er zu seinem Volke getragen; denn er liebte es: er bekämpfte ja die drei fürchterlichsten Feinde des Glückes der Menschheit, die Unwissenheit, die Knechtschaft und die Armuth, welche aus diesen beiden entspringt, unermüdet mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen. Die erste hat er in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgt; der künstlich bereitete Dunst, der so lange für Licht gegolten hatte, verflüchtigte sich vor dem Glanze der himmlischen Sonne Wahrheit, und auf dem Altare dieser Göttin opferte der Herrscher als oberster Priester. Der Aberglaube wurde aus den Tempeln Gottes, in denen er bis dahin ungestört genistet hatte, vertrieben, und verkroch sich scheu in die Spinnstuben, wo ihm gutmüthige alte Weiber ein Asyl gewährten; tausendjährige Vorurtheile, die, von den Machthabern gehegt und gepflegt, der Gewalt der Zeit getrotzt hatten, fielen zusammen wie morsche Bäume, indem sie noch, wie diese, einen fahlen Dämmerschein um sich verbreiteten, bevor sie ganz verfaulten; der Verstand wurde in seine Rechte eingesetzt, und die Wissenschaft hörte auf, ein Mo-

nopol zu sein. Der erlogene Nimbus um die Häupter erlogener Gottheiten zerfloß in Nichts, und man fing an, zu erkennen, daß es keinen Adel und kein Priesterthum gebe, als das der Guten und Weisen. Statt der Willkühr herrschte das Gesetz, Eines für Alle; es zu schützen und seine Vollzieher zu beaufsichtigen, wurde das Wort frei gemacht, und es ergoß sich in erfrischenden und befruchtenden Strömen durch das Land. Das Volk ward nicht mehr als Lastthier betrachtet, dem nur das nothwendigste Futter zukomme; der fleißige Landmann, der betriebsame Bürger genossen die Früchte ihrer Thätigkeit, und geistlichen und weltlichen Drohnen wurde nicht länger gestattet, davon zu zehren. Nur wer arbeitete, wurde geachtet; Joseph der Zweite betrachtete sich nicht als den ersten Edelmann, sondern als den ersten Diener des Staates, und nicht die Zahl der Ahnen galt, sondern die Zahl der Verdienste. Wenn unsere Enkel noch einen andern Herrscher haben, als Gott und das Gesetz, so möge er Joseph dem Zweiten gleichen!

„Wir trauern um Joseph, nicht bloß weil er das große Werk unvollendet ließ, sondern auch

weil er es versäumt hat, seinem Baue diejenigen Stützen zu geben, welche ihn befestigt und für alle Zeiten unerschütterlich gemacht haben würden. Er hat es versäumt, seiner Nation eine weise, dauerhafte Verfassung zu geben, und, was er that, mit ihrer Einstimmung zu thun. Der Liebe und Ergebenheit des größten und stärksten Theiles des Volkes gewiß, konnte er es durch einen einzigen Wink in seine ursprünglichen Rechte einsetzen, und diese zu Grundgesetzen machen, welche von seinen Nachfolgern unverändert beobachtet werden mußten. Er hat dies versäumt, da er es doch konnte. Und deshalb trauern wir — richten wird ihn Gott.

„Aber der Same, den Joseph gestreut, wird nicht verloren gehen; er wird zum Baume werden, an dessen Früchten sich unsere Enkel laben, unter dessen Schatten sie Kühlung finden. An uns ist es, das Erdreich zu lockern, es zu düngen, es mit unserm Blute zu begießen, wenn dies von uns gefordert wird. Wir haben es geschworen — mögen wir den Schwur nie vergessen!“

Nach diesem Redner bestiegen noch mehre die Bühne, und ließen sich über den nämlichen Gegenstand vernehmen; unter ihnen auch der Einführer

des neu aufgenommenen Mitgliedes, welcher den Vorschlag machte, der Nationalversammlung in Paris dafür, daß sie die Mönchsgelübde abgeschafft habe, den Dank dieser Loge zu votiren, und einen Abgesandten zu ernennen, der sich dorthin begeben und mit den Männern der Revolution in Verbindung setzen solle. Dieser Antrag wurde, da sich niemand dagegen aussprach, als angenommen betrachtet und die Wahl des Abgesandten dem Meister vom Stuhle übertragen, welcher erklärte, er würde nicht anstehen, dieses schwierige und gefährliche, aber ehrenvolle Geschäft selbst zu übernehmen, wenn ihn nicht der Schwur, den er bei Annahme seiner Würde abgelegt, daran verhinderte. Er bezeichnete den Bruder Gallus als den geeignetsten für dasselbe, und forderte ihn auf, der Loge die Einwendungen vorzutragen, die er etwa zu machen habe. Der Aufgerufene dankte für das in ihn gesetzte Vertrauen, und sprach seine Bereitwilligkeit aus, sich der Sendung zu unterziehen, und den Instruktionen, die ihm ertheilt würden, genau nachzukommen. Der erste Antragsteller schlug vor, die einzelnen Punkte dieser

Instruktionen sogleich zu berathen, und nach kurzer Diskussion wurden folgende festgesetzt:

„1. Bruder Gallus wird sich bei den freiheitliebenden Mitgliedern der Nationalversammlung, Redaktoren von Journalen und Schriftstellern überhaupt Zutritt verschaffen.

„2. Er wird sie von den Absichten der Logenbrüder unterrichten, und sich mit ihnen über die Mittel verständigen, welche angewendet werden müssen, um das Reich der Freiheit auch in unserm Vaterlande herbeizuführen.

„3. Er wird die in Paris anwesenden Deutschen beobachten und ihr Thun ausforschen.

„4. Er wird auf dem ihm bekannten Wege über Alles genauen Bericht abstatten.“

Nach diesen Verhandlungen zerstreuten sich die Mitglieder in die an den Saal anstoßenden Zimmer, und Anna schloß sich wieder an ihren Begleiter an, und bestürmte ihn mit Fragen über Einzelnes, was ihr besonders aufgefallen war. Sie drang in ihn, ihr die beiden Männer zu nennen, welche sie ohne Larven gesehen, und schmollte fast, als er ihr dies verweigerte und hinzusetzte: „Einführen durfte ich dich: denn es ist mir erlaubt,

Personen, deren gute Gesinnungen ich kenne, den Zutritt zu gestatten; aber mein Schwur verbietet mir, dir den Namen eines einzigen Bruders zu nennen. Begnüge dich mit dem, was du sahst und hörtest."

„Ueber euch Männer!" erwiederte sie. „Warum hast du meine Neugierde gereizt, wenn du sie nicht befriedigen willst? Doch warte nur, ich werde nicht ruhen, bis ich erfahre, wer der finstere Mensch ist, der so aussieht wie der Teufel im Mährchen, und der schöne Novize, oder wie ihr ihn sonst heißt, und der Bruder Gallus, der nach Paris geht. Ach, wie beneide ich ihn!"

„Da thut es mir leid, daß ich nicht lieber dich in Vorschlag gebracht habe. Laß es gut sein, Mädchen, und komm' in den Saal zurück. Ich muß die Loge schließen."

Eine Klingel rief alle Brüder in den Saal zurück, und der Meister vom Stuhl sprach folgendes kurze Gebet, welches die Versammelten stehend und mit unbedecktem Haupte anhörten:

„Geist der Welt, der du in der Unendlichkeit wohnst, gieb, daß wir dir ähnlich werden, frei und wissend wie du! Oeffne die Augen den Ver-

blendeten, welche die Welt in Sklaverei halten, und laß sie alle Menschen als ihre Brüder erkennen und lieben!“

Darauf bedeckten sich Alle, und verließen das Haus. Auch Anna und ihr Begleiter entfernten sich, und schritten schweigend durch die dunkle Nacht. Auf ihrem Wege kamen sie am Palaste des Fürsten Löwenstein vorüber, dessen Fenster glänzend beleuchtet waren.

„Da oben mag es lustiger zugehen als bei euch in der Loge,“ sagte Anna.

„Die Mäuse freuen sich über den Tod der Katze,“ erwiederte ihr Begleiter. „Nur Geduld!“ rief er dann heftiger aus, und warf einen Blick des Zornes auf die prächtige Equipage, die ihn eben auszuweichen zwang — „auch euch wird die Nemesis ereilen; auch wir werden einen 14. Juli, einen 4. August haben; auch ihr werdet euch vor dem Volke demüthigen oder euern Hochmuth, eure Unwissenheit und euer selbstverschuldetes Unglück in der Fremde zur Schau tragen müssen.“

„Kennst du den Fürsten?“ fragte Anna.

„Nein, ich trage auch kein Verlangen darnach.“

„Er ist ein schöner Mann und ein sehr freundlicher Herr.“

„Woher weißt du dieses?“

„Er geht manchmal an der Boutique meines Onkels vorüber.“

„So — und weiter kennst du ihn nicht?“

„Nein, wie sollt' ich auch?“

„Wie hast du denn seine Freundlichkeit erfahren?“

„Er lächelt immer, wenn ich zufällig von meiner Arbeit aufsehe, und unsere Blicke sich begegnen.“

„Anna, du mußt nicht mehr in der Boutique arbeiten; versprich es mir.“

„Bist du eifersüchtig?“

„Nein; aber ich will nicht, daß dich alle Vorübergehende angaffen.“

„In der Hinterstube ist's so langweilig.“

„Ich werde dir Bücher bringen.“

„Das Lesen greift mir die Augen an.“

„Die werden freilich weniger angegriffen, wenn sie kokettiren.“

„Du wirst unartig.“

„Und du trägst Schuld daran.“

„Sei nicht böse, Pepi, ich will ja in die Hinterstube.“

„Verzeihe, liebe Anna — gib mir einen Gutenachtkuß. Wir sind zur Stelle.“

Sie umarmten sich, und schieden.

„Bist du auch ein Nachtschwärmer geworden, und ein Mädchenjäger, Hebenstreit?“ rief den Forteilenden eine Stimme an, welche, wie sich auswies, einem Lieutenant von der wiener Besatzung gehörte. „Das ist brav von dir. Jetzt gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß du noch einmal mit Leib und Seele einer der Unsrigen wirst.“

Hebenstreit (so hieß Anna's Begleiter) suchte sich loszumachen; aber der Lieutenant hielt ihn fest, und sagte: „Behüte, du mußt mit mir. Wir haben heute Nacht eine Partie, und ich kann noch einen Kameraden mitbringen, wenn ich will. Es wird deliziös — wir werden den Göttern opfern, dem Bacchus und der Venus. Ich lasse dich nicht, du Karthäuser — fort, schon hör' ich die Champagnerpfropfe knallen —“

„Nur gemach, Leonardi — wohin willst du mich denn führen?“

„In Mahomed's Paradies, obwohl du ein Ungläubiger bist.“

Hebenstreit gab nach, und folgte dem lustigen Kameraden, der mit ihm dem Rothenthurmthore zuging. Jenseits des Wassers ließ er ihm die Wahl, sich entweder die Augen verbinden zu lassen, oder sein Ehrenwort zu geben, daß er nie und niemandem, ohne Erlaubniß des Lieutenants, das Haus anzeigen werde, in welches er kommen würde; dann bog er, nachdem Hebenstreit sich verpflichtet hatte, in eine enge Gasse der Leopoldstadt ein, die so schmutzig und finster war, daß sie jeden Augenblick strauchelten, und sich an den Mauern der Häuser fortschleppen mußten.

„Wenn dies der Eingang zum Paradiese ist,“ bemerkte Hebenstreit, „so muß man in der That glauben, daß sehr schwer hineinzukommen ist. Oder vielleicht ist die Hölle nicht weit; denn diese Gasse könnte ganz gut die Aufschrift tragen: Per me si vada nella perduta gente.“

Endlich hielt der Lieutenant vor einem Hause, dessen Außenseite kein einziges beleuchtetes Fenster zeigte. Auf sein dreimaliges leises Klopfen wurde das Thor geöffnet: der Thorweg war erleuchtet,

und Hebenstreit wurde von seinem Begleiter über einen kleinen Hof eine helle breite Treppe hinauf in ein Ankleidezimmer geführt, wo sie Dominos und Larven fanden, mit denen sie sich maskirten. In einer Schatulle lagen Karten mit Nummern, von denen der Lieutenant eine für sich behielt, und eine Hebenstreit gab, indem er sagte: „Ich hoffe, du wirst keine Niete ziehen. Laß deine Grillen und dein ernsthaftes Gesicht hier und denke, daß man mit den Wölfen heulen muß. Folge mir.“ Dann öffnete er eine Thüre, und Hebenstreit sah sich auf einer mit Glaswänden geschlossenen Gallerie, von welcher Treppen auf beiden Seiten in einen Saal hinunter führten, welcher einen überraschenden Anblick darbot. Er war prächtig beleuchtet, und den Glanz der Kronleuchter strahlten große Spiegel wieder, mit denen die Wände geschmückt waren. Masken ordneten sich zum Tanze nach den Klängen einer Musik, von der man nicht wußte, woher sie kam, da nirgends ein Orchester sichtbar war. Die Kostüme waren durch das gewellte Glas nicht genau zu unterscheiden; doch schienen sie reich und phantastisch. Hebenstreit stieg die Treppe hinunter; warme, balsamische Luft

umfing, neckische Töne umhüpften ihn, und was er schaute, ließ ihn zweifeln, ob er seinen Sinnen trauen dürfe. Alle Fesseln, die Sitte und Anstand auflegt, schienen abgeworfen; die durchsichtigen Kleider der weiblichen Masken verhüllten keine der üppigen Formen, und in den wollüstigsten Gruppen bewegten sich die Paare.

Hebenstreit suchte den Lieutenant auf, den er im lüsternen Gespräche mit einem weiblichen Domino fand, und fragte ihn, wer der Amphitryo dieses herrlichen Festes sei.

„Gefällt es dir? Das freut mich. Hab' ich dir's nicht gesagt? Aber was willst du mit dem Amphitryo? Vielleicht stellt ihn eine von den Masken vor; such' ihn nur: du siehst, ich habe hier ein angenehmeres Geschäft."

„Versteh' mich recht, Leonardi —"

„Hier heiße ich nicht Leonardi, merke dir's, sondern Käthchen."

„Also, Käthchen, ich wollte dich fragen, wer dieses Fest gibt."

„Wer soll's geben? Wir Alle geben es."

„Wer seid denn ihr, ihr Alle?"

„Wenn du es durchaus wissen willst — wir heißen die Gesellschaft „Après nous le déluge.“

„Von der hab' ich in meinem Leben nie gehört.“

„Glaub' es wohl; sie ist eine geheime, obgleich sie in der ganzen Welt Mitglieder zählt.“

„Und euer Großmeister?“

„Wir haben bloß eine Großmeisterin, die Göttin Venus. Ihre Stellvertreterin auf Erden ist die — halt! nun fällt's mir ein, ich habe ja mein Ehrenwort gegeben. Thut mir leid, kann dir nicht dienen. Ich darf nicht sagen, wie sie heißt; aber sehen kannst du sie, dort auf dem Throne, auf den sie sich eben setzt.“

Hebenstreit blickte nach der angedeuteten Richtung, und gewahrte jetzt erst, was er früher übersehen hatte, einen mit rothem Sammet überzogenen Lehnstuhl auf einer Estrade unter einem Thronhimmel. Eine Frau war gerade im Begriffe, ihn einzunehmen. Sie trug als einzige Kleidung einen langen, durchsichtigen Schleier, eine Larve, wie die Uebrigen, und im Haare, welches in schwarzen Locken die Schultern umwallte, ein Diadem. Eine Maske, als Apollo gekleidet, oder vielmehr

entblößt, beugte die Kniee vor ihr, und Faune, Satyre und Nymphen, Götter und Göttinnen aller Art bildeten ihren Hof. Unter ihnen auch Merkur, der sich ihr nahte, und ihr ein reichverziertes Kästchen überreichte. Nun wurde Stille geboten, und die weiblichen Masken reihten sich um die Göttin, welche um den Leib jeder einzelnen einen mit einer Nummer bezeichneten Gürtel schlang. Dann gab Venus das Kästchen an Fortuna, und diese zog mit verbundenen Augen ein Loos aus demselben, welches eine Nummer trug, die Merkur ablas. Die männliche Maske, die im Besitz einer gleichen Nummer war, trat hervor, und Venus führte ihm die weibliche Maske zu, auf deren Gürtel die nämliche Zahl stand, indem sie ihm zugleich das Recht ertheilte, der Gefährtin, welche sie selbst nnd Fortuna ihm zugesellten, den Gürtel zu lösen. Als alle männlichen und weiblichen Masken auf solche Art gepaart waren, ließ Venus durch Merkur verkündigen, daß sie für diese Nacht dem Thron entsagt und die Herrschaft an Amor abgetreten habe. Ein hinter dem Thronsessel befestigter Vorhang wurde aufgezogen, und es erschien das Bild dieses Gottes.

Die Musik ertönte wieder, und bacchantische Tänze begannen. Hebenstreit, obwohl empört von der Zuchtlosigkeit, die hier zur Schau getragen wurde, hatte doch den Entschluß gefaßt, zu bleiben, um hinter das Geheimniß dieser Orgie zu kommen. Das Loos theilte ihm eine Maske zu, welche, so weit er dies, ohne das Gesicht zu sehen, zu beurtheilen vermochte, im blühendsten Mädchenalter zu stehen schien. Sie war als Bajadere gekleidet, und züchtiger als die meisten andern. Hebenstreit wollte versuchen, ob es ihm nicht gelänge, aus diesem Mädchen herauszubringen, was er von Leonardi nicht erfahren konnte; er zog sich mit ihr aus dem Gewühle der Tanzenden zurück, und geleitete sie zu einem in einer Ecke stehenden Sopha. Kaum saßen sie, wo niemand sie beachtete, so flüsterte ihm die Maske ins Ohr:

„Wenn sie ein Mann von Ehre sind, so retten sie mich.“

„Ich hätte nicht erwartet,“ erwiederte Hebenstreit, „an diesem Orte von Ehre reden zu hören.“

„Sie haben Recht. Man hat mich aber hie-

her verlockt — wenn Sie ein Wüstling sind, wie die Andern, wie — o Gott! ich bin verloren!“

„Beruhigen Sie sich, und sagen Sie, was Sie von mir wünschen.“

„Kommen Sie mit mir in ein abgelegenes Zimmer, wo uns niemand hören kann.“

„Ich weiß kein solches, schöne Maske.“

„Sind Sie denn in die Geheimnisse dieses Hauses nicht eingeweiht?“

„So wenig als Sie. Ein Freund hat mich hieher geführt.“

„So suchen Sie ihn auf, und erkundigen Sie sich, ich beschwöre Sie darum. Ich erwarte Sie auf der Galerie.“

Hebenstreit kehrte zu den Tanzenden zurück. Mit Mühe drängte er sich durch die in wildem Taumel verschlungenen Gruppen; doch gelang es ihm nicht, den Lieutenant zu finden, und unschlüssig, was er nun zu thun habe, begab er sich zu seiner Gefährtin auf die Galerie, wo sie zum Glück noch allein war. Sie ließ ihn nicht zu Wort kommen, und bat ihn, ihr zu folgen. Einer der in der Wand angebrachten Knöpfe, die er früher, bei seinem Eintritte, übersehen hatte, wich,

als sie ihn drückte; eine Thüre öffnete sich, und ließ einen dämmernd erhellten Korridor erblicken, auf den eine Reihe Zimmer ausgingen. In eines derselben traten sie ein. Es war mäßig groß; an der Wand standen Divane, die durch spanische Wände von einander abgesondert waren, und auf zwei Tischen waren Erfrischungen servirt.

Hebenstreit's Begleiterin demaskirte sich, und ließ ihn ein schönes, bleiches Gesicht sehen, in dessen Augen Thränen glänzten. Es war ihm unbekannt.

„Noch einmal, beruhigen Sie sich," tröstete er sie. Sie sind meiner Verschwiegenheit und jedes Schutzes gewiß, den ihnen ein Mann in dieser Lage anbieten kann." Hierauf nahm er die Larve ab, zog das Mädchen sanft auf die Kissen nieder, und forderte sie auf, ihm mitzutheilen, was sie für nöthig halte.

„Ich kenne sie nicht, mein Herr," begann sie, „aber ihre Züge flößen mir Vertrauen ein. Vor allem, sind wir hier in Sicherheit?"

„Ich will, wenn Sie es wünschen, die Thüre abschließen. Im Fall der Noth schützt Sie dieses." Dabei zeigte er auf ein kurzes Schwert, das vom

Oberkleide bedeckt an seiner Seite hing. Es war eine Waffe, wie sie alle Brüder in der Loge trugen. Das Mädchen blickte aufmerksam hin, erschrak, faßte sich jedoch sogleich wieder und fuhr fort:

„So hören Sie denn meine Geschichte. Ich will so kurz sein als möglich und Ihre Großmuth nicht zu sehr mißbrauchen und Ihnen nur das erzählen, was Sie wissen müssen, um mich retten zu können. Meine Mutter starb früh und mein Vater, ein angesehener Beamter, überließ mich fast ganz mir selbst. Meine Lieblingsbeschäftigung wurde Lektüre, und mein Kopf füllte sich mit Bildern, zu denen leider in der Welt, wie sie ist, die Originale fehlen. Auf einem öffentlichen Balle lernte ich einen jungen Mann kennen, der bald mein ganzes Vertrauen gewann. Er gab sich für den Privatsekretär des Grafen Vesey aus, der sich in Geschäften seines Herrn einige Zeit in Wien aufhalte, und besuchte uns, meinen Vater und mich, fast jeden Abend. Auch dieser wurde ihm von Tag zu Tag gewogener und unterhielt sich mit ihm stundenlang, meistens von Politik, die meines Vaters Steckenpferd ist. In einem aufgeregten Augen-

blicke ließ er entschlüpfen, daß er Mitglied einer geheimen Gesellschaft sei, deren letzter Zweck darin bestehe, die Verfassung dieses Reiches im republikanischen Sinne zu ändern. Zugleich zeigte er dem angeblichen Privatsekretär auch Dokumente vor, welche auf die Verbindungen dieser Gesellschaft mit dem Auslande Beziehung hatten, und versprach ihm auf dessen dringendes Bitten, ihn in die Loge einzuführen. Er that es auch, und von diesem Tage an bemerkte ich eine auffallende Veränderung in dem Betragen unseres sogenannten Freundes gegen mich. Er mischte zweideutige Witze in seine Unterhaltung, wenn wir allein waren, brachte mir nach einander Bücher, von denen die ersten noch lose verschleierten, was die spätern in plumper Nacktheit zeigten, und sprach häufig von einem reichen und vornehmen Freunde, dem er mich geschildert und der vor Begierde brenne, mich kennen zu lernen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber er verstand es so geschickt, meine Neugierde zu reizen, daß ich in einen abenteuerlichen Plan einging, den er mir vorschlug. Ich ließ mich bereden, mich mit dem unbekannten Freunde in einen Briefwechsel einzulassen, der, anfangs in Allgemein=

heiten sich bewegend, später immer mehr ins Besondere einging und mir wirkliches Interesse einzuflößen begann. Liebe war das Hauptthema desselben; manchmal fielen Seitenblicke auf Tagesereignisse, und der scharfe Beobachtungsgeist meines unbekannten Korrespondenten, die feine Ironie, mit der er Alles, was in das Gefühlsleben einschlug, nicht bespöttelte, aber materialisirte, lockte mir eine Art Zuneigung zu ihm ab, welche dessen Freund durch passend angebrachte Bemerkungen nährte. Was zuerst nur kindische Freude an einer Sonderbarkeit gewesen war, nahm nach und nach meine Theilnahme in Anspruch und wurde endlich ein Bedürfniß des Herzens."

Hier wurde die Erzählung von wiederholtem Klopfen an die Thüre unterbrochen, die Hebenstreit verschlossen hatte. Eine männliche Stimme begehrte Einlaß und berief sich auf das in diesem Hause an diesem Tage geltende Gesetz, welches Thüren der Boudoirs zu schließen verbiete. „Uebrigens," wurde hinzugefügt, „werden wir eure Schäferstunde nicht stören, uns verlangt nur auch nach einer solchen."

Hebenstreit weigerte sich, zu öffnen, und nach

einigem Hin- und Widerreden entfernten sich die Außenstehenden mit der Drohung, der Großmeisterin Nachricht zu geben und den Eintritt zu erzwingen. Daß Mittel dazu vorhanden sein müßten, schien dem Bedrohten sehr wahrscheinlich; er sah ein, daß Widerstand seine und seiner Schutzbefohlenen Lage nur verschlimmern würde, und dachte auf einen andern Ausweg aus derselben. Nach einigen Nachforschungen entdeckte er eine Tapetenthüre, die ohne Schwierigkeit aufging und eine nach oben führende Wendeltreppe sehen ließ. Er hieß das Mädchen ihn erwarten, stieg die Stufen hinauf und gelangte über einen Gang in einen Pavillon, an dessen Wänden schlüpfrige Gemälde hingen, die der Bestimmung des ganzen Hauses entsprachen. Ein reichverzierter Schrank enthielt Bücher, und Hebenstreit brauchte nur in eines zu blicken, um aus demselben zu entnehmen, daß auch sie die nämliche Ueppigkeit hier aufgestellt hatte. Er sah noch ein paar durch und fand in einem ein beschriebenes Papier zwischen den Blättern, welches er sammt dem Buche zu sich steckte, die Entwendung durch die Umstände entschuldigend.

Dann trat er, nirgends einen Ausgang gewahrend, den Rückweg an.

Als er in das Zimmer zurückkam, in dem er das Mädchen zurückgelassen hatte, fand er es leer und keine Spur der Verschwundenen. Er konnte nicht denken, daß ihn die Maske nur geneckt habe, und eilte in den Saal, wo das Gedränge inzwischen merklich abgenommen hatte. Doch gewahrte er nirgends, die er suchte, und der Lieutenant, der noch gegenwärtig war, konnte ihm auch keine Auskunft über die Bajadere geben. Sie kam nicht mehr zum Vorschein, obwohl er bis ans Ende des Festes wartete. Dann verließ er das Haus, mißmuthig über ein so zweideutiges Begegniß.

Drittes Kapitel.

In den Nachmittagstunden des 4. Aprils 1790 wogte die halbe Bevölkerung Wiens durch die festlich geschmückten Straßen, und die andere Hälfte blickte von den Dächern und Fenstern auf sie herab. Vormittags hatte die feierliche Huldigung des Landes Oesterreich ob und unter der Enns stattgefunden, und Nachmittag und Abend waren Belustigungen geweiht, an denen sich das gemeine Volk auf den öffentlichen Plätzen erfreute, während der hohe Adel und die Prälaten in den Sälen der

Kaiserburg tafelten, die wohlhabenden Bürger aber in ihren Häusern auf das Wohl des neuen Herrschers tranken.

Unweit der Triumphpforte, welche sich auf dem Graben erhob und die Aufschrift trug: **Opes Regum Corda Populi**, war ein Brunnen errichtet, aus dem Wein floß, und zunächst standen Buden, in denen Brod und Fleischwaaren, darunter die beliebten warmen Würstchen aufgethürmt lagen, die unter den Pöbel vertheilt wurden. Denn dieser Klasse gehörten wohl die Leute an, welche sich da herum drängten, stießen, prügelten, mitunter in brüllendes Vivatrufen ausbrachen oder in ein lärmendes Gelächter, wenn ein possenhafter Witz oder eine derbe Zote hörbar wurde. Am meisten trug zu der Unterhaltung des Haufens ein langer, hagerer, barock gekleideter Mann bei, dessen rothe glänzende Nase von dem patriotischen Eifer Zeugniß ablegte, mit welchem er dem Huldigungswein zusprach. Er hatte, was damals noch selten war, einen runden, aber schon bedeutend schadhaften Hut auf das ungepuderte, kurz verschnittene Haar gestützt, der Hals war in eine hohe, steife Kravate eingezwängt, und die Frackschöße gingen so weit

hinab als die Beinkleider, nämlich bis an die Mitte der Waden. Eine gestickte Weste mit ungeheuern Taschen, in denen allerlei Siebensachen steckten, Strümpfe, die ehemals weiß gewesen sein mochten, und Schuhe ohne Schnallen vervollständigten das Kostüme. Von Zeit zu Zeit bot er seinen Nachbarn rings umher aus einer enorm großen Dose, die vollkommen zu den Dimensionen der Westentaschen paßte, Tabak an, wobei er jederzeit Sorge trug, daß das Gemälde, mit dem der Deckel geziert war, in die Augen fiel. Ein Fiaker, von seinen Kameraden der „terische (taube) Seppel" genannt, reichte ihm zum Danke für die Prise ein halbes Würstel, welches er ablehnte.

„Eßen's kane Würstel?" fragte der Fiaker.

„Ich bin Ew. Wohlgeboren sehr obligirt," erwiederte der Angesprochene, „aber in Paris pflegt man derlei Würste nicht zu genießen."

„Döswögen haßen's a Wianer Würstl," erklärte der Fiaker, nachdem ihm ein Kamerad die Antwort verdolmetscht hatte, und fuhr fort: „Sein Sö in Paris gwöse?"

„Ew. Wohlgeboren zu dienen. Ich hatte die Ehre, der Erstürmung der Bastille beizuwohnen;

ja, ich habe sie selbst erstürmt.“ Bei diesen Worten glühten die Augen des Redenden unheimlich, er seufzte tief und fügte mit leiserer Stimme hinzu: „Sie haben mich dabei getödtet.“

Die umstehenden Zuhörer lachten und einer fragte: „Also sind Ew. Wohlgeboren todt?“

Der Bastillestürmer hörte den Spott nicht und sprach weiter: „Es war ein schöner Tag, von oben herab regnete es heiße Sonnenstrahlen und Kugeln. Hinter mir schrie es aus tausend Kehlen: Nous voulons la Bastille! Nous voulons la Bastille! Vor mir sperrte das Ungeheuer seinen Rachen auf, in dem spitzige Zähne lauerten, die wie Kanonenläufe aussahen. Sie drängten mich immer weiter, immer weiter, bis ich nicht mehr vorwärts konnte. Darauf gaben sie mir ein Beil in die Hand, ich hieb ihm auf den Kopf — da krachte der Donner und erschlug mich.“ Nach diesen Worten versank er in düsteres Schweigen, und that nur in kurzen Zwischenräumen lange Züge aus der Flasche, die er am Brunnen immer wieder füllte.

„Warum trinken's denn, wenn's todt sein?“ fragte man.

„Um die Adern zu füllen, aus denen sie mir das Blut abgezapft haben. Die Adeligen haben es gethan, um sich zu rächen, weil ich für die Freiheit gekämpft habe. Und mein Buch haben sie mir gestohlen; — meine Herren, hat keiner von ihnen mein Buch gesehen?“

„Göns zum Trattner, der hat alle Bücher. Wenn's der nicht hat, so hat's kaner.“

„Es war das Buch der Bücher, ich habe mein Leben lang daran gearbeitet. Als in Frankreich die Sonne der Freiheit aufging, eilte ich hin, um es dort in tausend Millionen Exemplaren drucken zu lassen und dann in der ganzen Welt zu vertheilen. Es hätte das Glück der Menschheit gegründet. Nun wird sie wieder elend werden, elender als sie je war, und ich trage Schuld daran. Deswegen muß ich herumwandern und es suchen, und darf nicht ruhen, bis ich es finde. Der Adelige, den sie an den Laternenpfahl hängten, hatte es zuletzt, ich weiß es.“

Die Nacht war schon lange angebrochen und die zunehmende Kälte trieb die Empfindlicheren nach Hause. Die Straßen wurden stiller, nur in der Nähe der Burg blieben noch viele Menschen

versammelt, um die ab- und zufahrenden Karossen zu sehen, und der Musik zu horchen, welche aus den Sälen herab erscholl. Manchmal hörte man lautes Jauchzen, denn der Herren- und Prälatenstand, dessen Glieder der Kaiser bewirthete, war an diesem Tage ganz wonneberauscht. Aus vollen Gläsern trank man heute auf Leopolds Gesundheit, und gab sich alle Mühe, den Monarchen von der Liebe zu überzeugen, mit welcher ihm die Großen des Reiches ergeben wären. Ein günstiges Ungefähr schien die Gewitterwolken, die am Horizonte der Politik hingen, zerstreut oder die Gedanken an die Gefahren, welche sie drohten, aus den Gemüthern entfernt zu haben. Man vergaß den Türkenkrieg, die Wirren in Ungarn und in den Niederlanden, die in Frankreich anschwellende Revolution, sogar die zweideutige Haltung Preußens flößte keine Besorgnisse mehr ein. Die Bischöfe und Aebte sahen schon im Geiste die Tage Maria Theresia's wiederkehren, und den Kavalieren schwellten die Herzen im Freudentaumel, wie dem Fürsten von Paar, der zum preußischen Gesandten, Marquis Luchesini, tretend sagte: „Ha! Ihr König mag nur kommen! Unser Leopold besitzt unsere

Herzen und unsern Beutel," und bei diesen Worten auf die Tasche schlug. Zum Glück hatte Joseph den Aberglauben verbannt, sonst konnte es für eine schlimme Vorbedeutung gelten, daß gerade dieser Fürst, dem eben keine allzu große Freigebigkeit zur Last zu legen war, diese Betheurung aussprach. Denn glaubwürdige Leute, die den Fürsten sehr genau kannten, versicherten später, daß, wenn es dazu gekommen wäre, nicht bloß auf die Tasche zu schlagen, sondern hinein zu greifen, die Hand desselben gewiß wieder ganz leer herausgekommen wäre, und er, um sich von seiner Betheurung loszusagen, die Entschuldigung hervorgebracht haben würde, man sei nicht verbunden, ein im Rausche gegebenes Versprechen zu halten. Zur Bestätigung führten sie die Thatsache an, daß sich der Fürst von Paar einst an der Kasse des Leopoldstädtertheaters von zwei Zwanzigern die sechs Kreuzer, welche mehr als das gewöhnliche Eintrittsgeld betrugen, habe zurückgeben lassen.

So laut in der Residenz der Jubel durch alle Gassen scholl, so grabesstill war es in den Dörfern. Der Bauer saß traurig im Kreise seiner Familie, besprach sich mit ihr über den Nachtheil,

den ihm die Aufhebung der josephinischen Steuerregulirung zufügte, und betete am Huldigungstage des neuen Monarchen für die abgeschiedene Seele des Verstorbenen. In Böhmen, wo der Landmann sich dankbar erinnerte, daß er durch Joseph wieder in seine Menschenrechte eingesetzt worden sei, durch ihn Freiheit und Eigenthum erhalten habe, nahm man an manchen Orten die gemalten oder geschnitzten Heiligen von dem Altare, stellte an deren Platz Josephs Porträt und zwang die Geistlichen, vor dem Bilde des heiligen Kaiser Joseph Messe zu lesen.

In den Kreisen der Bürger, die es mit ihrem Vaterlande gut meinten, wurden Hoffnungen laut, daß Leopold, den die öffentliche Stimme einen weisen Regenten nannte, das große Werk, welches Joseph angefangen, vollenden und durch seine Kenntnisse, seine Weisheit und seine Erfahrungen diejenigen Fehler, welche dieser aus Uebereilung begangen, verbessern würde. Er war ja auch ein Sohn Maria Theresia's, der ihre Herzensgüte die allgemeine Liebe erworben hatte; man zweifelte daher nicht, daß er von seiner Mutter diese schöne Eigenschaft geerbt habe, wie sich die Liebe zu den

Wissenschaften von seinem Vater auf ihn fortgepflanzt hatte. Freilich entstanden Bedenklichkeiten, ob nicht Leopolds Herz durch seinen langen Aufenthalt in Italien verschlimmert worden sei, wenn man an sein Betragen gegen den sterbenden Bruder dachte.

Seit einigen Jahren hatten sich zwischen diesen beiden Söhnen Maria Theresia's, in deren Familie sonst die glücklichste Eintracht herrschte, Mißverständnisse eingeschlichen, welche, nach der Behauptung Einiger, bei Leopold zu bitterem Grolle anwuchsen. Joseph, der stets sein Augenmerk darauf richtete, daß die Staatsgelder nicht unnützer Weise verschwendet würden, hatte von Leopold verlangt, daß dieser, im Fall Joseph früher stürbe, die Erbfolge an seinen Sohn, den Erzherzog Franz, abtreten sollte, um die Millionen, welche die Kaiserwahl kostete, zu ersparen. Dieser Vorschlag, dem von Seite Josephs bloß die Sorge für das Beste des Landes zum Grunde lag, beleidigte Leopold. Er verwarf ihn und weigerte sich auf die vielfältig wiederholten Vorstellungen seines Bruders entschieden, dem Recht der Erbfolge zu entsagen. Ob aus Ehrgeiz, um seinem Sohne nicht an Würde

nachzustehen, oder aus Ueberzeugung, daß unter seiner eigenen, auf lange Erfahrung und erprobte Herrscherweisheit gegründeten Regierung das saturnische Zeitalter in seinen Staaten wieder aufleben werde, oder aus väterlicher Vorsorge für den noch sehr jungen Erzherzog, um diesem eine längere Zeit zu seiner gänzlichen Ausbildung zu verschaffen, blieb ungewiß. Was indessen auch die Ursache sein mochte, so viel war ausgemacht, daß die Spannung zwischen den Brüdern bis zu Josephs Tode fortdauerte. Als sich dieser seinem Lebensende nahe fühlte, wünschte er sehnlich, seinen Bruder noch einmal zu sehen und sich mit ihm über verschiedene Staatsangelegenheiten zu besprechen. Er schrieb daher einige Male an ihn und bat ihn auf das Dringendste, ihn so bald als möglich zu besuchen; aber jede Bitte des sterbenden Bruders war vergebens, und als auch auf das letzte, in zärtlich rührenden Ausdrücken abgefaßte Gesuch neue Entschuldigungen erfolgten, sagte Joseph mit weicher Stimme: „Nun, es sei! Ich sehe, daß ich, selbst des kleinsten Trostes beraubt, sterben soll. Ich füge mich darein, aber ich hätte meinen Bruder nicht für so unversöhnlich gehalten.“

Während nun die Einen diese Handlung Leopolds hart tadelten und es empörend fanden, daß er einem sterbenden Bruder den Trost versagt habe, welchen dieser in seinen letzten Augenblicken darin gefunden haben würde, wenn er ihm seine Körper- und Seelenleiden hätte klagen, in seinen Armen den Tod erwarten und an seiner Brust hätte sterben können, entschuldigten ihn die Andern. Sie gaben zu, was allgemein bekannt war, daß zu Florenz beinahe vier Wochen vor Josephs Tode alle Anstalten zur Abreise getroffen waren und diese auch wenige Stunden nach der Ankunft des Kuriers erfolgte, welcher die Nachricht von der Thronerledigung überbrachte. Allein ihrer Meinung nach war gerade das allzu gefühlvolle Herz Leopolds Ursache, daß er nicht früher abreiste. Er wollte, wie sie sagten, aus Uebermaß von Empfindsamkeit den geliebten Bruder nicht leiden sehen, dessen letzte Stunden nicht durch den Anblick des an Verzweiflung grenzenden Schmerzes verbittern, welcher seinen eigenen Busen zerfleischte.

Eben so erfuhr verschiedene Auslegung, daß Leopold am Abend seiner Ankunft sogleich befohlen hatte, in den Zimmern der Kaiserburg, die, wie

man es unter dem verstorbenen Monarchen gewohnt war, nur sparsam beleuchtet waren, mehr Lichter anzuzünden. Die Einen schlossen daraus auf Leopolds Liebe zur Aufklärung, die Andern vermutheten, daß von nun an die Einfachheit, welche unter Joseph in der Burg herrschte, glänzender Kaiserpracht weichen werde.

Man besprach, was sonst noch von Handlungen des neuen Regenten im Publikum verlautete. Unter Joseph konnte Jedermann ohne Unterschied den Kaiser fast zu allen Stunden des Tages sprechen. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, so durfte man nur in den sogenannten Kontrollor-Gang gehen, der zu seinem Kabinete führte. Joseph sah beinahe in jeder Stunde ein- oder zweimal heraus, und wenn Leute da waren, sprach er mit ihnen oder führte sie in sein Kabinet. Er hatte keinen Thürsteher und keinen Kammerherrn, sondern öffnete selbst die Thüre und machte sie auch wieder zu. Nun waren förmliche Audienztage eingeführt, Dienstag und Freitag, von vier Uhr des Nachmittags an, an welchen Jeder, der sich vorher bei dem Thürsteher hatte aufschreiben lassen, den Kaiser sprechen konnte. Außer diesen

Tagen sprach er Keinen vom Volke oder vom Bürgerstande. Es wurde ferner erzählt, Leopold habe eine Menge in dem Kabinete seines Bruders vorgefundene Papiere eigenhändig in den Kamin geworfen und den Flammen übergeben; da er damit zu rasch verfahren, habe der Schornstein zu brennen angefangen, doch sei das Feuer bald wieder gelöscht worden. Man muthmaßte allerlei über diese Papiere. Einige glaubten, es wären Plane zu noch einzuführenden Neuerungen gewesen, Andere hielten sie für heimliche Anzeigen gegen Staatsbeamte, nach einer dritten Meinung waren es alte, schon erledigte oder vielleicht auch erst zu erledigende Bittschriften und Anbringen.

Die natürliche Spannung der Gemüther bei jedem Thronwechsel steigerte sich bei Leopolds Regierungsantritte in Einigen zu fieberischer Aufgeregtheit. Alle, welche die Reformen Josephs mit Begeisterung aufgenommen hatten, gewahrten mit Schrecken, wie Leopold schon in den ersten Tagen seiner Herrschaft von dem Pfade abwich, auf dem Joseph zum Heile seiner Völker so muthig vorwärts geschritten war. Sie sahen Adel und Klerus

wieder ihr Haupt erheben und den Monarchen mit schlauen Kunstgriffen umgarnen.

Der Adel war am trotzigsten in Ungarn. Die Magnaten schickten sich an, ihre Vorrechte und Freiheiten mit Gewalt zu behaupten. In jedem Komitate versammelten sich die Banderien; die Kongregationen wurden unter wildem, lärmendem Durcheinanderschreien gehalten; man griff zum Säbel, wenn sich der Gegner durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugen lassen wollte, und schlug ihm den Kopf blutig. Alle unter Joseph in Ungarn angestellten Deutschen wurden aus dem Lande vertrieben, die deutsche Kleidung proskribirt, sogar hie und da an den Galgen genagelt, viele josephinische Verordnungen in einigen Komitaten öffentlich verbrannt. Manche der unruhigen Magnaten gingen noch weiter. Sie behaupteten, Joseph sei, weil er sich nicht krönen ließ, kein rechtmäßiger König von Ungarn gewesen; das Haus Oesterreich habe deswegen und wegen der eigenmächtigen Eingriffe des verstorbenen Kaisers in die Vorrechte und Freiheiten des ungarischen Adels das Erbfolgerecht auf dieses Königreich verloren, und Leopold könne daher nicht als Erbkönig

von Ungarn angesehen werden. Leopold ertrug das unbescheidene, oft in Grobheit ausartende Geschwätz der Magyaren mit vieler Mäßigung, mit zu vieler, wie ihm mit Recht vorgeworfen werden konnte; knüpfte mit ihnen schriftliche Unterhandlungen an, ließ sich Bedingungen vorschreiben und viele derselben gefallen. Man könnte zwar zur Entschuldigung dieses Monarchen anführen, daß Joseph selbst alle seine Neuerungen in Ungarn aufgehoben und Alles, wie es unter Maria Theresia bestand, wieder hergestellt habe. Doch fand dies unter Umständen statt, in denen Leopold sich keineswegs befand. Alles, was Joseph that, geschah wenige Tage vor seinem Tode, als sein Körper durch die langwierige Krankheit ganz erschöpft, seine Seelenstärke gebrochen war und sein Geist schon mehr jenseits als diesseits des Grabes schwebte. So lange Joseph gesund war, wagte der ungarische Adel nicht, laut zu murren, und erlaubte sich keinen einzigen jener kühnen Schritte, welche er unter Leopolds Blicken mit so kecker Stirne that; denn Joseph würde gewußt haben, einer solchen Verwegenheit Schranken zu setzen. Er durfte ja nur winken, und der ungarische Bauer

würde seinen König mit Nachdruck gegen die Magnaten geschützt haben, welche sich hätten erfrechen wollen, sich gegen die für Ungarn so wohlthätigen Verordnungen des Herrschers zu empören. Dies war dem Adel in Ungarn sehr wohl bekannt und er hütete sich, den geringsten Zweifel zu äußern, daß Joseph ein rechtmäßiger König von Ungarn sei. Leopolds friedeliebender Geist aber wollte nicht mit Gewalt durchsetzen, was er durch gütliche Unterhandlungen zu erreichen hoffte; er trachtete unter der Hand, die eifrigsten und mächtigsten Widersacher, deren Einfluß auf die übrigen bloß wiederhallenden Stände gewaltig wirkte, durch allerlei Versprechungen zu gewinnen, und so gelang es ihm, den Sturm, welcher große Verwüstungen drohte, unschädlich vorübergehen zu machen.

In den österreichischen Erbprovinzen betrug sich der Adel zwar etwas bescheidener, forderte nicht mit dem rohen Ungestüm und drohte nicht mit seiner gewaltsamen Empörung, wie dies in Ungarn geschah, aber er stellte dem Monarchen den Ausbruch einer Revolution in seinen Staaten als die nothwendige Folge des josephinischen Systemes vor. Die französische Revolution, die Unruhen in den

Niederlanden, die Gährung des Adels in Ungarn wurden zu Schreckbildern benützt, welche auf den etwas furchtsamen Leopold mit Nachdruck wirken sollten und in der That auch wirkten.

Allerdings befand sich Leopold in einer bedenklichen Lage. Aus allen Provinzen erhielt er Beschwerden auf Beschwerden — freilich nur von dem Adel und von der Geistlichkeit — in denen man sich beklagte, daß Joseph Eingriffe in die Rechte der Nation gethan habe. Man forderte dringend von seinem Nachfolger, den Ständen jeder Provinz ihre frühern Privilegien wiederzugeben, vorzüglich aber die Aufhebung der von Joseph eingeführten Steuerregulirung zu verordnen. Leopold, der sich von allen Seiten geängstiget und bedroht sah, hielt es für das beste Mittel, um sich schnell Ruhe zu verschaffen, da nachzugeben, wo er in sich selbst nicht Kraft genug zum Widerstande fühlte. Er setzte daher ohne Verzug die Landtage ein, hob durch weitläufige Patente die Steuerregulirung auf, und erweiterte in einigen Fällen die Gewalt der Grundobrigkeiten über die Unterthanen.

Diese Nachgiebigkeit, welche von Einigen durch die Macht der Umstände entschuldigt, von Andern

als ein Beweis der großen Herrscherklugheit Leopolds gepriesen wurde, zog diesem Monarchen von Vielen strengen Tadel zu. Wo die Erstern unausweichliche Nothwendigkeit, die Andern außerordentliche Klugheit sahen, wollten die Letztern nur kleinliche Furcht, unverzeihliche Aengstlichkeit erblicken. Sie läugneten nicht, daß dem Monarchen eine allgemeine Unzufriedenheit vorgespiegelt, daß ihm vorgestellt wurde, der Bauernstand wünsche noch mehr als der Adel die Abschaffung der neuen Steuerregulirung, und man müsse einen Aufstand fürchten, wenn das ganze Geschäft nicht so bald als möglich aufgegeben würde. Daß Adel und Geistlichkeit ihre Zuflucht zu Erdichtungen nahmen, um den neuen Herrscher nach ihren Absichten zu lenken, war natürlich und den alten Gewohnheiten dieser Stände ganz gemäß; allein dem Kaiser war nicht zu verzeihen, daß er, wohl aus übertriebener Furchtsamkeit, ihrem Vorgeben sogleich Glauben schenkte. Es hätte ihm bedenklich vorkommen sollen, daß alle Vorstellungen gegen das neue Steuersystem nur vom Adel und von der begüterten Geistlichkeit ausgingen, und daß kein einziges Gesuch um dessen Aufhebung von den Bauern an ihn

gelangte. Dieser Umstand war hinlänglich, Mißtrauen gegen das zu erwecken, was Adel und Geistlichkeit vorgaben, denen, als Ständen, zu große Uneigennützigkeit niemals vorgeworfen werden konnte. Eine genaue Untersuchung würde das ganze Gewebe der zwei privilegirten Stände enthüllt und ihre Behauptung von dem Mißvergnügen des Bauers in das wahre Licht gestellt haben, vorausgesetzt, Leopold hätte nur mit seinen Augen gesehen, nur mit seinen Ohren gehört. So lange die Steuerregulirung bestand, war in allen österreichischen Provinzen keine Spur von Unruhen sichtbar; aber nach Beseitigung derselben brachen solche in manchen Provinzen wirklich aus, was zum Beweise dienen konnte, daß die Behauptungen des Adels und der Geistlichkeit, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ganz irrig waren, daß sie dem Monarchen einen gefährlichen Rath gaben, indem sie ihm dasjenige als einziges Mittel, die Ruhe zu erhalten, empfahlen, was gerade die Veranlassung zu Unruhen und Empörungen war.

Auf gleiche Weise konnte sich Leopold überzeugen, ob die von Joseph beschränkten Rechte für den tiers-état wirklich so wichtig waren, daß er

versuchen sollte, sie durch Empörung wieder zu erlangen, wenn der neue Monarch sich weigerte, sie ihm zurückzugeben. Leopold hätte, um sich diese Ueberzeugung zu verschaffen, nur untersuchen dürfen, ob die in Frage stehenden Freiheiten und Vorrechte der ganzen Nation, oder nur einigen Kasten eigen waren, und er würde gefunden haben, daß die sogenannten Stände eigentlich nur aus den geistlichen und weltlichen Herren zusammengesetzt waren, die Bürger und Bauern aber nur dann in Anschlag kamen, wenn zu beschließen war, daß sie ihre Söhne ins Feld stellen und einen Theil ihrer Habe auf den Altar des Vaterlandes legen, d. h. in die Staatskassen abliefern sollten, zu denen jene Herren die Schlüssel besaßen. Solche ständische Vorrechte und Freiheiten konnten wahrlich weder für den Bürger noch für den Bauer so anlockend sein, daß er sein Leben daran wagen sollte, sie dem Monarchen abzutrotzen. Sobald ausgemacht war, daß die sogenannten Eingriffe Josephs in die Freiheiten der Nation nur die angemaßten Rechte des kleinsten Theiles derselben schmälerten, dem größten Theile aber vortheilhaft waren, konnte Leopold nach dem Beispiele seines Bruders, von

der Gunst und Liebe des Volkes unterstützt, die kühnen Forderungen des Adels ohne alle Gefahr verweigern. Er sowohl als die Geistlichkeit hatten es nicht gewagt, sich gegen Josephs Neuerungen ernstlich aufzulehnen oder gar mit einer Revolution zu drohen. Das Erstere würde Joseph strenge geahndet, auf das Letztere würde er geantwortet haben, daß sich kein Volk empöre, dessen Lasten der Regent vermindert, dessen sittliche Veredlung er befördert; daß er den Adel nicht fürchte, so lange das Volk ihn liebe.

Wenn Leopold den Haß des Adels mehr fürchtete als er die Liebe des Volkes achtete, so berechnete er die Gewalt des erstern gegen die Macht des letztern nach einem falschen Maßstabe. So wenig der Adel in Frankreich im Stande war, sich allein der Revolution entgegen zu stemmen, eben so wenig konnte er in Oesterreich ohne Mitwirkung des Volkes eine Revolution veranlassen. Jener emigrirte, ohne den König retten zu können, um sich der Rache des Volkes zu entziehen; dieser hätte, ohne den Regenten stürzen zu können, sich flüchten müssen, um dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen.

Der Ruhm eines weisen, Künste und Wissenschaften schätzenden Fürsten, welchen sich Leopold in Italien erworben, hatte zu der Hoffnung berechtigt, daß die Verordnungen Josephs, welche die Aufklärung und Bildung des Volkes bezweckten, von dem neuen Monarchen gehandhabt und vervollständigt werden würden. Allein Leopold entsprach dieser Erwartung nicht, wenn gleich das Dunkel, welches unter seiner Regierung begann, später sich immer weiter ausbreitete und sich endlich über den ganzen Horizont Oesterreichs förmlich lagerte, zunächst nicht vom Throne ausging. Die Geistlichkeit und die mit ihr verbündeten Freunde der Finsterniß bedienten sich aller nur möglichen Mittel, um dem kaum verbannten Aberglauben wieder Thür und Thor zu öffnen und dem unbequemen Lichte den Zutritt zu wehren. Um den Monarchen für ihre Zwecke zu gewinnen, überredeten sie ihn, die in Frankreich ausgebrochene Revolution habe ihren Grund allein in der Aufklärung, welche in diesem Reiche herrsche. Sie sei Mutter der Geringschätzung der Geistlichkeit gewesen, aus der Irreligiosität entstanden sei, welche wieder Gleichgültigkeit gegen die Gesetze und endlich

Ungehorsam gegen den Monarchen und Aufruhr erzeugt habe. Leopold fehlte es entweder an Muße oder an Fähigkeit, diese Sätze gehörig zu prüfen und den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden. Er nahm Alles als klar und erwiesen an, und war ernstlich darauf bedacht, eine Quelle zu verstopfen, aus der so viele Uebel für die Regenten entspringen.

Das Hauptaugenmerk wurde darauf gerichtet, dem geistlichen Stande sein früheres Ansehen und die Gewalt wieder zu verschaffen, welche er über die Vernunft der Gläubigen ausgeübt hat. Um diese Absicht leichter zu erreichen, verschärfte man das Zensuredikt Joseph's, untersagte alle Kritiken, welche die Verordnungen der Regierung oder das Betragen der Geistlichkeit betrafen, und beschränkte nicht bloß die Schreibe-, sondern auch die Lesefreiheit. Um den Unglauben zu verbannen, begünstigte man den Aberglauben. Man gestattete dem Volke, seine Zeit, welche es nützlicher und gottgefälliger zur Arbeit verwenden konnte, in frommem Müßiggang mit Wallfahrten und Prozessionen zu verschleudern. Lange vergessene Gnadenbilder wurden aus den Winkeln, in die Joseph

sie verbannt hatte, hervorgesucht, vom Staube gereinigt, frisch ausgeschmückt auf die Altäre gestellt und aufs Neue mit der Befugniß versehen, Wunder zu wirken. Indessen hatte das sparsame Licht, welches unter Joseph's Regierung die Köpfe zu erhellen anfing, das Volk für die geistlichen Gaukeleien schon weniger empfänglich gemacht; es strömte den Gnadenorten nicht mehr in solcher Menge zu, wie vordem; hier und da wurden Aeußerungen laut, daß der Wunderkraft der Heiligen, weß Standes und welcher Würde sie auch seien, nicht viel zugetraut werden könne; man bezahlte weniger für Messen und aß sogar noch, wie ehe und vor, an gebotenen Fasttagen Fleisch. Solche Irrlehren auszurotten, wurden die Prediger angewiesen, das Volk eines Bessern zu belehren, d. h. sie mußten nun dem Aberglauben von der Kanzel eben so sehr das Wort reden, als sie unter Joseph verpflichtet waren, denselben zu bekämpfen. Daß man auf solche Weise die Prediger zwang, das Nämliche von der heiligen Stätte weiß zu nennen, was sie noch vor einigen Wochen schwarz genannt hatten, bewirkte häufig das Gegentheil von dem, was man bezwecken wollte.

Die Herde konnte die neue Lehre ihres geistlichen Hirten nicht recht mit seinen vormaligen Worten vereinigen; sie fing an, Mißtrauen in seine Glaubwürdigkeit zu setzen, oder schalt ihn wohl gar einen Betrüger. Unter Anderm, was als Beweis dienen konnte, wie das gemeine Volk über diese plötzlich eingetretenen Veränderungen glossirte, erzählte man, was dem Hofprediger Poschinger, aus dem Dominikanerorden, begegnete, welcher einen geraden, ehrlichen Steiermärker als Bedienten bei sich hatte. Dieser kam an einem Sonntage aus der Kirche nach Hause und sagte: „Nein, Ihr Hochwürden, das ist doch ganz sonderbar! Der Herr Sonntagsprediger unten“ (in der Dominikanerkirche) „sagte unter dem Kaiser Joseph in jeder Predigt, die Prozessionen, Ablässe, Gnadenbilder u. dgl. könnten weder nützen, noch schaden; heute aber predigte er gerade das Gegentheil, und sagte, die Prozessionen, Ablässe, Gnadenbilder wären so heilsam und wichtig, daß kein katholischer Christ ohne dieselben leicht selig werden könnte. Ich möchte doch wissen, welches von beiden wahr ist. Eines muß richtig erlogen sein. Oder ist vielleicht Alles, was uns die Geistlichen

vorpredigen, weiter nichts, als Betrug? Ich glaube es beinahe, sonst würden sie nicht heute weiß nennen, was sie gestern für schwarz ausgaben.“

Indessen wurde die Schreib- und Lesefreiheit zwar eingeschränkt, aber doch nicht ganz unterdrückt. Die Verbote betrafen hauptsächlich nur solche Schriften, welche unmittelbar den Kaiser und die Geistlichkeit angriffen oder die französische Revolution zu sehr lobten. Man konnte z. B. Campe's Reise nach Paris, Volney's Ruinen und andere dergleichen Bücher erhalten, durfte sie ohne Furcht lesen und Andern zum Lesen mittheilen. Tadelte man nur nicht den Kaiser, ließ man die Diener der Kirche unangetastet, so konnte man über andere Gegenstände noch ziemlich frei schreiben, durfte ohne Scheu alle Beamten, vom Minister bis zum letzten Kanzleischreiber, ihrer Amtsvergehen wegen öffentlich geißeln, und vorzüglich die Thorheiten des Adels auf die beißendste Art lächerlich machen; ja, Leopold sah das Letztere sogar mit Vergnügen, denn er war nichts weniger als ein Freund dieser ahnenstolzen Herren. Er fühlte es recht gut, daß sie ihn zu Schritten ver-

leitet hatten, die den Glanz seines Ruhmes eben nicht sonderlich vermehrten. Mit Freuden ergriff er jede Gelegenheit, die ihm erlaubte, dem Adel seinen Haß empfinden zu lassen, und er begünstigte nicht nur alle Schriften, welche gegen diesen veröffentlicht wurden, sondern gab selbst den Herausgebern einiger Flugschriften, vorzüglich dem des „politisches Siebes“, allerlei Beiträge, diesem mit dem Ausdrucke: „Das müssen Sie sieben.“

Die vortrefflich organisirte öffentliche Polizei in den österreichischen Staaten hatte zwar Leopolds Beifall; aber unzufrieden war er mit der geheimen. Er fand die erstere zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit so gut eingerichtet, wie sie es in jedem wohlgeordneten Staate sein soll und muß; die letztere jedoch war seiner Meinung nach nicht so bestellt, daß er sich von ihr die Sicherheit seiner Person und die Aufrechthaltung des Thrones versprechen konnte. Er beschloß daher, diese geheime Polizei ganz umzugestalten und sie nach dem Muster der von ihm in Toskana eingeführten einzurichten. Bekanntlich war diese in ihrer Art so vortrefflich, daß sie dem Großherzog alle Familiengeheimnisse, beinahe die

verborgensten Gedanken seiner Unterthanen verrieth. Nach dieser musterhaften Polizei sollte nun diejenige in den österreichischen Staaten eingerichtet werden. Der ehemalige Polizeiminister, Graf von Pergen, ward Alters halber in den Ruhestand versetzt und der niederösterreichische Regierungspräsident, Graf Sauer, zum Chef der Polizei ernannt. Die Stadt Wien und ihre Vorstädte wurden in Bezirke eingetheilt, deren jeder eine Polizeidirektion erhielt, welche für die Ruhe und Sicherheit desselben zu sorgen und die minder wichtigen Polizeiangelegenheiten zu schlichten hatte.

Diese neue Einrichtung erregte bei den Bewohnern von Wien keine außerordentliche Freude. Unter Joseph's Regierung hatte man ihre Gespräche nicht einmal an öffentlichen Orten in der Absicht belauscht, um ihnen ein Verbrechen daraus zu machen, und nun sollten sie sogar in dem Heiligthum ihrer Wohnzimmer vor Verrätherohren nicht sicher sein. Was sie von der Thätigkeit einer nach dem Muster der toskanischen Polizei eingerichteten zu erwarten hatten, konnte ihnen ein Vorfall zeigen, welcher einem Bewohner dieses Großherzogthums, dem Marchese C*, begegnet

war. Dieser hatte sich nach vollendeten Studien auf Reisen begeben, und während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil Europa's mit vielem Nutzen für seine Bildung durchwandert. Er kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück, und schrieb von Triest einem seiner Verwandten, der zugleich sein Schulfreund war, daß ihm dieser eine Strecke Weges entgegen kommen möchte. Beide Freunde trafen sich in dem Gasthofe eines Grenzortes im Florentinischen und brachten dort einen Tag zu, theils um von der Reise auszuruhen, theils um Muße zu gewinnen, sich ungestört Alles erzählen zu können, was sich während ihrer Trennung zugetragen hatte. Um sich ganz genießen und vertraulichen Gesprächen überlassen zu können, speisten sie auf ihrem Zimmer und entfernten, sobald aufgetragen war, die Bedienten, um sich lästiger Zeugen zu entledigen. Dann aßen und tranken sie, fragten Dies und Jenes, beantworteten einander die Fragen ohne Rückhalt und kamen endlich auch auf den damaligen Großherzog Leopold zu sprechen. C*, den der Wein und das Wiedersehen eines alten Freundes aufgeregt haben mochte, ließ seiner Laune

freien Lauf, und machte sich über die große Anzahl Freundinnen lustig, welche der Großherzog, wie das Gerücht erzählte, an seinem Hofe, in der Stadt und auf dem Lande unterhielt. Sein Freund bat ihn, über diesen Gegenstand zu schweigen, weil die geheime Polizei fast jedes Wort erfahre und berichte. C* lachte über eine Aengstlichkeit, welche ihm äußerst übertrieben schien, da es ja, wie er meinte, unmöglich war, daß von ihrem Gespräche auch nur eine Sylbe bekannt würde, wenn nicht Einer den Andern verriethe. Am folgenden Tage setzten sie ihre Reise nach Florenz fort. Kaum war C* in der Stadt und bei seinem Hause angelangt und wollte eben den Wagen abpacken lassen, als er den Befehl erhielt, das Hoflager alsogleich zu meiden und sich noch im nämlichen Augenblicke, ohne daß ihm auch nur ein stundenlanger Aufenthalt in Florenz gestattet wurde, auf seine Güter zu begeben. C* erstaunte nicht wenig über einen so unerwarteten Befehl — um so mehr, als er sich durchaus keine Ursache denken konnte, welche denselben veranlaßt haben mochte. Doch mußte er gehorchen und die Stadt sogleich verlassen. Nach vierzehn Tagen erhielt er

die Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen. Leopold empfing ihn sehr freundlich, fragte ihn Verschiedenes über seine Reisen und sagte dann: „Sind Sie nicht begierig, zu erfahren, was Ihnen die Strafe zugezogen hat, Florenz in dem Augenblicke, da Sie ankamen, auch wieder verlassen zu müssen?“ C* bejahte es, mit dem Zusatze, er wünsche es um so mehr, als er sich keiner Handlung bewußt sei, welche ihm den Unwillen Seiner kaiserlichen Hoheit hätte zuziehen können. Leopold erzählte ihm nun wörtlich, was der Marchese und sein Freund im Gasthofe unter vier Augen gesprochen hatten. „Nehmen Sie sich künftig in Acht!“ fügte er hinzu; „ich lasse nicht gerne über mich lachen, und strafe härter.“

Zu dieser Zeit war man in Wien noch zu sehr daran gewöhnt, laut zu klagen, als daß die Unzufriedenheit über die neuen in der Verwaltung der Polizei getroffenen Einrichtungen sich bloß im Stillen hätte äußern sollen. Das Mißvergnügen, welches sie erregten, blieb dem Kaiser nicht verborgen, und da er fürchtete, daß der üble Eindruck, den diese neuen Maßregeln auf das Publikum gemacht, gefährliche Folgen nach sich ziehen

könnte, so gab er sich alle Mühe, ihn, wo nicht ganz zu verwischen, doch wenigstens zu schwächen. Die Redakteure der wiener Zeitschrift und des politischen Siebes, zweier von Leopold begünstigter periodischen Schriften, erhielten den Auftrag, diese Polizei von einer für das Publikum äußerst nützlichen Seite darzustellen, und die häßliche Absicht, aus der sie im Grunde eingeführt worden, mit einer schönen Schminke zu übertünchen. Um zugleich die Arbeit dieser Schriftsteller zu unterstützen, und dem, was sie sagten, den Schein der Wahrheit zu geben, erließ Leopold ein Zirkular, welches zur Erläuterung des ersten in der Polizeisache öffentlich gemachten und zur Darstellung seiner Absicht dienen sollte. In diesem Aktenstücke äußerte er großen Abscheu gegen das Behorchen vertraulicher Gespräche, betheuerte, daß er dieses durch die neue Anstalt nie beabsichtiget habe und nie beabsichtigen werde, sondern bei derselben bloß den Zweck habe, die allgemeine Ruhe und Sicherheit fester zu gründen. Diese Mittel bewirkten wenigstens, daß ein großer Theil des gutmüthigen Publikums sich über die neuen Polizeianstalten beruhigte; Einige freilich gaben ihren Argwohn aus

dem Grunde nicht auf, weil die Polizei, wie sie bereits unter Joseph bestand, zur Erreichung des von Leopold vorgeschützten Zweckes beinahe unverbesserlich organisirt war.

So stand es in Oesterreich zur Zeit, als man Kaiser Leopold dem Zweiten huldigte.

Viertes Kapitel.

Vor dem Gasthofe zum lustigen Ungar, keinem der unansehnlichsten von denen, welche in der Vorstadt Landstraße den Reisenden einladend ihre Schilder entgegen strecken, hielt in später Nacht, bei strömendem Regen, eine mit zwei kleinen, magern Pferden bespannte, über und über mit Koth beworfene Kutsche. Den Hausknecht, welcher die Reisenden zu empfangen kam, überraschte es sehr, daß er keinen schmetternden ungarischen Fluch, sondern bloß ein deutsches „verdammtes Wetter“

hörte, als die vor Kälte und Nässe schlotternden und triefenden Reisenden aus dem Kasten stiegen, der selbst, wenn er unbeschädigt gewesen wäre, ihnen wenig Schutz gewährt haben würde. Die Gesichter der beiden Männer, welche die Gastfreundschaft des „lustigen Ungars“ in Anspruch nahmen, steckten tief in den Pelzkrägen ihrer Mäntel; bei dem Scheine der Stalllaterne schimmerten bloß die Gläser der Brillen, welche beide trugen. Ihr Gepäcke war nicht groß; doch sahen sie selbst zu, bis die beiden Koffer vom Wagen abgebunden und mit dem Mantelsacke in das Zimmer geschafft waren, das man ihnen anwies. Dort verhielten sie sich stille, bis sie sich der nassen Kleidung entlediget hatten und im behaglichen Schlafrocke zu einer Flasche Wein an den Ofen setzen konnten.

„Nun, Herr Expolizeikommissarius,“ begann der Eine, sich die Hände reibend, „da wären wir wieder, Gott und den Hunnen sei Dank. Auf das Pflaster konnten sie uns nicht setzen, denn sie haben keines in ihren saubern Städten; aber mit dem Kothe, ihrem Lieblingselemente, haben sie uns Bekanntschaft machen lassen. Reden Sie doch,

Herr Polizeikommissär, oder haben Sie sich von Ihren Strapazen noch nicht erholt?“

„Ich bin gar nicht zum Spassen aufgelegt, Herr Professor,“ erwiederte der Andere. „Wir sitzen ja hier, wie die Vögel auf dem Zweige, nur mit dem Unterschiede, daß wir nicht einmal auf einem Zweige sitzen, sondern in einer schmutzigen Kneipe, weil wir uns aus guten Gründen begnügen mußten, in die nächste beste einzukehren.“

„Einen andern Unterschied haben Sie vergessen — daß wir nämlich keine Vögel sind.“

„Wie meinen Sie das, Herr Professor?“

„Ich meine nicht, sondern ich bin überzeugt, daß es uns mit unsern Talenten und Erfahrungen gar nicht fehlen kann. Mit unsern Erfahrungen besonders, wenn wir sie recht zu benutzen wissen. Ich sage Ihnen, wir werden unser Glück machen, Sie und ich.“

„Wie kommen Sie zu dieser Zuversicht?“

„Werther Freund! Als ich von Breslau nach Prag kam, belief sich mein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen auf einige lumpige Kleidungsstücke und fünf Zwanziger. Ich machte zwar in Prag nicht mein Glück, aber ich lebte dort

wenigstens, und gar nicht schlecht. Als ich von Prag nach Wien kam, besaß ich ein Paar Hemden und Hosen mehr; allein die Zwanziger fanden sich durch ein eigensinniges Spiel des Zufalls gerade in der gleichen Anzahl vor. Daß ich dessen ungeachtet prosperirte, ist Ihnen bekannt. Jetzt bin ich wieder im Besitz dieser fünf Schicksalszwanziger, nicht mehr und nicht weniger, und habe ich nicht Recht, dies für ein günstiges Vorzeichen zu halten?“

„Man sieht wohl, Herr Professor, daß Sie ein Aesthetikus und Schöngeist sind — Sie übersetzen Alles in Poesie.“

„Poesie, lieber Herr Polizeikommissär? Ich werde der Poesie Valet sagen und mich der Politik ergeben.“

„Sie scherzen, Herr Professor.“

„Nicht im mindesten. Also, wie gesagt, der Politik — oder der Polizei, wie Sie wollen.“

„Der Polizei?! Ich komme vor Erstaunen gar nicht zu mir selber.“

„Sie brauchen gar nicht zu erstaunen. Was ist auch da zu erstaunen? Sind Polizei und Aesthetik nicht verwandt? Was ist die Kritik an-

ders, als die Literaturpolizei, und üben wir Rezensenten in diesem Gebiete nicht ein Amt aus, ungefähr wie Sie eines in der guten Stadt Pesth verwaltet haben? Ich habe gar nicht nöthig, einen Sprung zu machen; bin schon media in re."

„Ich muß gestehen, daß mir Ihre Reden noch nicht ganz klar sind."

„Sie sollen Ihnen gleich klar werden. Es wird für uns beide sehr vortheilhaft sein, wenn wir uns verständigen und gemeinschaftlich operiren. So hören Sie denn, Herr Polizeikommissär. Ich habe in Ungarn viel gesehen, gehört, betrachtet, viele interessante Notizen gesammelt, Notizen, von denen ich glaube, daß man sie am rechten Orte nach Verdienst würdigen wird. Auch Sie, Herr Polizeikommissär, waren in der Lage, hinter manche Dinge zu kommen, von denen Kenntniß zu erhalten einer oder der andern hochstehenden Person sehr erwünscht sein wird. Dies ist unser Kapital, Herr Polizeikommissär, legen wir es zusammen und spekuliren wir damit."

„Was Sie da gesagt haben, lieber Freund, hat Manches für sich."

„Alles, Werthester, Alles, unter Anderm auch,

daß wir den Hunnen ihre Liebenswürdigkeit entgelten lassen können. Erinnern Sie sich noch an den Schneeklumpen, der uns ins Gesicht flog, als wir in unserer wahrlich sehr bescheidenen Equipage aus Pesth hinausfuhren? Mit diesem Schneeklumpen wollen wir den Satz unserer Dintenfässer aufweichen, und dann die Federn hinein tauchen, mit denen wir unsere Berichte schreiben."

„Wie Sie doch Alles so schön einzukleiden wissen, Herr Professor. Mir leuchtet Alles ein; nur bin ich nicht im Reinen, welchen Weg wir einschlagen müssen, um am leichtesten zum Ziele zu gelangen."

„Den geradesten, Herr Polizeikommissär. Er ist stets der kürzeste und diesmal auch der beste. Sie ziehen morgen Ihre Uniform an und begehren eine Audienz beim Kaiser. Sobald Sie vorgelassen sind — doch wozu Ihnen sagen, was Sie so gut wissen, als ich? Die Hauptsache bleibt, daß Sie sich bei Ihren schriftlichen Eingaben an Seine Majestät eines schönen Styles befleißen, denn Seine Majestät sind ein Connaisseur."

„Und Sie, Herr Professor?"

„Um mich seien Sie unbesorgt. Der Kaiser

wird Sie um mich fragen, und wenn er Sie nicht fragt, so fangen Sie selbst an von mir zu reden; denn es wird Ihnen großen Vortheil bringen, wenn er Sie als einen Freund von mir kennen lernt. Ich werde dann im Stande sein, Ihnen wichtige Dienste zu leisten."

„Sie könnten dies schon jetzt, wenn Sie mir beim Ordnen und Stylisiren meiner Notizen helfen würden."

„Recht gerne, liebster Freund."

Leopold Alois Hoffmann, der Freund des Polizeikommissärs, war der Sohn eines armen Schneiders im deutschen Theile Böhmens. Dieser Umstand gereichte ihm nicht zur Schande, wohl aber, daß er sich später, in der glänzenden Epoche seines Lebens, der niedrigen Herkunft und seiner armen Aeltern schämte. Er absolvirte die untern Schulen bei den Jesuiten in Breslau, wo er seine Zeit damit zubrachte, daß er, statt sich den Anfangsgründen der Wissenschaften zu widmen, ein Bändchen gedankenleere Reime schmiedete, welche er an Denis, den als Dichter bekannten, auch sonst würdigen und gelehrten, später zum Kustos der wiener Hofbibliothek beförderten Jesuiten, ein-

sandte, der ihm darüber, um dem Jünglinge wenigstens für den guten Willen zu danken, einen verbindlichen Brief schrieb. Dieser Brief und die Abweisung, welche er von den Jesuiten erfuhr, denen er sich als Kandidaten antrug, bestimmten ihn, die Schule in Breslau zu verlassen und seinen Stab nach Prag zu setzen, um dort Lohnschriftstellerei zu treiben. Er schrieb da Rezensionen, ohne in irgend einer Wissenschaft Kenntnisse zu besitzen, und wurde selbst sehr unbarmherzig rezensirt; ein Trauerspiel, bei dessen Aufführung das Publikum lachte und vor Schmerz über einige verlorne Stunden weinte; eine Monatschrift, deren erstes Stück auch das letzte war; eine Vertheidigung der Juden, durch welche er ihre Sache schlechter machte, als sie vorher war; und noch einige andere Dinge, welche jedoch aus der Buchdruckerei nicht in die Buchladen, sondern meistens sogleich in andere Laden wanderten. Er erzog Kinder nach Basedow's philanthropischen Grundsätzen, die er nicht verstand, und mußte das Geschäft nach einigen Monaten wieder aufgeben, weil er seine Zöglinge in der sokratischen Wissenschaft, daß sie Nichts wußten, ein wenig zu weit gebracht

hatte. Diese Unfälle hätten bald bewirkt, daß Hoffmann's Genie am Hunger zu Grund gegangen wäre, wenn nicht einige junge Menschenfreunde für ihn eine Kollekte veranstaltet haben würden, damit er nach Wien reisen konnte, wo er sich ein besseres Loos versprach.

In dieser Residenzstadt, in der die von Joseph ertheilte Preßfreiheit den Magen vieler Kollegen Hoffmann's versorgte, hatte auch er das Glück, daß ihn Herr von Schönfeld, der zu Prag und Wien eine Buchdruckerei und Buchhandlung besaß, zur Herausgabe einer Predigtenkritik in Sold nahm. So erschien die Wochenschrift: „Wöchentliche Wahrheiten für und wider die Prediger", bei der sein größtes Verdienst darin bestand, daß er den Namen herlieh und die eingeschickten Aufsätze in die Buchdruckerei ablieferte, denn seine eigenen waren von keinem Belange.

Indessen genoß Hoffmann nicht lange die Ehre, Herausgeber und Redakteur einer Wochenschrift zu sein. Herr von Gemmingen, bekannt durch sein Schauspiel: „Der deutsche Hausvater", übernahm die Redaktion und das Honorar dafür, und Hoffmann behielt nichts, als den Namen des Her-

ausgebers. Um ihn für den Verlust schadlos zu halten, miethete ihn Herr von Gemmingen zu seinem Sekretär und weihte ihn in die Geheimnisse des Illuminatenordens ein.

So erwünscht für Hoffmann's mißliche Umstände der Zufall war, der ihn mit Herrn von Schönfeld in Berührung brachte, so waren doch die Folgen davon für ihn noch wichtiger. Die Herausgabe der „wöchentlichen Wahrheiten" verschaffte ihm die Bekanntschaft des Freiherrn van Swieten, welcher damals an der Spitze der Studien- und Zensurangelegenheiten stand und, bis Gemmingen die Redaktion übernahm, der die Aufklärung befördernden Zeitschrift thätigen Antheil widmete, indem er die Sprachfehler und andere Schnitzer Hoffmann's fleißig verbesserte. Der Eifer, den Hoffmann für die Verbreitung vernünftiger Ansichten, für die Ausrottung religiöser und anderer schädlichen Vorurtheile zeigte, erwarb ihm die Zuneigung van Swieten's; als nun Baron Gemmingen Wien verließ, ohne seinem Sekretär den rückständigen Gehalt zu bezahlen, die Wochenschrift aufhörte, die andern literarischen Arbeiten Hoffmann's nicht viel Beifall fanden, folglich we-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nig Geld einbrachten, und er sich beinahe wieder in der nämlichen Lage befand, wie zu Prag vor seiner Abreise, beförderte ihn sein Gönner aus Mitleiden zum Professor der deutschen Sprache nach Pesth (1785). Hier machte er die Bekanntschaft Gotthardy's, der, ein bankerotter Kaffeesieder, vom Kaiser Joseph zum Polizeikommissär ernannt worden war, und bildete im Umgange mit demselben die Talente aus, welche geltend zu machen er sich jetzt anschickte, da er, mit den übrigen angestellten Deutschen aus Ungarn vertrieben, in Gesellschaft seines Freundes in Wien anlangte.

Gotthardy begab sich nach dem Rathe Hoffmann's am zweiten Tage seiner Ankunft in die Burg und hielt um eine Audienz an. Sie wurde ihm bewilligt, und er benutzte sie, um dem Monarchen das Erlauerte mitzutheilen und ihm Aufschlüsse über die ungarischen Angelegenheiten und die Denkungsart einiger Magnaten zu geben, wodurch er sich bei Leopold sehr in Gunst setzte. Bei dieser Gelegenheit empfahl er seinen Freund, den Professor Hoffmann, als einen brauchbaren, geschickten Mann, der ihm bei Entdeckung der Geheimnisse, die Seiner Majestät so eben vorgetra-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gen worden, behülflich gewesen, und vielleicht im Stande sei, noch einer Menge wichtiger Dinge auf die Spur zu kommen, zugleich als einen Mann, dessen Feder vorzüglich gebraucht werden könnte, die revolutionären Grundsätze zu bestreiten und Gesinnungen im Publikum zu verbreiten, wie sie den Absichten Seiner Majestät am angemessensten wären.

In Folge dieser Audienz wurde Gotthardy zum k. k. Rathe, Hoffmann zum Professor der deutschen Sprache, des Geschäftstyles, der Geschäftkunde und der praktischen Eloquenz an der wiener Universität ernannt, jeder mit einem Gehalte von zweitausend Gulden, und ihnen in einer geheimen Audienz vom Kaiser selbst der Auftrag ertheilt, unter den ihnen als gut gesinnt bekannten Personen nach genauer Prüfung diejenigen auszuwählen, welche sie für die geeignetsten hielten, um ihnen bei Ausforschung der im Dunkeln schleichenden Jakobiner und ihrer Umwälzungsplane Hülfe zu leisten.

Dieser Name „Jakobiner“, der dem Zufalle, daß sich der erste Klubb in Paris, der von den Deputirten der Bretagne gestiftete, im vormaligen

Kloster der Jakobinermönche versammelte, seinen Ursprung verdankte, fing gerade an, dort, wo man die Revolution fürchtete, und man fürchtete sie überall, Allen, die das Bestehende nicht unbedingt vertheidigten, als Brandmal aufgedrückt zu werden. Die Regenten, welche, vom kritischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts angesteckt, auf der Bahn der Neuerungen selbstgefällig fortgeschritten waren, sahen plötzlich den Abgrund, der sich aufthat, ihre Throne zu verschlingen, und griffen ängstlich nach ihren Diademen, die zu fallen drohten, während sie das Gespann am Staatswagen herumrissen und in die alten Geleise zurücklenkten.

Auch Leopold vertauschte die Rolle eines Reformators, in welcher er in Toskana aufgetreten war, mit der eines Reaktionärs, und gestattete Männern, die nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als seine Revolutionsfurcht auszubeuten, ungebührlichen Einfluß auf seine Entschließungen. Einer der ersten, die ihm Hoffmann, in Erfüllung des erhaltenen Auftrages, empfahl, war der Professor der Geschichte, Watterot. Als der Hofrath von Sonnenfels sein Lehramt niederlegte, suchte

Watterot es zu erhalten, verband sich zu diesem Zwecke mit Hoffmann, ließ sich in die Zahl der „Gutgesinnten“ aufnehmen nnd schwor der Aufklärung ewige Fehde. Sein Aufsatz in der wiener Zeitschrift gegen den um Oesterreich so verdienten Hofrath von Sonnenfels bewies, daß er ein würdiger Genosse des Redakteurs, seines Gönners Hoffmann, sei, und erwarb ihm so viel Achtung, daß man ihn in einigen angesehenen Häusern, wo er früher Zutritt hatte, nicht mehr vorließ. Doch wurde er an Sonnenfels' Stelle ernannt und vom Kaiser auch zum Schreiben der Handbillete verwendet.

Ein vierter Berichterstatter Leopold's war Karl Hofstätter, Exjesuit und Hofmeister des jungen Fürsten Lichtenstein, eines Sohnes des Fürsten Karl, der sein Leben im Duell verlor. Dieser besaß von allen bisher angeführten die meisten Kenntnisse; auch war die Triebfeder, die ihn bestimmte, sich zu den Zwecken der geheimen Polizei brauchen zu lassen, von der verschieden, welche seine Kollegen in Bewegung setzte. Er war mit ganzer Seele Jesuit, also ein blindes Werkzeug der Obern dieses nur dem Namen nach aufgeho-

benen Ordens. Um die Absichten der S. I. zu befördern, hielt er jedes Mittel für erlaubt, und man konnte auf ihn anwenden, was Cicero von einem Undankbaren sagte: Jesuitam si dixeris, omnia dixeris.

Von allen Genannten am meisten wußte sich Hoffmann bei Leopold einzuschmeicheln und wichtig zu machen, wozu ihm die Freundschaft Gotthardy's sehr behülflich war. Er sprach mit dem Kaiser von einer Menge geheimer Jakobinerklubbs, welche in den österreichischen Staaten errichtet seien und nichts Anderes bezweckten, als eine Revolution herbeizuführen. Leopold zitterte bei solchen Nachrichten vor der nahen Gefahr, die seinem Throne und dem Glücke seiner Länder drohte, und Hoffmann benützte diese Augenblicke der Furcht, um sein Ansehen zu erhöhen und den Diensten, die er zu leisten im Stande sei, großes Gewicht zu verleihen. Er gab dem Monarchen die Versicherung, daß er, obgleich die Versammlungsorte der Klubbs noch in Dunkelheit gehüllt wären, denselben doch schon auf der Spur sei und sie nächstens zu entdecken hoffe. Dann machte er sich anheischig, durch seine unermüdete Aufmerksamkeit alle An-

schläge der Uebelgesinnten zu vereiteln, alle Jakobiner aufzuspüren und anzuzeigen, vorzüglich aber durch seine Schriften die guten Patrioten vor dem revolutionären Gifte zu bewahren, die schon angesteckten Bürger zu heilen.

Es war kein Wunder, daß ein solcher Mann, der sich durch Aufspürung einiger wirklich gehaltenen verdächtigen Zusammenkünfte in Ungarn Glaubwürdigkeit verschafft hatte, und mit wichtiger Miene und geheimnißvollem Tone von sich selbst und seinen Entdeckungen sprach, das Zutrauen Leopold's erwarb und von ihm als eine Stütze des Thrones angesehen wurde. Der durch die Umstände furchtsam gemachte Monarch, welcher von den Geistesfähigkeiten seines Sully noch eine hohe Meinung hegte, glaubte einen Mann, der ihm so wichtige Dienste leistete, bei allen bedeutenden Wendungen, welche die Unruhen in Ungarn nahmen, zu Rathe ziehen zu müssen, und gestattete ihm nicht nur zu jeder Stunde freien Zutritt, sondern ließ ihn sogar, als die Nachricht von denjenigen Verhandlungen und Beschlüssen ankam, durch welche die Ungarn das Haus Oesterreich des Erbfolgerechtes verlustig erklärten, in

einer sechsspännigen Kutsche nach Hof abholen. Bald darauf ließ Hoffmann seine zwei sogenannten Staatsschriften, die eine unter dem Titel „Babel“, die andere unter dem Titel „Ninive“, erscheinen, durch welche er vermuthlich den Ungarn die Augen öffnen und Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen den neuen König einflößen wollte. Aber die hartnäckigen Magnaten ließen sich durch Hoffmann's Gründe nicht überzeugen und beharrten nach der Herausgabe von „Babel“ und „Ninive“ eben so fest auf ihren Meinungen, wie zuvor. Vielleicht würde Leopold etwas mehr über die Ungarn vermocht haben, wenn er ihnen, statt der elenden Broschüren Hoffmann's, Festigkeit und Muth entgegengesetzt hätte.

Das Mißlingen der Hoffnungen, welche Leopold auf die zwei Staatsschriften Hoffmann's gesetzt hatte, trug dazu bei, daß er den schriftstellerischen Talenten dieses Günstlings, die ihm schon von andern Seiten her verdächtig gemacht worden waren, nicht viel mehr zutraute. Hätte sich Hoffmann nicht durch andere Eigenschaften in der Gunst des Kaisers zu erhalten gewußt, er würde bald, als Schriftsteller, von seinem Beschützer kei-

nes Blickes gewürdiget worden sein. Leopold, der sich manchmal sehr derb ausdrückte, sagte einst von ihm: „Der Kerl ist ein Esel, ich weiß es; aber er leistet mir als Spion sehr gute Dienste.“

Was Hoffmann dem Kaiser von den Jakobinerverbindungen in Oesterreich in den Kopf gesetzt hatte, machte einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn. Seine Furcht vor einer Revolution ließ ihn fast in allen Menschen nur Jakobiner erblicken. Vergebens stellte man ihm vor, daß die Anzeigen Hoffmann's, wenn nicht absichtlich erdichtet, doch wenigstens ganz ungegründet wären. Denn beständen solche Verbindungen, so müßten die Mitglieder einen Ort haben, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und dieser, wenn er nicht im Mittelpunkte der Erde oder im Monde wäre, könnte vor der so wachsamen Polizei unmöglich verborgen bleiben. Auch sei es gar nicht wahrscheinlich, daß Hoffmann wirklich Spuren davon habe, wie er vorgebe, denn sonst hätten ihn diese Spuren, so dunkel sie auch sein möchten, auf den Versammlungsort leiten müssen. Man rieth dem Kaiser, von Hoffmann zu fordern, daß er die muthmaßlichen Versammlungsörter der Polizei angeben solle,

und versicherte ihn, daß dieses das einzige Mittel sei, zu erfahren, ob die Anzeigen Hoffmann's gegründet seien oder nicht. Leopold sah die Wahrheit dieser Vorstellungen ein. Aber kaum war er wieder sich selbst überlassen, so bemeisterte sich die Furcht seines Kopfes und Herzens, und er glaubte dasjenige von Neuem, von dem er kurz vorher eingestanden hatte, daß es lächerlich und ungereimt sei. Es ging ihm mit den Phantomen der Revolution, wie einem Menschen, der zwar bei Tage überzeugt ist, daß es keine Gespenster gibt, bei der Nacht aber trotz seiner Ueberzeugung vor Geisterspuk zittert.

Hoffmann unterließ nicht, die Furcht des Kaisers zu erhalten und immer mehr zu vergrößern. Täglich händigte er ihm eine Liste sogenannter Jakobiner ein, um Leopold vor dergleichen Männern zu warnen und in den Stand zu setzen, ihre Handlungen aufmerksam beobachten und sich vor ihnen in Acht nehmen zu können. Um diese Listen zu verfertigen, bediente sich Hoffmann eines einfachen Mittels. Er war Freimaurer, Illuminat und Sekretär einer Loge in Wien, und in dieser Eigenschaft besaß er die Listen aller Brüder in

den österreichischen Staaten. Da die Bestrebungen dieser Orden auf nichts weniger als auf eine politische Revolution gerichtet waren, so ist nicht anzunehmen, daß er sie aus Ueberzeugung von ihrer Gefährlichkeit für die Sicherheit des Staates so tödtlich haßte; vielleicht geschah es deßwegen, weil ihm seine Loge, als er als Professor nach Pesth befördert wurde, zweihundert Gulden zur Bestreitung der Reisekosten lieh und er sie mit seinem gewöhnlichen Danke bezahlen wollte.

Der Umstand, daß Hoffmann alle Illuminaten, Freimaurer, Rosenkreuzer u. s. w. für eingefleischte Jakobiner hielt oder für solche ausgab, wurde den rechtschaffensten und verdienstvollsten Männern verderblich. Es war lange Zeit Mode gewesen, einer oder der andern geheimen Gesellschaft anzugehören; die Orden wurden von den Machthabern geduldet, sogar beschützt, und die meisten Mitglieder derselben trieben, wenn sie sich nicht alchymistischen Spielereien ergaben, bloß Philanthropie, die häufig in utopistische Träumerei ausartete. Das aufklärungssüchtige achtzehnte Jahrhundert war zugleich das wunder- und geheimnißsüchtigste; seine Aufklärungsanstalten glichen der Gasbeleuch-

tung, welche die Behältnisse und Röhren, in denen der Lichtstoff erzeugt und weiter geführt wird, unter dem Boden verbirgt. Als nun die Revolution in Frankreich ausbrach, wußte man keinen andern Erklärungsgrund für sie, als daß man sie für ein Produkt der geheimen Gesellschaften hielt; man glaubte sich dann leicht helfen zu können, wenn man nur diese unterdrückte. Ein Irrthum, der auch Leopold zu manchen Ungerechtigkeiten verleitete, indem er die Ursache war, daß der Kaiser, verleumderischen Anzeigen vollen Glauben beimessend, mißtrauisch gegen die redlichsten Männer im Staate wurde und sie bei jeder Gelegenheit verfolgte. Freilich waren damals die Folgen solcher Anzeigen noch nicht so schrecklich, als sie es später wurden. Aber daß man die sogenannten Jakobiner in keine grauenvollen Kerker warf, daß ihre Köpfe nicht fielen oder keine Galgen für sie errichtet wurden, dies Alles war nicht Hoffmann's Schuld. Hätte dieser die Macht eines Polizeiministers gehabt, er würde sie mit dem Schwerte eben so wüthend vertilgt haben, als er sie mit der Feder unsinnig verfolgte. Wenn indessen seine Anzeigen auch keine blutigen Gräuel-

szenen veranlaßten, so hatten sie doch immer nachtheilige Folgen für die Verleumdeten. Mancher Beamte wurde unter Vorwänden, die man aus der Luft griff, des Dienstes entsetzt; andere, zu deren Entlassung auch nicht die entfernteste Ursache aufgefunden werden konnte, trug man als für immer untauglich zu jeder Beförderung in die Register der Staatsinquisition ein.

Der Appellationsrath von Riegger in Prag, ein in der gelehrten Welt rühmlich bekannter Mann, dem seine Verdienste schon lange eine Beförderung hätten zuwegebringen sollen, kam bei Leopold um eine Hofrathstelle ein. Der Präsident von S* unterstützte dieses Gesuch bei dem Monarchen, und bat ihn, auf diesen würdigen Mann Rücksicht zu nehmen. Leopold versprach es ihm und Riegger's Schwestern, sagte ihm sogar nach einigen Tagen: „Nun, Ihr Freund ist Hofrath. Ich habe sein Dekret schon ausgefertigt." Der Präsident dankte im Namen des verdienstvollen Riegger für die Gnade und begab sich sehr vergnügt nach Hause, in der Erwartung, das Dekret werde längstens in ein Paar Tagen dem Bittsteller eingehändigt werden. Es verflossen vierzehn

Tage und Riegger erhielt noch immer kein Dekret. S* schrieb es der Vergeßlichkeit und der nicht allzu pünktlichen Ordnung in Geschäften zu, und beschloß, den Monarchen daran zu erinnern. Als er bald darauf Gelegenheit hatte, Leopold zu sprechen, sagte er: „Ew. Majestät haben vor zu sehr überhäuften Geschäften vermuthlich noch nicht die Gnade gehabt, das Ernennungsdekret für Riegger expediren zu lassen.“

„Nein,“ fiel ihm Leopold in die Rede, „ich kann diesen Menschen nicht zum Hofrath kreiren; er ist ein Erzjakobiner. Sehen Sie, hier steht er auf der Liste.“

Mit diesen Worten zeigte er dem Präsidenten eine Liste, auf der dieser zu seinem größten Erstaunen, nebst Ringger's Name, auch die eines Martini, Joseph Sonnenfels, Zeiler, Mummeder und Ratschky erblickte.

Wie Riegger, erging es Mehren; doch weiß man kein Beispiel von grausamen Verfolgungen. Leopold war nicht blutdürstig, ob er gleich sehr rachsüchtig war, und ging theils aus Menschlichkeit nicht weiter, theils weil ihm bangte, gewaltsame, dem Publikum auffallende Ungerechtigkeiten

könnten das Volk erbittern und zu einer Revolution verleiten. Indessen beweist diese Thatsache, daß seine Gerechtigkeitsliebe, wo seine Revolutionsfurcht ins Spiel kam, nicht sehr groß war, da er auf so einseitige Anklagen bestrafte, ohne den Angeklagten zu hören und ihm das in den Gesetzen gegründete Vertheidigungsrecht zu gestatten. Dieser unbedingte Glauben, welchen die heimlichen Anklagen bei ihm fanden, öffnete der Verleumdung freies Feld, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Spione der geheimen Polizei über den Punkt, ehrliche Männer anzuschwärzen und ihnen Verbrechen, welche sie niemals begangen, anzudichten, nicht allzu gewissenhaft waren, da ein k. k. Hofrath der Polizeistelle kein Bedenken trug, etwas Aehnliches zu thun.

Der in Oesterreich fast allgemein bekannte Verfasser des „Schlendrian oder der Richter nach den neuen Gesetzen" hatte durch den Plan zu einem Tagblatte, das politische Sieb, so sehr den Beifall des Kaisers erhalten, daß der Monarch ihn seiner Gewogenheit versicherte und ihn öfter zu sprechen verlangte. Vorzüglich fiel dem Kaiser

an der neuen Zeitschrift der Titel auf; er forschte, was sie enthalten sollte.

„Ew. Majestät,“ antwortete der Herausgeber auf Leopolds Frage, „es werden Ihre Verordnungen darin stehen und gesiebt werden, wenn der Kopist einen Schreibfehler beging; ferner will ich alle öffentlichen Beamten, die entweder nachläßig oder parteiisch verfahren, sieben; auch sollen manchmal die Thorheiten des Adels durch das Sieb fallen, wiewohl ich fast daran zweifle, denn sie werden zu groß sein.“

Leopold lächelte. „Die Verordnungen lassen Sie weg,“ sagte er, „die Uebrigen aber sieben Sie tüchtig.“ Er gab darauf dem Verfasser selbst noch hie und da Einiges an, was er dem Plane einverleibt haben wollte, und erkundigte sich, wann das erste Blatt erscheinen würde. Auf die Antwort, daß es vor vierzehn Tagen nicht erscheinen könne, war ihm diese Zeit zu lang. „Ich kann es nicht erwarten,“ äußerte er, „alle diese Menschen gesiebt zu sehen. Machen Sie so bald als möglich. Ich werde Ihnen auch Manches zum Sieben mittheilen.“ Der Redakteur, durch das gnädige Betragen des Kaisers aufgemuntert, bat ihn, er möge

das Blatt, damit es wohlfeiler, folglich gemeinnütziger gemacht werden könnte, von dem auf alle Zeitungen und Tagblätter gelegten Stempel befreien, und ihm selbst Censurfreiheit ertheilen, damit er theils nicht gehemmt, theils damit in seiner Zeitschrift nicht zu viel gestrichen werde. „Sie sollen stempelfrei sein,“ erwiederte Leopold, „doch von der Censur kann ich Sie nicht dispensiren; aber ich werde Ihnen einen Censor geben, der Sie nicht geniren wird.“

Schon am folgenden Tage kam das dem Kaiser eingereichte Gesuch an die böhmische Hofkanzlei mit einem Handbillete des Inhaltes herab: Dem Bittsteller solle die Befugniß, ein Tagblatt, „politisches Sieb“ herausgeben zu dürfen, ertheilet und dasselbe vom Stempel befreiet werden. Auch wurde ihm, statt der gewöhnlichen Censur, der damalige Regierungspräsident und Polizeipräses, Baron von Weber, zum Censor angewiesen, welcher eine eigene, dieses Blatt betreffende Instruktion erhielt. Diese unverkennbare Begünstigung erregte bei der böhmischen Hofkanzlei nicht wenig Aufsehen und ließ errathen, daß Leopold Blatt und Herausgeber seines besondern Schutzes würdige.

Durch die öftern Unterredungen, welche der Herausgeber des politischen Siebes mit dem Monarchen hatte (er mußte in jeder Woche zweimal zu ihm kommen), erhielt er mehr und mehr die Gunst des Kaisers. Leopold besprach sich mit ihm ganze Stunden lang und noch länger, erzählte ihm allerlei Anekdoten zum „Sieben", wie er sich ausdrückte, und vertraute ihm sogar Manches, was ein kluger Fürst nicht so leicht anvertrauen sollte. Doch es gehörte zu Leopolds Fehlern, daß er gern schwatzte und mit Geheimnissen, einige wenige ausgenommen, gegen diejenigen, die seine Gunst besaßen, nicht zurückhaltend war. Indessen mißbrauchte der Verfasser des Schlendrians die Gunst des Kaisers nicht, arbeitete aus allen Kräften dem Hoffmann'schen Systeme entgegen und rettete auch die Ehre manches Unschuldigen, welchen dieser würdige Mann als Jakobiner angegeben hatte.

Hoffmann, dem das Erscheinen des politischen Siebes ein Dorn im Auge war, weil es mehr Absatz fand als seine Schriften; der vorzüglich nicht leiden konnte, daß Leopold noch einem Andern als ihm seine Gunst in so hohem Grade angedeihen ließ; der selbst fürchtete, diese Gunst wohl

gar zu verlieren, beschloß, den Herausgeber des politischen Siebes zu stürzen.

In vielen Journalen geschahen die bittersten Ausfälle auf den Kaiser wegen der Gewogenheit, die er Hoffmann schenkte; ein heftiger Auffatz von Campe im braunschweiger Journal schmerzte den Kaiser am meisten. Er sprach darüber mit dem Verfasser des Schlendrians und überlegte mit ihm, auf welche Art dem Publikum die Meinung, daß Hoffmann sein Günstling und er Mitarbeiter an dessen Zeitschrift (der wiener) sei, benommen werden könnte. Dieser gab den Rath, in einer Schrift die literarischen Blößen Hoffmanns aufzudecken und dadurch zu zeigen, daß der Professor keinen besondern Schutz genieße, weil sonst Niemand wagen würde, ihn anzugreifen. Leopold genehmigte es und trug dem Herausgeber des politischen Siebes auf, diese Schrift zu verfassen. Sie erschien nach einigen Wochen unter dem Titel: „Kann ein Schriftsteller, wie Professor Hoffmann, Einfluß auf die Stimmung der deutschen Völker und auf die Denkart ihrer Fürsten haben? An Herrn la Veaux.“

Kaum erhielt Hoffmann Nachricht davon, so

eilte er zum Kaiser und sagte ihm, der Herausgeber des politischen Siebes habe ein Pasquil gegen den Monarchen geschrieben, wozu er von den Freimaurern erkauft worden sei. Leopold, der zu geneigt war, jeder Anklage zu glauben, wurde gegen den vermeintlichen Pasquilanten sehr aufgebracht. Als dieser, nichts Böses ahnend, an einem der folgenden Tage zum Kaiser gehen wollte, ließ ihn Leopold mit den Worten abweisen: „Der Kaiser könne keinen von Freimaurern gemietheten Pasquilanten sprechen.“ Ein Vorwurf, welcher den Verleumdeten um so mehr befremdete, als er sich auch nicht des leisesten Gedankens eines solchen Verbrechens bewußt war. Daß die gegen Hoffmann verfaßte Schrift das Pasquil sein sollte, darauf konnte er um so weniger verfallen, als sie auf Befehl des Kaisers geschrieben und mit Bewilligung der böhmischen Hofkanzlei gedruckt war. Von seiner Unschuld überzeugt, beruhigte er sich mit dem Gedanken, es müsse ein Irrthum sein, der sich bald zu seinen Gunsten aufklären würde.

Leopolds Rache begnügte sich nicht mit der dem fälschlich angeklagten, ohne Untersuchung verurtheilten Manne zugefügten Beschimpfung. Am

nächsten Tage mußte ihn die Polizei auf Befehl des Kaisers vorfordern und ihm einen derben Verweis geben, daß er es gewagt habe, sich der besondern Gunst des Monarchen zu rühmen. Diese neue Beschuldigung eines Verbrechens, an das er eben so wenig gedacht hatte, wie an das ihm früher vorgeworfene, erregte den Unwillen des Schriftstellers. Er wollte sich vertheidigen, aber der k. k. Hofrath von Peer ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Läugnen Sie es nicht,“ sagte er, „man kann Ihnen sonst Zeugen vorführen.“ „Diese wünschte ich zu sehen,“ war die Antwort des Beklagten, „denn ich weiß gewiß, daß sie, wenn sie ehrliche Männer sind und ich sie jemals gesprochen habe, das Gegentheil bezeugen werden.“ Was braucht es viel,“ erwiederte Peer, „ich selbst habe Ihre Prahlereien gehört.“ Der Mann erstaunte nicht wenig, als er einen k. k. Hofrath, den er an diesem Tage zum ersten Male sah, so bereitwillig fand, gegen ihn falsch zu zeugen. „Wenn das ist,“ bemerkte er dem Herrn Hofrathe, „so bin ich eines jeden Verbrechens schuldig.“ Traurig verließ er das Bureau der Polizei und begab sich

in banger Erwartung dessen, was noch kommen werde, nach Hause.

So verderbendrohend jedoch das Gewitter über sein Haupt aufgestiegen war, so gefahrlos und schnell ging es vorüber. Die böhmische Hofkanzlei nahm sich seiner in einer nachdrucksvollen Vorstellung an, in der sie sagte, wenn der Verfasser der Schrift gegen Hoffmann ein Pasquilant sei, so sei es auch die ganze böhmische Hofkanzlei. Mit ihrer Genehmigung sei diese Schrift gedruckt und verbreitet worden, und nach den bestehenden Gesetzen sei derjenige, welcher ein Pasquil verbreite, eben so strafbar als der Verfasser. Noch andere Freunde des verleumdeten Verfassers der Schrift gegen Hoffmann verwendeten sich für ihn und überredeten den Kaiser, das sogenannte Pasquil wenigstens zu lesen, um sich zu überzeugen, in wie weit der Verfasser strafbar sei oder nicht. Leopold that es und fand, daß der Inhalt ganz so war, wie er selbst befohlen hatte, daß er sein sollte. Nun bereute er das übereilte Verfahren, durch welches die Ehre eines Mannes, der seine Gunst besaß und noch nicht ganz verloren hatte, so sehr gekränkt worden war. Er beschloß, seinen

Fehler gut zu machen, und gab dem Regierungs=präsidenten, Grafen Sauer, den Auftrag, die Sache auszugleichen.

Während man sich Mühe gab, den Kaiser zu überzeugen, der Herausgeber des politischen Siebes sei nichts weniger als ein Pasquilant, kam dieser um die Erlaubniß ein, sich ins Ausland begeben zu dürfen. Er wurde an den Regierungspräsidenten verwiesen, und bei dieser Gelegenheit war der nämliche Hofrath von Peer, welcher sich so bereitwillig zeigte, als der Verfasser des Schlendrians in Ungnade gefallen war, gegen ihn ein falsches Zeugniß abzulegen, so ausnehmend artig und höflich, weil der Wind von einer andern Seite blies, daß er ihn nicht bloß bis an die Thüre seines Bureau, sondern durch das Kanzleizimmer bis auf den Korridor begleitete und ihm das Bureau des Präsidenten durch den Regierungsrath Weiß zeigen ließ. Graf Sauer empfing ihn sehr freundlich, machte ihm einige Komplimente über seine Talente, gab ihm Hoffnung, daß der Monarch wieder gegen ihn gnädig werden könnte, und bot sich an, selbst mit ihm zum Kaiser zu gehen; zu welchem Ende

er ihn auf Dienstag den 28. Februar Mittag zu sich bestellte.

An diesem Tage verfügte sich der Herausgeber des politischen Siebes zum Regierungspräsidenten. „Seine Majestät," sagte ihm dieser, „sind heute in der Nacht etwas unpäßlich geworden; kommen Sie Freitag, dann wollen wir zusammen nach Hof gehen." Donnerstag aber, den 1. März, starb Leopold und mit ihm die glücklichen Aussichten dieses Mannes. Als er am Freitage zum Grafen Sauer kam, ging ihm der Präsident mit den Worten entgegen: „Ich bedaure Sie recht sehr, denn Sie haben außerordentlich viel verloren. Ich kann es Ihnen nun gestehen, daß es Seiner Majestät leid war, Sie gekränkt zu haben. Sie erließen deswegen an mich ein eigenes Handbillet, um die Sache zu redressiren, und wollten Sie zur Genugthuung im geheimen Kabinete anstellen. Berufen Sie sich bei dem jetzigen Monarchen auf mich."

Daß Leopold sich von der Unschuld des Verleumdeten überzeugt hatte, und daß die falsche Anklage nachtheilig für den Denunzianten wurde, ging daraus hervor, daß Hoffmann durch einen eigenhändigen Befehl des Monarchen verboten wurde,

künftig die kaiserlichen Handbillets in die wiener Zeitschrift aufzunehmen; daß der Rektor Magnifikus den Auftrag erhielt, den Vorlesungen dieses Professors beizuwohnen und dem Kaiser Bericht darüber zu erstatten, ob er Fähigkeit habe, an der Universität zu lesen, und daß Hoffmann seines Lehramtes entsetzt wurde.

Man hat die Zahl der Polizeispione unter Leopolds Regierung auf zweitausend angegeben, allein es ist wahrscheinlich, daß sie noch größer war. Hoffmann allein besoldete eine Menge junger Leute, besonders arme Studenten, welche in den Kaffeehäusern und in den Schulen ihre Mitschüler beobachten mußten, um auszuforschen, welche von ihnen vom Jakobinismus angesteckt seien. Das Geld dazu empfing er aus den eigenen Händen des Kaisers, der ihm nach und nach über dreißigtausend Gulden zu diesem Zwecke gegeben haben soll. Wenn nun dieser Spion allein mit seinen Helfershelfern unter Leopolds Regierung so viel kostete, welche ungeheure Summe muß der Staat hergegeben haben, um alle diese Banditen, welche die Ehre seiner Bürger meuchlings mordeten, zu bezahlen! Und doch verschafften so kostspielige

Anstalten dem Monarchen und dem Lande nicht nur keinen Nutzen, sondern bewirkten vielmehr, daß an die Stelle der Offenherzigkeit, des ungezwungenen Tones, der Munterkeit und fröhlichen Laune, welche früher die Gesellschaft belebten, Heuchelei, Mißtrauen, Zurückhaltung und Furcht traten. Man wurde verschlossen gegen seine Freunde. Keiner traute mehr dem Andern, und alle Menschen, sogar Brüder, hielten sich unter einander für Verräther.

Fünftes Kapitel.

Im Spätsommer des Jahres 1790 näherte sich ein Reiter dem Schlosse Podhorowitz. Die Abendsonne vergoldete die Fenster des prachtvollen Gebäudes und laue Lüfte säuselten durch die hohen Linden der Allee, die durch den Park zum Hauptthore führte, über dem in erhabener Arbeit ausgehauen, von einem Greifen und einem Einhorn gehalten, das Wappen des fürstlichen Geschlechtes Löwenstein prangte. Der Reiter stieg im Schloßhofe ab und da sich Niemand zeigte, um sein Pferd

zu halten, so band er es, ohne den Mantelsack abzuschnallen, mit den Zügeln an einen in der Mauer befestigten Ring, stieg die breiten Treppen hinauf und ließ absichtlich die Sporen recht laut auf den Marmorstufen erklingen, um durch das Geräusch Jemanden herbeizulocken. Aber nirgends ließ sich ein lebendiges Wesen blicken, und verwundert über eine solche Oede, klopfte der Ankömmling an die erste Thüre, zu der er gelangte. Alles blieb still.

Aus dem ärmlichen Dorfe, dessen Häuser an den Park von Podhorowitz grenzten, tönte die Abendglocke und lud zum Gebete ein. Unwillkührlich entblößte der Mann, welchem in diesem Schlosse ein so sonderbarer Empfang zu Theil geworden war, das Haupt und lauschte den Klängen, die wie eine heilige Botschaft herüberschwebten. Als sie schwiegen, begann es im Thurme der Schloßkapelle zu läuten, und froh, daß er endlich die Spur eines Menschen entdeckt, schlug der Reisende den Weg dahin ein. Allein es war nicht leicht, ihn zu finden; die Gänge und Treppen liefen verworren durch einander und manchmal nöthigte eine verschlossene Thüre zur Umkehr. Das noch immer

fortdauernde Geläute konnte als Weiser dienen; von ihm geleitet kam der Reisende endlich an eine Flügelthüre, die sich öffnen ließ und der Eingang zum Chore war, von dem man in die alterthümlich verzierte Kapelle hinuntersah. In einer Ecke derselben stand ein alter Mann und zog am Glockenstricke, der durch die Decke in den Thurm hinaufging. Er schien den Reisenden, der sich über die Brüstung des Chores lehnte, nicht zu bemerken, wenigstens ließ er sich durch dessen Ankunft nicht in seiner Verrichtung unterbrechen. Endlich rief ihm dieser ungeduldig zu, es sei jetzt in Gottes Namen genug, er möge heraufkommen oder ihm sagen, wie er hinunterkommen könne.

Der Glöckner blickte auf, doch gab er kein anderes Zeichen, daß er den Anruf verstanden habe.

Der Reisende wiederholte ihn nun in böhmischer Sprache.

„Gleich, Herr,“ gab der Mann im nämlichen Idiome zur Antwort. Dann ließ er den Glockenstrick fahren, näherte sich dem Chore und öffnete die unter demselben befindliche Thüre. Nach einigen Minuten erschien er bei dem, der ihn gerufen hatte, und fragte, was zu seinen Diensten stehe.

„Ich möchte Euern Herrn sprechen.“

„Meinen Herrn? Wen meinen Ew. Gnaden damit?“

„Wen anders, als den Fürsten Löwenstein?“

„So, so. Aber Seine fürstliche Durchlaucht sind dermalen nicht im Schlosse.“

„Sagt mir also, wo ich ihn treffen kann.“

„Das könnte ich jetzt so eigentlich nicht sagen.“

„Aber er war doch gestern im Schlosse.“

„Gestern, sagen Ew. Gnaden?“

„Ja, gestern. Er kam von Prag zurück.“

Der Mann besann sich ein paar Augenblicke und erwiederte dann:

„Ich hab' ihn nicht gesehen.“

„Gesehen oder nicht, Ihr müßt doch wissen, ob er hier ist.“

„Möglich, Herr, daß er hier ist. Es ist ein großes Schloß“ —

„Und Ihr seid, wie es scheint, der einzige Diener“ —

„Behüte, Herr, die Livree ist im andern Flügel.“

„Ich habe doch Niemand angetroffen.“

„Sie sind wohl ins Dorf gegangen. Es ist eine Hochzeit drüben.“

„Mag sein. Keine weitere Ausflüchte, Alter, ich muß den Fürsten sprechen.“

„Ew. Gnaden führt wohl ein wichtiges Geschäft zu ihm, wenn man fragen darf.“

„Ich habe bloß einen Brief abzugeben, doch verlangt er Eile.“

„Könnte nicht ich“ —

„Wo denkt Ihr hin, Alter? Ich muß ihn persönlich überreichen.“

„Ich werde sehen, ob des Fürsten Durchlaucht zu sprechen sind. Darf ich um Ew. Gnaden Namen bitten?“

Der Name thut hier nichts zur Sache. Sagt dem Fürsten nur, ein Offizier wünsche ihm aufzuwarten.“

„Ein Offizier? Gut, Herr. Belieben Ew. Gnaden mit mir in den gelben Saal zu kommen und sich dort zu gedulden.“

Der Offizier mochte in dem Saale, wohin ihn der Alte geführt hatte, eine halbe Stunde gewartet haben, als dieser wieder kam.

„Seine Durchlaucht,“ sagte er, „bedauern, Ew. Gnaden in diesem Augenblicke nicht empfangen zu können; sie sind im Bade. Sie lassen Sie jedoch

bitten, sich's hier im Schlosse bequem zu machen. Sind Ew. Gnaden zu Fuße gekommen?"

„Ich bin hierher geritten. Mein Pferd ist im Hofe angebunden; kommt mit mir und helft mir es besorgen."

„Ist nicht nöthig, daß sich Ew. Gnaden selbst bemühen; ich werde sogleich Anstalten treffen —"

„Doch, doch, das Thier ist an mich gewöhnt. Ich komme mit Euch."

Während sie in den Hof hinabgingen, erkundigte sich der Offizier, ob der Fürst keine Gesellschaft bei sich habe.

„Keine, Ew. Gnaden," erwiederte der Alte.

„Hat ihn gar Niemand begleitet?"

„Niemand."

„Auch kein Domestike?"

„Ein einziger, Ew. Gnaden."

„Sein Mohr?"

Der Alte überhörte die Frage, da sie eben vor dem Pferde standen, welches seinem Reiter entgegenwieherte. Dieser streichelte es, schnallte den Mantelsack ab und zog aus den am Sattel befestigten Halftern zwei Pistolen.

„Ew. Gnaden sind gut bewehrt," bemerkte der Alte.

„Als Soldat bin ich gewöhnt, bewaffnet zu gehen."

„Auf Reisen mag's wohl nöthig sein, aber da herum ist nichts zu fürchten."

„Ich dächte doch. Das Gebäude ist sehr groß und von wenig Leuten bewohnt."

„Wohl wahr, Ew. Gnaden; doch steht es mitten im Park, der gut verschlossen werden kann und von dem Jägermeister und seinen Burschen bewacht wird; auch ist ja das Dorf gleich in der Nähe."

Von der übrigen Dienerschaft zeigte sich noch immer Niemand; der Alte geleitete den Offizier wieder zurück und wies ihm, da dieser sich umzukleiden verlangte, zwei mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete Zimmer an. Dann ließ er ihn allein, mit dem Versprechen, ihn abzuholen, sobald der Fürst seinen Besuch annehmen könne.

Der Offizier, welcher in bürgerlicher Kleidung gekommen war, vertauschte diese mit seiner Uniform, die er aus dem Felleisen nahm, und benützte

die Zeit bis zur Zurückkunft seines Führers, um sich so gut als möglich im Schlosse zu orientiren.

Das Schloßgebäude der Herrschaft Podhorowitz, eines Fideikommißeigenthums der Fürsten Löwenstein, war im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts auf Veranlassung des Großvaters des Fürsten, der es jetzt vorübergehend bewohnte, von dem berühmten Architekten, Fischer von Erlach, dem Wien so manche seiner schönsten Bauwerke verdankt, aufgeführt worden. Vordem stand im Parke, der es umgab, nur ein kleines Jagdschloß, das dem neuen, umfangreichen Gebäude weichen mußte und niedergerissen wurde, obwohl manche historische Erinnerungen sich daran knüpften; allein es genügte der Prachtliebe des Fürsten Karl nicht und stand auch, wie er meinte, zu der Größe und dem Ertrage der Herrschaft selbst in keinem richtigen Verhältnisse. Da er am Hofe Karl des Sechsten nicht beliebt war, bewohnte er den Palast in Wien selten und hielt sich meistens, wenn er nicht auf Reisen war, in Podhorowitz auf, wo er eine Art Hof hielt und dem Adel der Nachbarschaft und Prags glänzende Feste gab. Seine Gemahlin war aus einem spanischen Hause, und

eben so der Devotion, wie der Fürst dem Luxus ergeben. Er hatte sie in Madrid auf einer Sendung kennen gelernt, die er im Auftrag Joseph des Ersten vollzog, und wie damals die Rede ging, gegen ihren Willen und nur der ungeheuren Reichthümer wegen geheirathet, deren muthmaßliche Erbin sie war. Als aber später die ganz unerwartete Geburt eines Knaben, dem der größte Theil der Erbschaft zufiel, die Hoffnungen des Fürsten vereitelte, ließ dieser es seiner Gemahlin durch ein so unwürdiges Benehmen entgelten, daß sie sich genöthigt sah, bei dem Kaiser dagegen Schutz zu suchen. Sie bat ihn um Erlaubniß, sich für einige Zeit in ein Kloster zurückziehen und dort den Werken der Frömmigkeit obliegen zu dürfen. Karl VI., ein gütiger und frommer Herr, gestattete es ihr; doch ließ er sein kaiserliches Ansehen walten und befahl dem Fürsten, sich während dieser Zeit auf seine Güter zu begeben, nach Verlauf eines Jahres aber seine Gemahlin aus dem Kloster zu holen und mit ihr am Hoflager zu erscheinen. Der Fürst that nach Kaisers Willen und brachte ein Jahr auf seinen Gütern, meistens auf dem neuerbauten Schlosse von Podhorowitz zu. Dort besuchte

ihn während seines Exils ein Edelmann aus einer der ersten gräflichen Familien Böhmens, der wegen seiner Frömmigkeit, insbesondere wegen der Andacht, die er zum heiligen Johannes von Nepomuk, dem Märtyrer, trug, sehr bekannt war und unter dem gläubigen Volke großes Ansehen genoß. Was die Absicht dieses Besuches war, wurde nicht genau ermittelt. Neugierde, das schöne, erst vor kurzem fertig gebaute Schloß zu sehen, konnte es nicht sein; man muthmaßte vielmehr, der fromme Graf habe den Fürsten, von dessen Weltlichkeit er gewiß Kunde hatte, zu bessern Gesinnungen bringen wollen und sich zu diesem Zwecke und um sich höhern Beistandes zu versichern, mit mehren Reliquien seines Lieblingsheiligen, des böhmischen Landespatrons versehen. Einige hingegen sagten, er habe die Absicht gehabt, in Podhorowitz über ein wunderthätiges Bild des Heiligen, welches sich ehemals in der Kirche des Dorfes befunden habe, historische Nachforschungen anzustellen und es wo möglich in seinen Besitz zu bringen. Auch nahm der Edelmann seine schöne Gemahlin mit, die, wie man sagte, etwas weniger fromm war als ihr Gemahl, wahrscheinlich, weil er wußte, daß weibliche Ueber-

redungsgabe bei Männern von der Art des Fürsten viel auszurichten vermöge. Der Fürst empfing das Paar mit ausgezeichneter Artigkeit und lud sie ein, so lange in Podhorowitz zu verweilen, als sie dort Vergnügen fänden. Der Graf nahm die Einladung in der Hoffnung an, er werde, wenn ihr Aufenthalt länger daure, leichter Gelegenheit finden, seinen Zweck zu erreichen; der Gräfin machte sie sonst viel Freude — und jeden Tag mehr, da die Liebenswürdigkeit des Fürsten sich selbst übertraf. Er ließ Feste aller Art abwechseln, damit seine Gäste, wie er sagte, der Einförmigkeit eines Landaufenthaltes, die gerne in Langeweile auszuarten pflege, Geschmack abgewännen. Die Gräfin war davon entzückt; der Graf nahm an ihnen nur den Antheil, welchen Fromme dem Treiben der Weltkinder widmen dürfen, ohne ihr eigenes Heil zu gefährden.

Etwa drei Wochen nach der Ankunft des Grafen ereignete sich im Schlosse Podhorowitz eine sonderbare Begebenheit. Mitten in der Nacht wachte der fromme Edelmann auf und sah das Zimmer, welches er gemeinschaftlich mit der Gräfin zur Nachtruhe benutzte, von einem rosenfarbnen Scheine erhellt,

der von einer Gestalt ausging, welche der Beglückte sogleich für die des heiligen Johannes von Nepomuk erkannte, wie derselbe auf der prager Brücke zu sehen ist. Der Himmelsbewohner schwebte, so kam es dem Grafen vor, in der Luft und trug einen Palmzweig in der Hand. Der Graf war still und betete; die Gräfin schlief.

„Mache dich auf," begann der Heilige mit melodischer Stimme, „mache dich auf und begib dich, „barfuß wie du bist, in die, meinem Freunde, dem „heiligen Sebastian, gewidmete Kirche des Dorfes „Podhorowitz. Sie wird geöffnet sein und auf dem „Seitenaltare, auf welchem mein Bild verehrt wird, „werden sechs Lichter brennen. Vor diesem Altare „kniee nieder und bete zu Ehren der unbefleckten „Empfängniß Maria's, der Himmelskönigin, sieben „Rosenkränze. Sobald der Morgen graut, erhebe „dich wieder, kehre hieher zurück, schließe dich in „eine einsame Kammer ein und bringe den Tag „in frommen Uebungen der Andacht zu. Wisse, es „ist der Tag, an dem die Seele deines Ahnherrn „durch meine Fürbitte wird aus dem Fegefeuer erlöst und in die Chöre der Seligen aufgenommen „werden."

Der Graf that, wie ihm geheißen wurde, und blieb bis zur Morgendämmerung vor dem Bilde seines himmlischen Gönners in der Dorfkirche in andächtiges Gebet versunken. Der Gehorsam, mit welchem er der Vorschrift des Heiligen in Betreff des Barfußgehens nachkam, zog ihm eine Erkältung zu; diese hatte ein Unwohlsein zur Folge, welches ihn zwang, am Tage nach der Erscheinung die aufgetragenen frommen Uebungen im Bette zu verrichten; obwohl er zweifelte, daß dieses den Worten des Heiligen ganz gemäß sei. Dafür hielt er desto strenger darauf, daß ihn niemand störe, und er war froh, als der Fürst seiner Gemahlin den Vorschlag machte, einen Ausflug nach einem ein paar Stunden entfernten, romantisch gelegenen Jagdhause zu unternehmen und dort den Tag zuzubringen.

Ob der fromme Graf den Zweck seines Besuches in Podhorowitz erreicht habe, wurde nicht bekannt; doch sah er es als eine besondere Gnade des mächtigen Heiligen, seines und seiner Familie Beschützers, an, daß die Gräfin ihn ungefähr neun Monate nach der wunderbaren Erscheinung mit einem gesunden Knäblein, dem ersten Sprößling

ihrer Ehe, beschenkte, in dem der erfreute Vater einige Aehnlichkeit mit den Zügen des heiligen Johannes von Nepomuk auf der prager Brücke zu erkennen glaubte.

Der Enkel des Fürsten Karl, dem der Offizier einen Besuch zudachte, glich in manchen Dingen seinem Großvater, unter andern auch in der Neigung zu galanten Abenteuern, zu deren Schauplatz er mit Vorliebe das Schloß Podhorowitz wählte, weil dessen räumliche Verhältnisse die Heimlichkeit begünstigten. Doch unterschied er sich von ihm darin, daß er bei seinem Monarchen, der selbst Hang zu Vergnügungen hatte, beliebt war und Manches wagen durfte, was seinem Großvater nicht ungestraft hingegangen wäre.

Der Fürst empfing den Offizier mit der gewinnenden Artigkeit, die er selten verläugnete, vielleicht etwas zurückhaltender, als er dieß gewöhnlich zu thun pflegte, und fragte ihn, nachdem er den Brief, welchen dieser mitgebracht hatte, flüchtig überschaut, was ihm zu Diensten stehe.

„Ich muß Ew. Durchlaucht um Erlaubniß bitten,“ antwortete der Offizier, „an Sie eine Frage zu stellen.“

„Hundert, Herr Oberlieutenant, wenn ich sie nur beantworten kann.“

„So frage ich Sie denn auf Ihr Ehrenwort: Befindet sich ein Mädchen, Namens Anna Prandstetter in diesem Schlosse?“

Der Fürst gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, dann sagte er:

„Sie werden schon die Güte haben müssen, sich an den Schloßwärter zu wenden, denn ich weiß in der That nicht, wie die weiblichen Domestiken hier heißen.“

„Sie gehört nicht zu Ihren Domestiken, mein Fürst.“

„Wenn das ist, Herr Oberlieutenant, so weiß ich noch weniger, wie ich dazu komme, daß Sie sich bei mir um ein Mädchen erkundigen, dessen Name mir ganz unbekannt ist.“

„Es ist möglich, daß Ew. Durchlaucht des Mädchens Herkunft nicht kennen. Ich bitte Sie daher, mir zu sagen, ob es auf Ihren Befehl geschehen ist, daß in der ersten Woche des vergangenen Monates ein Mädchen, welches bei ihrem Onkel in Wien in einem Hause der Wollzeile wohnte, als sie in der Abenddämmerung nach Hause ging,

gewaltsam in einen Wagen gehoben und entführt wurde."

„Mein Herr Oberlieutenant, auf diese Frage kann ich Ihnen keine Antwort geben."

„Dann bin ich gezwungen, sie Ihnen mit den Waffen in der Hand abzufordern."

„Wie es Ihnen beliebt. Allein da es für heute zu spät ist, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Nachtlager im Schlosse anzubieten."

Am frühen Morgen des folgenden Tages standen sich die Gegner an einer einsamen Stelle des Parkes gegenüber. Sie schossen, und die Kugel des Fürsten traf den Offizier, daß er verwundet zusammensank. Da sie keine Sekundanten zugezogen hatten und das Duell ebenso plötzlich verabredet als erlediget worden war, blieb dem Fürsten nichts übrig als den Verwundeten zu verlassen und schnell in das Schloß zurückzueilen, um dort die nöthigen Befehle zu geben. Der Offizier wurde von dem alten Diener, den er zuerst in der Kapelle angetroffen hatte, und von dem Mohren, dessen er im Gespräche mit diesem erwähnte, mit Beihülfe des Fürsten selbst in ein abgelegenes Zimmer des Gebäudes geschafft und sogleich ein reitender Bote abgesendet,

um den Wundarzt des nächsten Städtchens zu holen. Bis zu seiner Ankunft besorgte der Alte, was die Wunde nöthig machte.

Die im Park gefallenen Schüsse wurden auch in einem Zimmer vernommen, welches in jenem Flügel des Schlosses, den der Fürst bewohnte und zunächst den Gemächern desselben gelegen war. Es schien als Boudoir benutzt zu werden und war mit raffinirtem Luxus möblirt; mit seiner Pracht kontrastirte nur die ganz einfache Kleidung der Bewohnerin, welche auf dem Divan zurückgelehnt saß, und träumerisch in die blaue Ferne starrte. Sie fuhr auf, als die Schüsse krachten, und eilte zum Fenster, das in den Park ging. Unten floh aufgescheucht ein Rudel Hirsche, zwei Achtender voraus, hinter ihnen Thiere und Spießer, und lenkten die Aufmerksamkeit des Mädchens auf sich, das aus dem Fenster blickte und sah, wie sie in seiner Nähe stille hielten, um zu horchen, und mit ihren klugen Augen herumschauten.

„Vielleicht,“ dachte sie, „jagt man heute im Park. Es wundert mich, daß er mich nicht eingeladen hat, daran Theil zu nehmen. Doch was

kümmert mich das? Ich hätte es ja ohnedies verweigert.“

Während sie so schaute und dachte, trat leise der Fürst ein. Sein Gesicht hätte auch dem geübtesten Beobachter nicht verrathen, daß vor wenigen Minuten die Kugel eines Gegners an ihm vorbeigestreift war. Trug es eine Spur von Aufregung, so war es die des Verlangens; sie malte sich in den Augen, die wie bezaubert an der schlanken Gestalt des Mädchens hingen, das sich zum Fenster hinausbeugte. Frische Morgenluft strömte herein; draußen zerfloßen die Dünste im warmen Sonnenschein und dufteten die Bäume. Die Vögel badeten sich zwitschernd im feuchten Grün, und munteres Wild spielte im Grase oder floh erschreckt in das Gebüsche. Dann ward wieder Alles still; so still, daß man das Picken des Spechtes hören konnte und weiterher das trillernde Pfeifen einer im Laube auffliegenden Amsel.

„Es ist doch schön hier“ seufzte halblaut das Mädchen.

„Verzeihen Sie, Anna, daß ich Sie störe,“ sagte der Fürst, indem er näher trat.

Sie blickte um, von der unvermutheten Anrede

nicht erschreckt, aber etwas wie verletzten Stolz in den Mienen.

„Verzeihen Sie," wiederholte er, „ich konnte nicht anders. Die Dienste des Kammermädchens haben Sie zurückgewiesen, und Jugurtha ist abwesend — so mußte ich wohl unangemeldet kommen."

„Das sehe ich nicht ein; ich hätte Ihre Gegenwart recht gut entbehren können."

„O Anna," entgegnete der Fürst mit weicher Stimme, „Sie wissen nicht, wie tief Sie dies Herz verletzen — und es liebt Sie, wie keines." Bei diesen Worten wurden die schönen, dunkeln Augen des Mannes feucht, wie wenn sie eine Thräne zurückhielten.

Anna hätte kein Weib sein müssen, um ganz ungerührt zu bleiben. Ihre Rede wurde milder, als sie sagte:

„Ich bin ein armes, einfältiges Mädchen und Sie sind ein großer, vornehmer Herr — warum haben Sie die Scheidewand durchbrochen, welche die Natur selbst zwischen uns aufführte?"

„Nennen Sie nicht Werk der Natur, was gerade die Natur selbst zertrümmert — jene Fesseln erkünstelter Konventionen, unter deren Last wir

unser ganzes Leben lang seufzen, wenn uns nicht eine kühne That davon befreit. Nennen Sie mich nicht groß und vornehm — ich fühle mich Ihnen gegenüber klein und niedrig — nennen Sie mich nicht einen Herrn, mich, der keinen andern Wunsch und keinen andern Ehrgeiz hat, als den, sein Leben als Ihr Sklave zu Ihren Füßen zuzubringen. Sagen Sie nicht," fuhr er leidenschaftlich fort, als ihn das Mädchen unterbrechen wollte, „sagen Sie nicht, es sei eines Mannes von meinem Range unwürdig, sich nach der Liebe eines Mädchens zu sehnen, das keinen Titel hat und keine Ahnen, dem nur die Natur ihren Adel auf die reine Stirne geschrieben hat — was sollen mir die Spielwerke einer albernen Welt? Ich will nichts sein als Mensch, mich von dem Athem der Geliebten nähren, an ihren Blicken mich berauschen — ich werfe hin was ich bin und habe, um dich, Anna! O sei mein, und die Welt wird uns zum Paradiese werden."

Der Fürst umfaßte die Kniee des Mädchens und sah ihr bittend ins Auge. Sie wollte sich von ihm losmachen und hatte nicht die Kraft dazu; er bedeckte ihre Hände, die ihn sanft zurück-

drängten, mit heißen Küssen und flüsterte zärtliche Liebesworte. Noch kämpfte sie mit sich selbst; freilich war sie eine Gefangene, aber sie sah ja den schönen Mann, um welchen sie Tausende beneideten, zu ihren Füßen, als ihren Sklaven, wie er von Sehnsucht und Liebe überwunden betheuerte; die ungewohnte üppige Pracht, von der sie wochenlang umgeben war, hatte ihre Sinne erregt, Wünsche waren aufgestiegen, deren Erfüllung ihr einem schmeichelnden Traume gleich vorschwebte, und diesen Traum konnte sie verwirklichen, wenn sie ihr Loos in die Hände eines Mannes gab, der sie so flehentlich um das geringste Zeichen bat, daß sie ihm nicht zürne. Zürnte sie ihm? Er hatte ja die Gewaltthat, wegen der allein sie zürnen konnte, auf alle Weise gut zu machen gesucht; mit demüthiger Unterwürfigkeit ertrug er alle ihre Launen, mit dem wunderbaren Scharfsinn, welchen nur die Liebe verleiht, errieth und befriedigte er ihre geheimsten Wünsche; mit aufmerksamer Zartheit vermied er, was sie daran erinnern konnte, daß sie nicht frei sei. Sie zürnte ihm nicht; es war ihr fast, als hätte sich, ihr selbst unbewußt, etwas wie Zuneigung zu ihm in ihr Herz eingeschlichen.

Wenn sie ihn verstieß, das war klar, so mußte er verzweifeln. Wie wehmüthig die Seufzer! Wie feurig die Schwüre! Wie glühten ihm die Augen! Wie fieberhaft klopften die Pulse! Anna beugte sich zum Fürsten herab; ein leiser Händedruck, ein milder Blick genügten ihm vielleicht — da umfaßte er sie und preßte sie an sich und auf ihren Lippen brannten seine in wilden Küssen, die ihr das Blut entzündeten und wie elektrische Schläge alle Nerven durchzuckten. Schwindelnd schloß sie die Augen und im dämmernden Bewußtsein verloren sich die letzten Liebesworte des Fürsten.

Der Arzt, welcher inzwischen angekommen war, erklärte die Wunde des Offiziers für gefährlich und forderte für den Kranken, wenn die Heilung stattfinden sollte, die sorgsamste Pflege und ungestörteste Ruhe, die demselben wenigstens sechs Wochen lang zu Theil werden müßte. Von einer Transportation, fügte er hinzu, könne keine Rede sein, ohne das Leben des Verwundeten in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen.

Sobald der Fürst wieder sichtbar geworden war, ertheilte er die bestimmtesten Befehle, dem Kranken

die aufmerksamste Sorgfalt angedeihen zu lassen. Seinen Dienern Stillschweigen einzuschärfen, hatte er nicht nöthig, da der Mohr und der Alte, die allein von dem Vorgefallenen wußten, ihm unbedingt ergeben, der Chirurgus aber durch eine geschickt erfundene Fabel getäuscht worden war. Auch lag das Zimmer, in welches man den Verwundeten gebracht hatte, in dem abgelegensten Theile des Schlosses, und man konnte durch einen geheimen, nur dem Fürsten und seinen zwei Vertrauten bekannten Gang hingelangen.

Sechstes Kapitel.

Die Rückschritte, welche unter Leopold II. geschahen, dehnten sich, wie man gerne anerkannte, auf die Justizpflege nicht aus. In dieser führte der Kaiser manche wesentliche Verbesserungen ein. Er hob die äußerst grausame, die Qualen langsamen Todes übertreffende und doch ganz zwecklose Strafe des Schiffziehens auf, welche Joseph häufig hatte in Anwendung bringen las-

sen *), verordnete eine menschlichere Behandlung der zu langwierigem, hartem Kerker verurtheilten Verbrecher, und befahl, denselben wöchentlich dreimal Fleisch und Gemüse zu reichen, da sonst Wasser und Brod ihre einzige Nahrung gewesen war. Auch schaffte er das ekelhafte Schauspiel ab, welches in Wien auf dem hohen Markte durch die öffentliche Bestrafung mit Stockstreichen gegeben

*) Unter Anderm in einem Falle, der zu den causes célèbres der Josephinischen Regierung gehört. Der Kaiser trieb in demselben die Gerechtigkeit bis zur Grausamkeit, wenn Gerechtigkeit genannt werden kann, ein Verbrecheu provociren und dann nach der Strenge der Gesetze strafen. Graf Pozdatzky-Lichtenstein, der einer der ersten Familien des Reiches angehörte, reichte mit dem von seinem Vater angewiesenen Jahrgehalte nicht aus, häufte Schulden auf Schulden und befand sich, von seinen Gläubigern auf das Unbarmherzigste gedrängt, der Verzweiflung nahe, als ihm sein Kammerdiener den Rath gab, falsche Bankozettel zu machen, wozu, wie der Verführer versicherte, Alles schon in Bereitschaft sei und der Graf nur seine Wohnung und den Betrag einiger ganz geringen Auslagen hergeben dürfe. Der auf das Aeußerste gebrachte Kavalier, welcher in diesem Augenblicke vielleicht nur an die Möglichkeit, seinen Bedrängnissen zu entgehen, und nicht an die Folgen seiner Handlung dachte, willigte ein, und die Arbeit begann, ohne daß sich der Graf weiter darum bekümmerte. Aber kaum waren die Formen zu dem Papiere und einige Stempel verfertigt, als der Kammerdiener das Geschehene der Polizei entdeckte, um die

wurde, und bestimmte, daß dergleichen Strafen im Zuchthause zu vollziehen seien. Unter seine neuen wohlthätigen Einrichtungen gehörten auch die in den Vorstädten von Wien eingeführten wöchentlichen Gerichtstage: eine Anstalt, die, was ihre Nützlichkeit betrifft, zu den vortrefflichsten gerechnet werden konnte. Um die Prozessirwuth,

---

dem Denunzianten ausgesetzte Belohnung von 10000 Gulden zu erhalten. Die Sache wurde dem Kaiser gemeldet, dem man nicht mit Unrecht vorwerfen kann, daß er die Polizeikünste zu sehr begünstigte, und der Kammerdiener erhielt die Weisung, genau zu beobachten und wenn Alles fertig und die Zettel gedruckt wären, davon Anzeige zu machen. Indessen wurde Pozdatzky über sein Unternehmen ängstlich. Ihn reute der nicht genug überdachte Schritt, und er beschloß sein sträfliches Vorhaben aufzugeben. Dies theilte er seinem Kammerdiener mit, indem er zugleich Mangel an dem zur Förderung der Arbeit nöthigen Gelde vorschützte, auch sich äußerte, daß er um alle Schätze der Welt seine Familie nicht mit so viel Schande überhäufen möchte, als ihr drohe, wenn die Sache verrathen würde. Der niederträchtige Kammerdiener, besorgt, er könne den Lohn seiner Verrätherei verlieren, wenn sein Herr auf diesem Entschlusse beharrte, wendete Alles an, ihn zu beruhigen. Er betheuerte ihm, die Arbeit werde mit der größten Vorsicht betrieben und es sei unmöglich, entdeckt zu werden. Er machte sich anheischig, dem Grafen auf einen Wechsel 10000 Gulden zu verschaffen, mit einem Worte, er benutzte die schwache Seite seines leichtsinnigen Herrn so gut, daß Pozdatzky den Wechsel ausstellte

welche reißend überhand genommen hatte, zu hemmen, vorzüglich aber, um rabulistischen Advokaten die Gelegenheit zu entziehen, unwissende Parteien, die sich bei ihnen Rathes erholten, zu Prozessen zu verleiten, befahl der Monarch, daß an einem Tage in der Woche in jeder Vorstadt ein Gericht gehalten werden sollte, bei dem ein Magistrats-

---

und über die Freude, so viel Geld in die Hände zu bekommen, einwilligte, daß fortgearbeitet werde.

Am nächsten Morgen verfügte sich der Kammerdiener zur Polizeibehörde und gab an, daß sein Herr von dem Vorhaben, falsche Bankozettel zu machen, abstehen wolle, bloß weil es ihm an Geld gebreche, die nothwendigen Auslagen zu bestreiten. Die Polizei war auf dieses hin so gefällig, auf den Wechsel des Grafen die 10000 Gulden herzugeben, um ihn in den Stand zu setzen, das Verbrechen vollenden zu können. Der Verräther überlieferte seinem Herrn das Geld, und dieser jagte dem Vergnügen nach, ohne mehr daran zu denken, daß in seiner Wohnung und mit seiner Zustimmung ein Verbrechen begangen werde, das ihn zum Pranger führte.

Als nun die Formen und Stempel fertig, das Papier gemacht, die Zettel gedruckt und Alles in Bereitschaft war, sie in Umlauf zu setzen, wurde Pozbatzky in der Nacht gefänglich eingezogen, des Verbrechens der Verfälschung von Bankozetteln durch das bei ihm vorgefundene corpus delicti überwiesen, zur Schandbühne, zum Gassenkehren und dann zum Schiffziehen in Ungarn verurtheilt; wo er auch bald starb.

rath, der Grund- oder Vorstadtrichter und ein Auskultant vom Magistrate sitzen sollten. Hier fanden sich nun die streitenden Personen ein, jedoch ohne Advokaten. Der Magistratsrath vernahm beide Theile, suchte jedem sein Recht und Unrecht begreiflich zu machen und sie mit einander zu vergleichen; doch stand es jeder Partei frei, wenn sie mit dem gefällten Spruche unzufrieden war, den gewöhnlichen Weg Rechtens bei dem Magistrate durch einen förmlichen Prozeß einzuschlagen. Durch diese Verfügung wurden die gerichtlichen Streitsachen in der Hauptstadt sehr vermindert, so daß ein Magistratsrath allein in einem Jahre, wie er dies selbst aussagte, viertausend und einige zwanzig Klagen zu schlichten bekam, von denen nur zwei in einen förmlichen Prozeß übergingen, zehn durch richterlichen Ausspruch entschieden, die übrigen alle aber in Güte verglichen wurden. Ohne diese zweckmäßige Anstalt also würden, gering gerechnet, das Jahr hindurch an zwanzigtausend Prozesse mehr geführt und die armen Leute im gleich gesteigerten Verhältnisse durch manche habsüchtige Rechtsfreunde, oder, wie man sie besser nennen sollte, Rechtsfeinde, um ihr ge-

ringes Eigenthum gebracht worden sein. Jeder der bei diesen Schiedsgerichten verwendeten Magistratsräthe erhielt für seine Bemühung eine jährliche Gratifikation von zweihundert Gulden.

Vorzüglich war Leopold's Sorgfalt darauf gerichtet, daß die Gerechtigkeitspflege einen raschen Gang ging, und er war unerbittlich strenge gegen jene Richter, welche sich nachlässig oder bestechlich zeigten.

Im Magistrate zu Wien, der ersten Instanz für Kriminalfälle, saßen zwei Magistratsräthe, Prandstetter und Martinolli, welche einander fast von dem Augenblicke an, der sie am nämlichen Kanzleitische zusammen führte, den bittersten Haß schworen. Es konnte aber auch nicht leicht zwei verschiedenere Naturen geben, als den thätigen, sprudelnden, enthusiastischen Prandstetter, der für die Ideen der Zeit, für Aufklärung, Menschenrechte und allgemeine Brüderschaft schwärmte, und den rohsinnlichen, im allerbeschränktesten Kreise sich bewegenden, eigentlich herumkriechenden Martinolli, dessen Indolenz nur der Haß, und er haßte Alles, was über ihm stand, und der Beamtenhochmuth spornte.

Prandstetter war noch nicht lange zum Magistratsrathe ernannt, als er in Erfahrung brachte, daß in dem Kriminalgefängnisse, die Schranne genannt, seit geraumer Zeit ein des Diebstahls angeklagter Inquisit sitze, der noch nicht eine einzige Kommission gehabt, d. h. um den man sich noch gar nicht bekümmert habe. Aus den Akten war ersichtlich, daß es an Martinolli gewesen sei, das Verfahren gegen den Angeschuldigten zu eröffnen, daß aber dieser, mit einer Nachlässigkeit, die bei ihm zu den gewöhnlichen Dingen gehörte, das Geschäft von einem Tage auf den andern verschoben haben mußte, bis er ganz in Vergessenheit gerieth. Prandstetter, empört über ein Benehmen, durch welches einem Menschen, der vielleicht unschuldig war, so lange die Freiheit entzogen wurde, bloß weil es seinem Richter nicht gefiel, sich mit ihm abzugeben, beschloß sogleich, das sträfliche Versäumniß zur Kenntniß desjenigen zu bringen, dem es am meisten daran gelegen sein mußte, die Person und das Eigenthum der Unterthanen gegen die Willkür ungetreuer Staatsdiener geschützt zu wissen.

Leopold befahl, die Angelegenheit auf der Stelle

zu untersuchen, und da Alles, was Martinolli zur Last gelegt worden war, als richtig befunden wurde, suspendirte er den Schuldigen bis auf weitere Verfügung von Amt und Gehalt, und ließ ihm zu wissen thun, daß er sich über die Ursache, warum er in dem vorliegenden Falle die Justizpflege verzögert, ungesäumt auf das Deutlichste auszuweisen habe. Zu Jemandem aus seiner vertrauten Umgebung äußerte sich der Kaiser: „Das kann ich nicht ungestraft lassen. Sich der Person eines angeblichen Verbrechers versichern, heischt das Wohl und die Sicherheit des Staates; aber man muß so schnell als möglich zur Ueberzeugung gelangen, damit, wenn er, was der Fall sein kann, schuldlos ist, nicht zu lange unschuldig gestraft werde; denn es ist schon eine Strafe, in Verwahrung zu sitzen.“

Martinolli's Vertheidigung enthielt wörtlich folgende, in ihrer Art sehr merkwürdige Punkte:

„Erstens, sei es erst anderthalb Jahre, daß Inquisit sitze.“

„Zweitens habe er (Martinolli) gedacht, daß an demselben nicht so viel gelegen sei, weil er ein Dieb ist.“

*

„Drittens würde ihm ja dadurch, je länger er sitze, die Gelegenheit benommen, früher wieder stehlen zu können.“

Natürlicher Weise gerieth der Kaiser über die Grundsätze, welche der zur Verantwortung gezogene Magistratsrath zu seiner Entschuldigung geltend zu machen versuchte, in die größte Entrüstung. „Stellen Sie sich vor,“ sagte er zum Hofrath S *, mit dem er zuweilen über Justizgegenstände zu konversiren pflegte, „ich habe die Vertheidigung des Martinolli bekommen. Das ist zu arg. Gesunden Verstand sollte doch jeder Christenmensch haben; aber das ist so unvernünftig, wie man es nur von einem Narren erwarten kann. Seine Frau hat für ihn vorbitten wollen, allein ich habe sie nicht vorgelassen; denn so ein schlechter Judex verdient keine Gnade.“

Daß Martinolli, so aufgebracht Leopold gegen ihn war, dennoch nicht kassirt, sondern nach einem Monat wieder in Amt und Besoldung eingesetzt wurde, verdankte er einer mächtigen Fürsprache, die der Monarch zu berücksichtigen für gut fand. Vielleicht ahnte Leopold, welchen wichtigen Dienst

einst dem Staate zu leisten der „schlechte Juder“ bestimmt sei.

Das Jahr 1790 war in Festen verstrichen. Auf die Huldigung in Oesterreich folgten die Krönungen in Frankfurt und Preßburg, die mit vieler Pracht gefeiert wurden; die größte aber wurde bei der in Prag entwickelt, welche man wegen der vorgerückten Jahreszeit auf 1791 verschoben hatte. Es schien fast, als wollte man durch den Glanz dieser Zeremonien die Feinde blenden, die ringsum der Monarchie drohten; doch gelang es nicht, denn man sah sich kurz darauf gezwungen, allen nachzugeben — gezwungen freilich nur durch die eigene Feigheit.

Als Leopold den Thron bestieg, war Oesterreich auf der einen Seite in offenem Kriege mit der osmannischen Pforte begriffen, auf der andern sah es sich von Preußen mit einer blutigen Fehde bedroht. Leopold, der auch noch Unruhen im Innern zu bekämpfen hatte, beschloß, dem Türkenkriege selbst mit den größten Aufopferungen ein Ende zu machen, und das Ungewitter, welches von Preußen her langsam gegen Oesterreich aufstieg, abzulenken. So kam die reichenbacher Kon-

vention und als Folge derselben der Friede mit der Pforte zu Stande, welcher das Verhältniß beider kriegführenden Mächte, eine unbedeutende Grenzberichtigung in Kroatien ausgenommen, auf den nämlichen Fuß, wie vor dem Ausbruch des Krieges, herstellte. Zwei Verträge, wie man sie kaum nach verlornen Schlachten hätte unvortheilhafter schließen können.

Indessen gab es doch Einige, welche die nicht sehr ehrenvolle reichenbacher Konvention und den eben so wenig einträglichen Frieden mit der Pforte billigten; sie folgerten die Nothwendigkeit beider aus den kritischen Zeitumständen, und beriefen sich auf das Zeugniß einsichtsvoller Staatsmänner, die dem Kaiser Joseph den Friedensbruch mit der Pforte als den größten politischen Fehler, den er je begangen, vorwarfen, da er, um seine Neuerungen befestigen und die ihretwegen allfällig ausbrechenden Unruhen im Innern sogleich ersticken zu können, Frieden von Außen nothwendig gehabt hätte. Drohte also der Krieg dem Kaiser Joseph schon zu einer Zeit, da noch in allen seinen Staaten Ruhe herrschte, große Gefahren, so mußte er für Leopold noch gefährlicher sein; denn in den

Niederlanden loderte die Empörung, in Ungarn schickten sich einige Magnaten an, die Zeiten der Ragoczy und Tökely zu erneuern, zu welchem Behufe sie bereits den preußischen Hof um Unterstützung angesprochen hatten, die ihnen auch wirklich zugesagt wurde *); von Frankreich her bemühte sich die Propaganda, in allen österreichischen Staaten eine Revolution zu bewirken. In dieser Lage, sagten sie, konnte Leopold nicht weiser handeln, als durch die Konvention mit Preußen den Ungarn jede Hoffnung einer Unterstützung von diesem Hofe zu rauben, vermittelst der Verwendung eben dieses Hofes die empörten Niederländer wieder zum Gehorsam zurückzuführen, durch den Frieden mit der Pforte die Armee zur Erhaltung der Ruhe im Innern verwendbar zu machen, und auf diese Art alle Plane und Bemühungen der Propaganda zu vereiteln.

Als Maria Theresia nicht mehr wußte, wo sie

---

*) Man war damals noch nicht durch Polens Schicksal belehrt, wie das damalige preußische Kabinet zu halten gewöhnt war, was es in solchen Fällen versprochen, und wie es zu unterstützen pflegte, sonst hätte man über diese Gefahr sich leicht beruhigen können.

sich mit ihrem Kinde vor der Uebermacht der Feinde bergen sollte, steifte sie sich auf ihr gutes Recht und Gottes Schutz, und griff getrost zum Schwerte. Ihr Sohn mochte sich, wie weiland Jakob I von England und Schottland, mit welchem Leopold von Oesterreich manche Aehnlichkeit hatte, vor den blanken Schwertern scheuen, daß er so gutmüthig sich entreißen ließ, was eine klügere und muthigere Politik ohne Zweifel behauptet haben würde. Es ist Thatsache, daß, als der preußische Gesandte der Pforte die reichenbacher Konvention bekannt machte, und ihr zugleich die Bedingungen mittheilte, unter welchen der Friede zwischen Oesterreich und der Türkei geschlossen werden sollte, der Divan die Möglichkeit gar nicht glauben wollte, daß Oesterreich bei den großen Vortheilen, die es hatte, zu einem für dasselbe so nachtheiligen Frieden die Hände bieten würde. Was war auch vom Halbmonde für das Kreuz zu fürchten? Belgrad, Orsowa, Widdin, Dubicza, Schabacz, Choczim und mehre andere feste Plätze befanden sich in österreichischer Gewalt; die Armee des Großveziers war nicht nur geschlagen, sie war gänzlich zerstreut; die Moldau und Wallachei

hatte sich den siegreichen österreichisch-russischen Waffen unterworfen; der Pascha von Skutari und die Montenegriner verweigerten der Pforte den Gehorsam.

Die Gährung in Ungarn konnte aus verschiedenen Gründen als unbedeutend betrachtet werden. Der Adel allein, nicht das Volk in seiner großen Mehrzahl, war mit den josephinischen Einrichtungen unzufrieden und deshalb unruhig; und selbst unter dem Adel herrschte keine Einigkeit. Der eine Theil, an dessen Spitze sich einige der reichsten Magnaten befanden, beabsichtigte, die alte Verfassung des Vaterlandes ganz umzustürzen und auf den Ruinen derselben eine konstitutionelle Monarchie zu errichten, die auch die übrigen österreichischen Provinzen umfassen sollte. Der andere Theil wollte von dieser Revolution nichts wissen, weil er hätte beträchtliche Aufopferungen machen müssen, und verlangte bloß die Wiederherstellung der alten Rechte und Freiheiten, wie sie unter den frühern Königen von Ungarn bestanden hatten. Ein dritter Theil, der am meisten gemäßigte, wollte nicht alle Verordnungen Kaiser Joseph's, sondern nur einige abgeschafft haben. Diese drei

verschiedenen Parteien kämpften auf dem Reichstage und bei den Komitatsversammlungen um die Oberhand, und haßten einander noch mehr, als die josephinischen Reformen. Welche Besorgnisse konnten diese unruhigen, unter sich nichts weniger als einverstandenen Parteien einflößen? Jede würde der andern entgegen gearbeitet und sie alle drei sich selbst gestürzt haben. Selbst wenn sie einig gewesen wären, hätten ihre Unternehmungen ohne große Schwierigkeit vereitelt werden können. Eine zahlreiche, krieggewohnte, dem Monarchen ergebene Armee stand an den Grenzen, stark genug, nicht nur die Angriffe der durch so viele Niederlagen geschwächten Feinde von Außen abzuwehren, sondern auch die unruhigen Magnaten im Lande selbst im Zaume zu halten; ja es wäre zu dem Letztern nicht einmal eine militärische Gewalt nöthig gewesen. Waren es Freiheiten, Vorrechte, Privilegien des dritten Standes, welche Joseph angegriffen hatte? Es waren solche des Adels, die den nützlichsten Stand im Staate, den Bürger- und Bauernstand, drückten, die Glieder desselben aller Menschenrechte beraubten und zu Lastthieren des Edelmannes herabwürdigten. Dieser

dritte und muthigste Stand hätte zur Vertheidigung jener Freiheiten wohl nicht die Waffen ergriffen, es wäre im Gegentheile auf einen Wink des Kaisers, der den Bauern Befreiung von dem Joche des Adels versprach, eine Million Horja's und Kloczka's aufgestanden und hätte an einem Tage allen Umtrieben der Magnaten ein Ende gemacht.

Allerdings hatten die Ungarn am preußischen Hofe um Unterstützung angesucht und diese war ihnen versprochen worden. Aber Oesterreichs Heere, Laudon an der Spitze, standen an den Grenzen von Mähren und Schlesien schon zum Angriffe bereit, während Preußen noch immer in der Mobilmachung seiner Truppen begriffen war. Leopold durfte nur wollen, und der alte Held führte die unter seinem Befehle an Sieg gewöhnte Armee auf preußischen Boden, bevor dieses die Anstalten zur Gegenwehr vollendete. Was war dabei zu wagen? Eine reichenbacher Konvention hätte selbst nach dem unglücklichsten Feldzuge noch geschlossen werden können; allein wahrscheinlicher, als ein solcher, war es, daß Laudon, für welchen Friedrich der Große selbst, der von ihm geschla-

gen ihn nie schlagen konnte, viel Hochachtung hegte, König Friedrich Wilhelm dem Frommen in seinem eigenen Lande so viel würde zu thun gegeben haben, daß er die Magnaten in Ungarn und den Divan zu Konstantinopel darüber hätte vergessen müssen.

Und die Propaganda? Gesetzt, Alles, was Hoffmann und Konsorten von ihr fabelten, sei vollkommen richtig gewesen, wie konnte Leopold so vor ihr zittern, wie er zitterte? Der österreichische und französische Absolutismus waren so verschieden, als die Völker, auf welche sie wirkten, und keine einzige geheime Gesellschaft, welcher Art sie auch sein mochte, konnte in Oesterreich eine Revolution herbeiführen, weil die Nationen ihre Verfassungen nicht so leicht ändern, wie etwa die Moden ihrer Kleider, sondern durch das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit dazu gezwungen werden müssen — eine Nothwendigkeit, die bei dem trotz seiner Willkür immer noch väterlichen Despotismus der österreichischen Regenten nicht vorhanden war.

Es war demnach nicht zu entschuldigen, daß Baron Spielmann, dem die Unterhandlungen an-

vertraut waren, die reichenbacher Konvention nicht auf vortheilhaftere Bedingungen abschloß. Entweder war er von der Lage der Dinge gar nicht unterrichtet, oder sah sie durch das gefärbte Glas derjenigen, welche ihm die Vorschrift gegeben hatten, um jeden Preis Frieden zu schließen. Wie hätte er sonst so sehr außer Fassung gerathen können, als der preußische Minister die Uhr mit der Drohung auf den Tisch legte, sein König lasse marschiren, wenn Spielmann nicht binnen fünfzehn Minuten unterschreibe. Anstatt, wie dieser that, laut zu jammern, zu weinen und zu unterschreiben, hätte ein Anderer bei der Drohung gelacht und sie mit einer andern erwiedert. Er würde vielleicht gesagt haben: „Und ich bestimme nur fünf Minuten. Wird binnen dieser Zeit nicht unterschrieben, was der Kaiser fordert, so lasse ich marschiren.“ Oesterreich war in diesem Augenblicke eher im Stande, seine Drohung zu erfüllen, als sein Gegner.

Baron Spielmann konnte sich die Glossen, welche sich die Wiener über sein neuerbautes Haus auf dem Graben zu machen erlaubten, wohl gefallen lassen. Leopold war ja mit ihm zufrieden.

Der Herzenswunsch des Kaisers, Friede, war erreicht. Er konnte nun mit Ruhe sein Augenmerk auf die innern Angelegenheiten richten. Den rebellischen Ungarn war jede Hoffnung benommen, und wollten sie oder andere Provinzen, von der Propaganda verführt, etwas gegen seinen Thron unternehmen, so war er jetzt im Stande, sein Ansehen mit Gewalt zu behaupten, da seine Armee nicht mehr wider auswärtige Feinde zu streiten hatte. Alle diese Vortheile schienen ihm selbst durch noch größere Opfer, als er hatte bringen müssen, nicht zu theuer erkauft.

In Berlin erregte die geschlossene Konvention keine geringe Freude; zum Theil auch deßhalb, weil sie den Grund zu einer noch engern Verbindung mit Oesterreich legte, an der damals dem preußischen Kabinete sehr viel zu liegen schien. Um Leopold von der aufrichtigen Gesinnung Friedrich Wilhelm's des Zweiten und von seinem ernstlichen Entschluß, den unruhigen Großen in Ungarn keine Unterstützung zu gewähren, Beweise zu geben, entdeckte das berliner Kabinet dem österreichischen Monarchen alle diejenigen, welche die Preußen um Hülfe gegen ihren König angesucht

hatten, und lieferte sogar sämmtliche deßhalb geschriebene Briefe aus. Leopold ahndete die sträfliche Korrespondenz an Keinem, vielleicht weil er großmüthiger Weise von dem keinen Gebrauch machen wollte, was ihm durch treulosen Verrath zur Kenntniß gebracht worden. Denn diesen Namen verdiente das Benehmen eines Kabinetes, welches diejenigen denunzirte, mit denen es lange Zeit unterhandelte, und die es mit leeren Hoffnungen so lange hinhielt, bis es seinen Zweck erreicht hatte. Nur Graf Georg Festeticz hatte einige Zeit Hausarrest und mußte eine Untersuchung ausstehen. Doch ging Leopold nicht weiter, als daß er den Grafen von dem Husarenregimente, in dem er als Oberstlieutenant diente, in gleichem Range zu Latour-Dragonern transferiren ließ. Die Geringschätzung, welche Festeticz vom Offizierkorps dieses Regimentes erfuhr, zwang ihn bald darauf, den Dienst ganz zu verlassen.

Nicht weniger treu erfüllte Preußen seine Versprechungen in Betreff der Niederlande. Diese unterwarfen sich zufolge des in Haag unter Preussens und Englands Vermittlung geschlossenen Vertrages, und leisteten den Eid der Treue, nachdem

ihnen Leopold ihre Freiheiten und Vorrechte oder die sogenannte Joyeuse-entrée zugesichert hatte. Aber Leopold begnügte sich nicht damit, daß die Niederländer zum Gehorsam zurückgeführt waren, er wollte auch ihre Liebe besitzen. In dieser Absicht erließ er eine Denkschrift an sie, in der er das Andenken seines großen Bruders antastete, indem er in Ausdrücken, welche für Joseph eben nicht die schonendsten waren, seine Mißbilligung über Alles aussprach, was dieser gethan hatte. Allein diese Denkschrift machte auf die Niederländer gerade die entgegengesetzte Wirkung, und es war nur der Ausdruck der allgemeinen Gesinnung, was einer der erbittersten Feinde Joseph's in Brüssel sagte: „Il est vrai, nous haïmes Joseph; mais nous méprisons Léopold."

So trübe der österreichische Horizont bei Leopold's Thronbesteigung war, so gefährliche Gewitter loszubrechen drohten, so hatte doch Leopold auf seine Weise glücklich, wenn gleich nicht zur Zufriedenheit vieler Bewohner seiner Staaten, die finstern Wolken zertheilt, und ihm lächelte im zweiten Jahre seiner Regierung ein heiterer Himmel. Aber auch für die Zukunft sollte kein Sturm

seine Tage verdüstern, keine Revolution die Ruhe seiner Staaten stören, die Krone auf seinem Haupte wanken machen. Dies zu erreichen, glaubte er, sei kein besseres Mittel, als das böse Beispiel, welches Frankreich dem übrigen Europa gegeben, von der Erde verschwinden zu machen, und die Nationen, vorzüglich diejenigen, die er beherrschte, durch die Erfahrung zu belehren, daß kein Volk ungestraft die Rechte seines Herrschers anzutasten wagen dürfe. Bei solchen Gesinnungen fanden diejenigen, welche es auf sich genommen hatten, ihn zur Rettung seines Schwagers und seiner Schwester zu vermögen, keine Schwierigkeit, ihren Vorstellungen Eingang zu verschaffen.

Ludwig XVI war zu schwach, sein Ansehen und seine Macht, welche die Nationalversammlung eingeschränkt hatte, durch eigene Kraft wieder zu erlangen. Der gute König würde auch vielleicht aus eigenem Antriebe gar keine Versuche deßhalb gemacht haben, wäre er nicht durch Kunstgriffe der Schmeichelei und der Liebe und durch kränkende Vorwürfe von Personen, die seinem Herzen theuer waren, dazu gezwungen worden. Die Königin und der Graf von Artois konnten weniger

als der König selbst den Gedanken einer durch etwas Anderes als die Chansons beschränkten Monarchie ertragen. Da die Triebfedern, welche von ihnen in Frankreich selbst in Bewegung gesetzt wurden, nicht Schnellkraft genug hatten, um die Staatsmaschine wieder in den alten Gang zu bringen, so sollte auswärtige Hülfe bewirken, was innere eigene Kraft nicht vermochte.

Leopold und Friedrich Wilhelm, zwei mächtige Monarchen, beide unumschränkte Beherrscher ihrer Staaten, sollten die Werkzeuge sein, die Monarchie in Frankreich wieder auf den alten Fuß herzustellen und die Frechen zu bestrafen, welche es wagten, die Nation in Rechte einzusetzen, welche ihr, wie man in Versailles, Wien und Berlin überzeugt war, nicht gebührten. Man berechnete ganz richtig, daß das eigene Interesse die zwei Monarchen bestimmen mußte, die Sache Ludwig's zu der ihrigen zu machen. Und es bedurfte wahrlich keiner großen Ueberredungskunst, den Kaiser Leopold und den König Friedrich Wilhelm zu überzeugen. Schon in die Verhandlungen, welche zur reichenbacher Konvention führten, floß Manches über die Nothwendigkeit einer Koalition ein;

Bischoffswerder, welcher dem Kaiser, der sich im Frühjahr 1791 in Italien befand, nachgereiset war, legte die letzte Hand ans Werk, und bewog Leopold zum Beitritte zu dem neuen Kreuzzuge geges das politisch heidnische Frankreich.

Die am 10. Mai 1791 unterschriebene Deklaration, die erste Frucht der in Mantua abgehaltenen Konferenzen, sicherte Ludwig, dem sie heimlich zugestellt wurde, den Schutz der Alliirten zu. Zwei Monate darauf wurde in Pilnitz, wo sich Leopold, Friedrich Wilhelm, der Graf von Artois, Spielmann uud Bischoffswerder eingefunden hatten, der folgenreiche Vertrag abgeschlossen, dessen Hauptbestimmungen dahin abzielten, die verderbliche neue französische Konstitution zu vernichten und die alte so wohlthätige Verfassung der unumschränkten Monarchie wieder im vorigen Glanze herzustellen, die Urheber und Hauptbeförderer der Revolution aber allen Völkern Europa's zum Schrecken und warnenden Beispiele auf das strengste zu bestrafen. Nebenbei bedingten sich Oesterreich und Preußen für die Hülfe, welche sie sich zu leisten anheischig machten, und die darauf zu verwendenden Kosten Territorialentschädigungen aus,

und versicherten einander ihre Länder, im Falle die Unterthanen des einen oder des andern Reiches es wagen sollten, sich gegen die alte Ordnung der Dinge zu empören.

Man wollte jedoch nicht eher etwas gegen Frankreich unternehmen, als bis die königliche Familie durch die Flucht gerettet wäre. Der gute König ließ sich auch dazu wie zu manchen andern Dingen bereden. Die Flucht war so gut eingeleitet, daß man an dem glücklichen Ausgange derselben nicht im geringsten zweifelte. Allein dem König war ein anderes Loos beschieden; ihm sollte geschehen nach den Worten der Schrift: „Der Herr strafet die Missethaten der Väter bis in das hundertste Glied.“ Schon war man eine gute Strecke von Paris entfernt und näherte sich den kaiserlichen Niederlanden, an deren Grenzen eine Kavallerieeskorte bereit stand, die königliche Familie zu empfangen, als ein kleiner Umstand, an sich sonst der unbedeutendste, den ganzen Entwurf der Flucht vereitelte und die schönsten Hoffnungen der bei dem Gelingen derselben interessirten Personen zerstörte. Ludwig hatte ein Geschäft vor, das der größte Monarch der Erde, dem hundert

und aber hundert bereitwillige Diener zu Gebote stehen, doch keinem auftragen kann, sondern selbst verrichten muß. Er stieg aus dem Wagen, wurde von dem durch dieses Ereigniß berüchtigen Postmeister Drouet erkannt, angehalten und verhaftet.

Die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs und seiner unter Aufsicht bewaffneter Nationalgarden veranstalteten Rückkehr nach Paris, von der Vorladung und Vertheidigung vor der Nationalversammlung war ein Donnerschlag, auf den man in Wien um so weniger gefaßt war, als die Zeitungen noch am Morgen des nämlichen Tages, an welchem gegen Abend der hinkende Bote nachkam, in einer besondern Beilage die Nachricht enthielten, daß der König glücklich aus Paris entflohen und in den österreichischen Niederlanden angekommen sei. Obgleich ein großer Theil des wiener Publikums die Flucht des Königs nicht billigte, weil er die neue Konstitution beschworen hatte, so bedauerte man doch sein Schicksal; denn man fürchtete, die beleidigte Nation werde den Meineid scharf an ihm ahnden, und überhäufte diejenigen mit Verwünschungen, welche den schwachen König überredet hatten, ei-

nem Rathe zu folgen, der ihn und die Tochter Maria Theresia's der Rache ihrer Feinde aussetzte und die Entwürfe der republikanisch Gesinnten begünstigte.

Das Mißlingen der Flucht des Königs vereitelte die bereits entworfenen Angriffsplane gegen Frankreich. Wäre die königliche Familie glücklich entkommen, man würde ohne weitere Kriegserklärung die Nation, als rebellisch gegen ihren König, mit ganzer Macht überfallen haben. Dieser Plan mußte nun geändert werden, um Ludwig XVI., den die nun mißtrauisch gemachte Nation für die Folgen dieses Krieges verantwortlich machen konnte, nicht neuen größern Gefahren auszusetzen. Es wurde daher beschlossen, die neue Konstitution zum Scheine anzuerkennen, die feindseligen Absichten gegen die Nation so viel als möglich hinter freundschaftliche und friedliche Aeußerungen zu verbergen, insgeheim aber keine Gelegenheit zu versäumen, die Franzosen so lange zu necken, ihnen so viele Ursachen zum Mißvergnügen zu geben, bis sie, zum Unwillen gereizt, den Krieg selbst erklären würden.

In Folge dieses zwischen Wien und Berlin

verabredeten neuen Entwurfes wurde den Emigranten erlaubt, sich in Belgien und Deutschland an den Grenzen zu versammeln, in den Waffen zu üben und kriegerische Vorkehrungen zu treffen. Diese Versammlungen der Emigrirten sollten zum Zankapfel dienen und die Kriegsflamme entzünden helfen. Deßwegen setzte man allen von der Nationalversammlung gemachten Vorstellungen nur leere Ausflüchte entgegen und traf keine die französische Nation befriedigende Maßregeln.

Um in den Augen Europa's den Vorwurf zu vermeiden, als habe man den Krieg ohne gerechte Ursachen begonnen, und um zugleich Frankreich mit größerer Macht überfallen zu können, bemühte man sich, Deutschland in die Fehde zu verwickeln und den Krieg zur Sache des Reiches zu machen. Einige Dekrete der Nationalversammlung gaben einen schicklichen Vorwand, der von Oesterreich und Preußen begierig ergriffen wurde. Durch diese Dekrete geschahen Eingriffe in landesherrliche Rechte einiger geistlichen und weltlichen Reichsfürsten. Leopold trat nun als Reichsoberhaupt auf, gab sich die Miene, daß der Eifer für die Gerechtsame der deutschen Reichsfürsten ihn an=

treibe, eine ernstlichere Sprache als bisher zu führen, und wußte es dahin zu bringen, daß Deutschland in die Falle ging und die Hände zu einem Kriege bot, den es für seine beleidigten Rechte zu führen glaubte, der aber zur Erreichung von Absichten unternommen wurde, die Oesterreich und Preußen allein bekannt waren. — Ohne diese Absichten und bloß der Aufrechthaltung reichsfürstlicher Hoheitsrechte wegen hätte Österreich und — damals — auch Preußen gewiß nicht eine Musketenpatrone verschossen.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich in den Kabineten von Wien uud Berlin schon lange beschlossen war, wollte man doch nicht zuerst die Feindseligkeiten eröffnen, um den Schein des mit offenbarer Gewalt angegriffenen, nicht angreifenden Theiles zu behaupten. Man zögerte um so lieber, da sich erstens von dem heftigen, leicht aufbrausenden Charakter der französischen Nation mit allem Grunde erwarten ließ, daß sie den Anfang machen werde; zweitens, weil man immer mehr Zeit gewann, an einer Gegenrevolution im Innern zu arbeiten, und drittens, weil man sich bei erfolgtem Angriffe von Seite Frankreichs vor

den Augen Europa's wegen der Folgen dieses Krieges für gerechtfertigt hielt.

Trotz dieser fein angelegten Plane, trotz der zur Diktatur gebrachten kaiserlichen Schreiben und der Kriegsdarlehnspatente, in denen deutlich stand, daß man der großen, Deutschlands und Oesterreichs Kräfte beinahe übersteigenden Unterstützung zur Führung und Fortsetzung des von der französischen Nation abgedrungenen Krieges bedürfe, gab es Einige, welche behaupteten, daß die Ströme von Blut, die vergossen wurden, die Verheerungen und Grausamkeiten, durch die sich dieser Krieg vor allen Kriegen vieler Jahrhunderte auszeichnete, einzig und allein dem pilnitzer Vertrage zuzuschreiben seien — da es doch am Tage lag, daß Frankreich zuerst den Krieg erklärte.

So nothwendig dem Kaiser Leopold die Koalition schien, um das Uebel einer Revolution von seinen und andern Staaten abzuwenden, so bestimmte ihn doch nicht diese Ursache allein, derselben beizutreten. Er hatte noch eine andere geheime Absicht, welche er durch sie zu erreichen hoffte. Als im Publikum das Gerücht ging, Oesterreich werde Krieg mit Frankreich haben, wurde

man über diese Neuigkeit unruhig, weil man die verderblichen Folgen eines solchen äußerst kostspieligen Krieges fürchtete. Ein Vertrauter des Kaisers, welcher ihm die Besorgnisse mittheilte, die deßhalb in Wien herrschten, soll zur Antwort erhalten haben: „Die Wiener fürchten sich umsonst. Krieg wird mit Frankreich sein; aber ich werde keinen Antheil daran nehmen. Wenn der Teufel losgebrochen ist, lass' ich Preußen sitzen und bezahle ihm die reichenbacher Konvention.“ Schade, daß Leopold starb, bevor der „Teufel losbrach“ und das Ungewitter sich entlud, welches er herbeiführen geholfen hatte. Es würde für Regenten und Staatsmänner nicht nur angenehm, sondern auch zugleich belehrend gewesen sein, diesen politischen Wettstreit zu beobachten und zu sehen, wer von beiden, Leopold oder das damalige preußische Kabinet, den andern an — Feinheit übertroffen hätte.

Aber ehe Leopold den angedeuteten Entwurf ausführen konnte, raffte ihn der Tod dahin — gerade am zweiten Jahrestage seiner Ankunft von Florenz in Wien, am 1. März 1792. Er starb so plötzlich, so unvermuthet, daß die Nachricht

von seinem Tode schon erscholl, ehe man in Wien noch wußte, daß er krank sei. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar klagte er über eine kleine Unpäßlichkeit, die man um so weniger für bedeutend hielt, als er sich am 28. und 29. Februar wieder besser befand; ja selbst am Morgen des 1. März antwortete man auf Erkundigungen um des Kaisers Befinden: er sei ganz wohl; und Nachmittag um halb vier Uhr war er nicht mehr. Sein Geist trat die Reise in die Ewigkeit an, ohne daß er die bei den Katholiken üblichen Sterbesakramente empfing. Man ließ zwar in Eile einen Geistlichen kommen, aber nur um das Publikum glauben zu machen, Leopold sei so, wie es einem guten katholischen Christen gebührt, aus dieser Welt geschieden.

Ueber die Ursache seines so schnellen Todes wnrde verschieden geurtheilt. Viele muthmaßten, er sei vergiftet worden; auch wurden wirklich ein gewisser Colombeau, Hofmeister bei dem Reichsvizekanzler Fürsten von Colloredo, nebst zwei Andern in Verhaft genommen. Von dem erstern hieß es, er habe dem Kaiser bei der Krönung zu Prag Gift beigebracht. Was auch an der Sache sein

möchte, so viel war gewiß, daß Leopold seit seiner Zurückkunft aus Böhmen beständig an einem Durchfalle litt, der öfter mit heftigem Grimmen verbunden war; auch bekam er ungefähr eine Stunde vor seinem Hinscheiden so fürchterliche Konvulsionen, daß sein Gesicht ganz entstellt war, weßwegen man seinen Leichnam gegen die sonst übliche Gewohnheit nicht offen zur Schau ausstellte.

Leopold besaß sehr viele Kenntnisse, vorzüglich in der Rechtsgelehrsamkeit; auch Chemie war eine seiner Lieblingswissenschaften. Daß diejenigen, welche ihn zu einem unwissenden Ignoranten machten, ihn verunglimpften, davon konnten sich Alle, insbesondere die Gelehrten Deutschlands, überzeugen, die Gelegenheit hatten, diesen Fürsten entweder noch als Großherzog von Toskana oder nach seiner Gelangung auf den Kaiserthron zu sprechen. Es läßt sich sogar behaupten, daß Leopold kenntnißreicher war, als Joseph; aber ihm mangelte das Genie seines Bruders.

Die Beschuldigung, daß Leopold die Gefährtinnen seiner Schäferstunden mit Härte behandelte, sobald ihre Reize die Zauberkraft verloren hatten,

daß er sogar ein schönes Bauernmädchen in Toskana, welches ein Pfand seiner Zuneigung erhielt, auf eine grausame Art verstoßen und Mutter und Kind im äußersten Elende habe verschmachten lassen, steht mit der bekannten Großmuth des Kaisers gegen die Gräfin Prczichowsky und gegen andere Freundinnen im Widerspruche. Unmenschlichkeit lag nicht in Leopold's Charakter, eben so wenig tadelnswerthe Sparsamkeit oder gar niedriger Geiz.

Leopold schätzte Gelehrte und berühmte Schriftsteller, weil ihre Feder zu seinem Lobe beitragen konnte und weil er bei der Nachwelt gern mit dem Ruhme eines gelehrten und weisen Fürsten glänzen wollte. Zu strenge Redlichkeit war aber nicht sein Fehler und Falschheit der größte Flecken in seinem Charakter. Man durfte ihm nie ganz trauen, denn er täuschte selbst diejenigen, deren Freund zu sein er sich anstellte. Sein Wort war kein fester Grund, auf den sich eine Hoffnung bauen ließ. Er versprach meistens Jedem Alles, aber er hielt selten oder gar nicht, was er versprochen hatte. Seine Günstlinge hetzte er oft gegen einander, und entdeckte dem einen, was ihm

der andere Nachtheiliges über denselben gesagt hatte; überhaupt behielt gewöhnlich Recht, wer am letzten bei ihm war, wenn er gleich von früher vorgebrachten Gründen überzeugt gewesen zu sein schien. Wer sich seiner Gunst rühmte, verlor sie auf immer und empfand seine Ungnade auf das strengste, wie dies einem gewissen Stiebert begegnete, der sehr viel über den Kaiser vermochte. Er hielt ungemein viel darauf, daß man von ihm glauben sollte, er herrsche allein. So sehr er den Adel begünstigte, so wenig war er ihm wirklich gewogen, und es freute ihn, wenn die Geißel der Satyre diesen Stand traf. Er schien, besonders an Audienztagen, gewaltig zu arbeiten, und hörte diejenigen, welche ihm ihre Anliegen zu offenbaren kamen, selten mit Aufmerksamkeit an; ja Manche hatten sich kaum dem Tische, an dem er saß und schrieb, genähert, als sie auch schon wieder mit seinem gewöhnlichen: „Servus!“ entlassen wurden. Fast den ganzen Tag kaute er von ihm selbst verfertigte Diabolini, die aus den hitzigsten Ingredienzien zusammengesetzt waren.

Die Trauer um Leopold war nicht groß; Viele hatten ihn sogar gehaßt. Vielleicht hätte er, wenn

ihm eine längere Regierung beschieden gewesen wäre, wieder gut gemacht, was er, von der Furcht vor Revolutionen verblendet, verdarb; denn im Grunde des Herzens war er dem Systeme seines Bruders nicht so feind, als er sich anstellte. Was er jedoch seinem Reiche einst hätte werden können und wollen, war nicht der Maßstab, nach welchem ihn die Einwohner der Monarchie beurtheilten. Sie sahen nur, was er gethan hatte, fühlten, daß durch ihn Joseph's Verlust nicht ersetzt wurde und darum betrübte sie auch sein Tod nicht, um so weniger, als sie sich von seinem Nachfolger Franz II. unendlich viel versprachen.

Leopold wurde mit den gewöhnlichen Zeremonien in der Gruft seiner Väter beigesetzt, in die ihm nach wenigen Wochen seine Gemahlin folgte, die Infantin von Spanien, Maria Louise, mit welcher er dreizehn Kinder gezeugt hatte.

Siebentes Kapitel.

Geliebt von allen seinen Unterthanen, bestieg Franz II. den Thron. Jedermann versprach sich ein goldenes Zeitalter unter seiner Regierung, und sein redliches, offenes Betragen, seine Gutmüthigkeit schienen die Erwartungen zu rechtfertigen, welche man sich von ihm machte. Sein Charakter entzückte Jeden, der mit ihm sprach; denn aus allen seinen Worten leuchtete Wohlwollen, herzliche Theilnahme und gerader Biedersinn hervor; auch kannte sein Herz wirklich keinen Trug,

keine Hinterlist, keine Falschheit. Man schätzte ihn jener Eigenschaften wegen um so mehr, als man sie bei seinem Vater vermißt hatte. So geneigt Leopold war, Alles zu versprechen und wenig oder nichts zu halten, so behutsam war Franz mit seinen Zusagen. Er versprach nie etwas unbedingt, ja er schlug sogar öfter gleich ab, was man von ihm forderte, aber in einem so gütigen, theilnehmenden Tone, daß ihn selbst diejenigen, welche fruchtlos baten, mit einem Herzen voll Liebe verließen, und Alle dieses offenen Betragens wegen ihn schätzten, ihm vertrauten.

Daß sich ungeachtet dieser guten Eigenschaften die Zuneigung des Volkes zu Franz bald verminderte, war die Schuld derjenigen, die ihn leiteten; ihnen schrieb man es auch zu, daß er noch weniger als sein Vater in die Fußstapfen Joseph des Zweiten trat.

Die Erziehung, welche Franz II. genoß, schläferte seine Anlagen, die ohnedies nicht die vorzüglichsten waren, noch mehr ein, anstatt sie zu wecken. Graf Colloredo, nachmaliger Kabinets- und Konferenzminister, ein Mann von den beschränktesten Geistesfähigkeiten, sehr arm an Kennt-

nissen, aber dafür reich an Frömmigkeit und Andacht, war der Obersthofmeister, unter dessen Aufsicht der künftige Beherrscher so vieler Millionen aufwuchs, von welchem dieser, wie man allgemein behauptete, selbst auf dem Throne noch geleitet wurde.

Als Franz von Florenz nach Wien kam, wo er unter den Augen seines Oheims die schwere Herrscherkunst erlernen sollte, wurden ihm Lehrer an die Seite gegeben, in deren Wahl Joseph einen Fehlgriff gethan hatte. Ein Exjesuit — in diesem Worte liegt Alles begriffen — Namens Diesbach, und Herr von Schloißnig erhielten diese so wichtigen Stellen. Jener unterließ nicht, den Samen der Frömmigkeit, den Graf Colloredo in die Seele seines Zöglings gestreut hatte, wo er auf einen guten, fruchtbaren Boden fiel, sorgfältig zu begießen, vor allem philosophischen Unkraute zu bewahren und zur erwünschten Reife zu bringen. Dieser sollte den Erzherzog in den Rechtswissenschaften unterrichten; aber statt mit seinem Zögling im Corpus Juris herumzuwühlen, fand es Herr von Schloißnig für das künftige Wohl der österreichischen Staaten nützlicher, demselben in der

Kunst, niedliche Vogelbauer zu verfertigen, Unterterricht zu geben. Auch unterwies er ihn, auf welche Art Stühle, Tische und Kommoden am schönsten und dauerhaftesten mit Firniß übertüncht werden können.

Diese Beschäftigungen des künftigen Thronfolgers, so großes Vergnügen sie dem Erzherzoge selbst machten, hatten doch nichts weniger als den Beifall seines Oheims. Joseph verwies seinem Neffen eine solche dem künftigen Beherrscher eines großen Reiches nicht geziemende Verwendung der kostbaren Zeit erst durch gütige, dann durch ernstliche Ermahnungen auf das nachdrücklichste. Allein er mußte mit Mißvergnügen und Bedauern sehen, daß seine wohlgemeinten Ermahnungen fruchtlos waren, weil jeder wissenschaftliche Unterricht den Erzherzog anekelte und dieser nur an tändelnden, eines zum Manne reifenden Jünglings, noch mehr aber eines Thronfolgers unwürdigen Spielen Vergnügen fand, wodurch er sich schon damals vielen Tadel zuzog. So geschah es unter Anderm, daß in einem der Tagblätter, deren unter Joseph II. eine große Anzahl erschienen, die aus einer auswärtigen Zeitung entlehnte Nachricht stand, der Erzherzog ver-

kürze sich mit seiner Gemahlin täglich Abends die Zeit durch eine Kammermusik, bei der die Erzherzogin die große Baßgeige, der Erzherzog aber die sogenannte Holzfidel, oder wie man in Wien sagt, das hölzerne Gelächter spiele. Ueber diese freilich nicht sehr erbauliche Neuigkeit wurde der Erzherzog, dem sie zufällig zu Gesicht kam, gewaltig aufgebracht; er beschwerte sich bei dem Grafen Cobenzl, der unter Kaunitz der Haus- und Staatskanzlei vorstand und die auswärtigen Geschäfte besorgte, über die Vermessenheit des Zeitungsschreibers und trug ihm auf, demselben wegen der Aufnahme dieser Nachricht einen scharfen Verweis zu geben.

Graf Cobenzl hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich dem künftigen Kaiser durch die Bereitwilligkeit und Eile zu empfehlen, mit welcher er dessen Aufträge erfüllte. Der Herausgeber des Blattes wurde in die Staatskanzlei berufen und Graf Cobenzl redete ihn mit ernster Amtsmiene also an:

„Was unterfingen Sie sich, diese Nachricht aufzunehmen?“ Dabei deutete er auf die anstößige Stelle.

„Ich nahm sie auf, weil sie in einer auswärtigen Zeitung steht, und ich Alles aufnehmen darf, was in fremden Zeitungen enthalten ist.“

„Der Erzherzog sind sehr darüber aufgebracht.“

„Das ist mir leid, und ich gestehe, daß ich gar nicht glaubte, Seine kaiserliche Hoheit dadurch zu beleidigen.“

„Sie hätten sie nicht aufnehmen sollen.“

„Warum nicht? Ist die Nachricht falsch, so ist sie zu kleinlich, zu unwürdig, als daß man sich über sie ärgern könnte, und der Erzherzog kann oder sollte wenigstens die Verleumdung verachten; ist sie wahr, so wird er gewarnt, sich künftig in Acht zu nehmen, Veranlassung zu solchen Nachrichten zu geben.“

„Wissen Sie, daß Ihr Blatt verboten werden kann?“

„Deswegen nicht, so lange Kaiser Joseph lebt.“

Graf Cobenzl entließ den trotzigen Zeitungsschreiber mit einem ungnädigen, finstern Gesichte, und erfüllte seine Drohung, sobald Franz den Thron bestiegen hatte.

Nach den Unterrichtsstunden unterhielten sich der Erzherzog und Schloißnig meistens mit allerlei gym-

nastischen Spielen, durch die oft ein solches Getöse entstand, daß Joseph, über dessen Zimmer Franz wohnte, gezwungen wurde, hinaufzuschicken und Ruhe zu gebieten, bei welcher Gelegenheit einst der Erzherzog mit verbundenen Augen soll angetroffen worden sein, wie er eben bemüht war, seinen Lehrer zu haschen.

Leopold mochte selbst fühlen, daß die Erziehung des Thronfolgers vernachläßigt worden sei, und hielt ihn aus dieser Ursache zur Arbeit und Thätigkeit an. Franz mußte alle Donnerstage Audienz ertheilen und seinem Vater über die ihm eingereichten Bittschriften und Memoranden kurze Berichte geben, und aus denselben Auszüge machen, um mit dem Gange der Geschäfte einigermaßen bekannt zu werden. Auch wurden sowohl er als sein Bruder, der nachmalige Großherzog von Toskana angehalten, Aufsätze über allerlei Staatsangelegenheiten auszuarbeiten, welche Leopold dann beurtheilte, indem er seinen Söhnen die Fehler, die sie gemacht hatten, zeigte und sie verbesserte.

Diese Methode konnte für Franz von großem Nutzen sein, wenn er nur mit einigen Vorkenntnissen versehen war; allein er schien diese nicht

zu besitzen, weil er keinen einzigen Aufsatz selbst ausarbeitete, sondern dieselben von Schloißnig oder einem seiner Kanzleischreiber verfertigen ließ. Audienz mußte er nun freilich selbst geben, weil wohl nicht gut ein Anderer sich an seinen Platz hinstellen konnte; daß ihm aber dieses Geschäft nicht sehr angenehm gewesen sein müsse, läßt sich daraus abnehmen, weil er, als er den Thron bestiegen hatte, die Audienzen ganz abschaffte und sie erst dann wieder einführte, als das Mißvergnügen darüber im Publikum zu laut wurde. Die Audienzen, welche er als Erzherzog gab, dauerten von acht Uhr Morgens bis eilf Uhr. Während dieser Zeit nahm er die Bittschriften ab, hörte auch an, was man ihm sagte, und entließ Jeden, der ihm etwas einreichte, mit den Worten: „Ich werde meinen Vater davon unterrichten.“ Nie ließ er sich in das Detail irgend einer Sache ein, oder forschte nach Belehrung und Aufschlüssen. Der folgende Vorfall bestätigt es. Kaiser Joseph hatte eine Preisfrage aufgegeben über die besten Mittel, dem Wucher ohne Strafgesetze Einhalt zu thun. Ein österreichischer Schriftsteller verfaßte eine Abhandlung über Wucher und Wuchergesetze; da aber

Joseph starb, noch ehe der Aufsatz vollendet war, übergab ihn der Verfasser dem Kaiser Leopold. Der Monarch las ihn, versicherte den Verfasser seines Beifalls und sagte: „Bringen Sie diesen Aufsatz meinem Sohne. Sagen Sie ihm nur, daß ich Sie damit sende. Er soll seine Meinung darüber sagen. Ich möchte gern, daß er im juridischen Fache einige Kenntnisse erhielte.“ Dem Auftrage des Monarchen Folge leistend, begab sich der Schriftsteller zum Erzherzoge und überreichte demselben seine Arbeit. Franz gerieth in Verlegenheit, machte wohl dreißig Bücklinge und sagte weiter nichts, als: „Das ist recht schön. Ich bin Ihnen verbunden. Ich werde meinen Vater davon unterrichten.“

Dieses Betragen des Erzherzogs verrieth das Bewußtsein, daß sein Lehrer die juridischen Kollegia nicht mit übermäßiger Gründlichkeit gelesen habe; daher seine Verlegenheit, welche aus dem Mißtrauen in seine eigenen Kenntnisse entsprang. Dieses Mißtrauen in seine Kräfte hat ihn auch auf den Thron begleitet und war die Ursache, daß er es nicht wagte, etwas aus eigenem Antriebe zu thun, sondern immer seine Minister und Hofstel-

len zuvor um Rath fragte. Es verdient zwar keinen Tadel, ja es ist weise und lobenswerth, wenn ein Monarch, besonders ein junger, nicht Alles aus sich selbst schöpfen will, sondern den Rath älterer, erfahrner und geschäftskundiger Männer einholt; aber er muß ihnen nicht blindlings folgen, sondern erst prüfen und dann selbst wählen. Er muß sie nicht an seiner Statt rathen und handeln lassen, sondern nur ihre Meinung mit dem vergleichen, was er denkt und zu thun Willens ist. Schränkt er sich auf das erstere ein, so empfängt er von seinen Ministern und Hofstellen keinen Rath, sondern Befehle. Daß dieses bei Franz der Fall war, wird sehr wahrscheinlich, wenn man erwäget, was in seinem Namen schon alles geschehen ist. Gewiß, würde das gute menschliche Herz des Kaisers in manchen Fällen anders entschieden und gehandelt haben, wenn seine Minister nur Rath-, nicht Befehlgeber wären.*)

Franz hatte bei seiner Thronbesteigung keine Schwierigkeiten im Innern zu bekämpfen. Ihm wurde mit Vergnügen in Oesterreich, Steiermark,

*) Es ist hier durchgehends nur von den ersten Regierungsjahren Franz II. die Rede.

Kärnthen, Krain und Tirol gehuldigt, mit den größten Freudenbezeugungen die Krone von Ungarn und Böhmen aufgesetzt. An diesen feierlichen Tagen herrschte nicht bloß in den Hauptstädten Jubel, auch auf dem Lande war man fröhlich, entzückt über seine Thronbesteigung, denn der Ruf von seinem guten Herzen war bis in die niedrigsten Hütten gedrungen. Er konnte da mit mehr Recht als sein Vater den Denkspruch wählen: Opes regum corda populi, denn nie besaß ein Monarch diesen Schatz in solcher Fülle, wie Franz in den ersten Tagen seiner Regierung. Seine Minister aber beraubten ihn dieses Reichthumes nur zu bald.

Unmittelbar nach Leopolds Tode wurde dessen geheimes Kabinet aufgelöst und durch dasjenige ersetzt, welches Franz als Erzherzog hatte. Hierin folgte dieser nur dem Beispiele seines Vaters. Auch Leopold hatte das geheime Kabinet seines Bruders aufgehoben, ob es gleich aus sehr fähigen Männern zusammengesetzt war, und ein ganz neues errichtet, das aus Leuten bestand, die er aus Italien mitgebracht hatte und die in den österreichischen Geschäften ganz unerfahren waren. Franz bekleidete Colloredo mit der Würde eines Kabinetsmini-

sters und ernannte Schloißnig zum Kabinetsrathe. Diese zwei Männer leiteten nun alle Geschäfte und beherrschten die österreichische Monarchie mit beinahe unumschränkter Gewalt, obwohl es ihnen leider an hinlänglichen Fähigkeiten, Schloißnig überdies noch an Rechtschaffenheit fehlte. Nur ihre Geschöpfe wurden zu öffentlichen Aemtern befördert; so z. B. zwei Stellen im geheimen Kabinete mit Neffen von Schloißnig besetzt, die kaum recht schreiben konnten.

Leopold hatte die Preßfreiheit in ziemlich enge Grenzen eingeschlossen; aber Franz schränkte sie noch mehr ein, oder richtiger, hob sie völlig auf. Der Andächtelei, den geistlichen Vorurtheilen, dem lächerlichen Aberglauben, welche unter der Regiegierung seines Vaters ohnehin schon sehr begünstigt wurden, öffnete er vollends alle Thore, und die gesunde Vernunft wurde in allen österreichischen Staaten für Contrebande erklärt. Dem größten Theile der Nation mißfiel eine Richtung, welche von derjenigen, die Joseph eingeschlagen hatte, so verschieden war; man sah mit Betrübniß, wie zwei Männer das Staatsruder führten, welche nicht mit der geringsten Befähigung dazu ausgerüstet waren.

Einige würdige, gelehrte, verdienstvolle Männer, denen Joseph und Leopold ihr Zutrauen geschenkt hatten, vereinigten sich nun aus reiner Vaterlandsliebe, aus uneigennützigem, innigen Wohlwollen für den Monarchen und beschlossen, ihm über das Treiben seiner zwei Günstlinge die Augen zu öffnen. Alles wurde angewendet; kein Mittel, welches sich rechtschaffene Männer erlauben können, blieb unversucht, dem ehemaligen Obersthofmeister und dem Sykophanten, welcher den Namen eines Lehrers der Rechtswissenschaft geführt hatte, das unbegränzte Zutrauen des Kaisers zu entziehen. Einige Zeit blieb der Ausgang des Kampfes zweifelhaft; diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, daß an dem Sturze der Günstlinge gearbeitet werde, und den Triumph der guten Sache wünschten, harrten voll banger Erwartung; — allein es traf leider ein, was ein Mann von Ansehen, der ein wichtiges Amt bekleidete und mit an der Spitze des Bundes gegen Colloredo und Schloißnig stand, kurz vor der Entscheidung an einen Freund schrieb: „Heute wird es sich entscheiden, ob Oesterreich's „Wohl über schwächliche Gunst die Oberhand erhal„ten werde oder nicht. Eine bange Ahnung sagt

„mir, daß unser Bestreben fruchtlos sein wird.“ Franz, noch immer an Gehorsam und Ehrfurcht gegen seinen frühern Obersthofmeister gewöhnt, zu dankbar gegen denjenigen, der ihn so manche Künste gelehrt hatte, die noch immer seinen angenehmsten Zeitvertreib ausmachten, ließ die Wagschale, in der Oesterreich's Wohl lag, auffliegen, und Colloredo und Schloißnig siegten. Die wahrhaft patriotische Partei, welche keinen andern Zweck hatte, als den Ruhm des Monarchen zu erhalten, die wahre Glückseligkeit seiner Staaten zu befördern, unterlag gänzlich und wurde zum Lohne ihres gutgemeinten Bestrebens jakobinischer Grundsätze verdächtig gemacht. Alle Gutgesinnten trauerten; wer sich aber nicht der nämlichen Beschuldigung revolutionärer Tendenzen aussetzen wollte, mußte seinen Schmerz tief im Innern verschließen.

Nach diesem Siege stieg das Ansehen und die Macht des Grafen von Colloredo und des Herrn von Schloißnig auf die höchste Stufe. Wer Unterstützung verlangte, suchte sie bei ihnen; wer sein Glück machen wollte, schloß sich an einen dieser Allgewaltigen an.

Unter denjenigen, die sich in die Klientel des

Grafen von Colloredo drängten, um durch dessen mächtigen Schutz zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, nahm Graf Franz von Saurau einen der vorzüglichsten Plätze ein. Einer armen Familie der Steiermark angehörig, hatte er als Stiftling im Theresianum zu Wien unter den Jesuiten seine Studien vollendet. Er war nun ein Mann in den besten Jahren, sehr fähig und kenntnißreich, besaß sehr viel Thätigkeit und einen rastlosen Fleiß. Er gehörte unter die mit der kältesten Ueberlegung handelnden Menschen, war geschmeidig wie ein Aal, nahm wie ein Chamäleon alle Farben an und wußte sich vortrefflich in seine Leute zu schicken. Unter Joseph ein aufgekärter Mann, ein entschiedener Feind der geistlichen Vorurtheile, des religiösen Aberglaubens, wurde er unter Leopold und Franz ein fleißiger Kirchenbesucher und orthodoxer Gläubiger.

Graf Saurau und Prandstetter waren Jugendfreunde und begannen fast zu gleicher Zeit ihre Amtslaufbahn — dieser als Auskultant beim Magistrate, jener als Konzeptspraktikant. 1784 erhielt Saurau die Stelle eines Kreiskommissärs in Traiskirchen bei Wien, von da wurde er zum Gubernialrathe nach Prag befördert und 1788 kam er

als Regierungsrath und Stadthauptmann nach Wien. Im zweiten Jahre der Regierung Leopolds sah er sich zum Hofrathe ernannt, bekam jedoch kein Departement oder, wie es in Oesterreich heißt, Referat. Da er in dieser Eigenschaft bis zur Thronbesteigung Franz II. diente und nichts zu thun hatte, vergnügte er sich manchmal in Gesellschaft der Grafen Herberstein, Karl Harrach und Joseph Pergen mit der Feldjagd, bei welcher diesen Herren einmal das Unglück begegnete, daß durch einen unvorsichtigen Schuß auf ein Strohdach Feuer auskam, welches beinahe ein ganzes Dorf in Asche legte und einen gerichtlich ermittelten Schaden von 17000 Gulden verursachte. Die Gemeinde klagte auf Schadenersatz, und es ist nicht zu zweifeln, daß ihr die strenge Unparteilichkeit der obersten Justizstelle habe Recht widerfahren lassen; denn dieser Gerichtshof ist stets den geraden Weg gegangen und hat sich durch den Muth, mit welchem er dem Monarchen, wenn durch dessen oder der Minister Machtsprüche Jemanden Unrecht geschehen sollte, nachdrückliche Vorstellungen machte, in ganz Oesterreich verdiente Hochachtung erworben.

So fest Colloredo's Macht gegründet war, so

unumschränkt er herrschte, so mußte er sie doch mit seinem Mitregenten theilen (in Wien nannte man diese Zwei nicht anders, als die beiden Kaiser), und da jeder von ihnen bei seinen Handlungen nur seine Privatabsichten im Auge hatte, da des Grafen Colloredo Plane nicht immer dem Vortheile des Herrn von Schloißnig günstig waren, so entzweiten sie sich bald und kehrten die Waffen, mit denen sie kurz vorher ihre gemeinschaftlichen Gegner besiegt hatten, gegen einander. Die Partei des Grafen Colloredo, der Schloißnig ein Dorn im Auge war, weil er der Gewalt des Kabinetsministers das Gleichgewicht hielt, bot Alles auf, den gefährlichen Nebenbuhler zu stürzen. Der Versuch, einen Mann um die Gunst des Kaisers zu bringen, dem dieser sehr zugethan war, weil er ihm die Geschicklichkeit in manchen ihn ganz besonders unterhaltenden Künsten verdankte, war lange nicht so gefährlich, als er es zu sein schien, da Schloißnig seinen Feinden selbst in die Hände arbeitete. Der Kabinetsrath, dem es an Klugheit und Geschmeidigkeit fehlte, um sich auf seinem allgemein beneideten und eben deswegen angefochtenen und schlüpfrigen Posten zu erhalten, machte sich

durch seinen Hochmuth, durch die ungeschickten Aeußerungen seiner mächtigen Gewogenheit oder seines furchtbaren Hasses selbst diejenigen abgeneigt, die er begünstigte, und erleichterte dadurch seinen Gegnern die Ausführung ihres Planes. Es konnte in der That nicht schwer sein, einem Manne beizukommen, der sich solche Blößen gab, wie Schloißnig, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem Bescheide, welchen er dem Herausgeber des politischen Siebes ertheilte. Dieser Schriftsteller verfügte sich dem Rathe des Grafen Sauer zu Folge bald nach Leopolds Tode zu dem neuen Monarchen. Franz empfing ihn mit herzlicher Güte, gestand, daß ihm Unrecht geschehen sei, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben Recht; ich bin Ihnen Genugthuung schuldig. Geben Sie mir nur einen Fingerzeig, denn ich“ (bei diesen Worten klopfte er ihm auf die Schulter) „habe nichts gegen Sie und mißbillige, was mein Vater gethan hat.“

Von der Güte des Monarchen gerührt, durch seine Versicherungen mit Hoffnungen belebt, begab sich der Verfasser des Schlendrians nach Hause, um den verlangten Fingerzeig schriftlich aufzusetzen. Aber er gab zehn Fingerzeige, ohne daß ihn ein

einziger auf die rechte Straße geführt hätte, und er würde vielleicht noch zwanzig gegeben haben, wäre nicht Herr von Schloißnig so gütig gewesen ihm zu sagen: „Sie bemühen sich umsonst. Sie werden nichts erlangen, denn ich bin Ihr Feind, weil Sie meinen Freund Gemmingen in der Schrift gegen Hoffmann beleidigt haben.“

In der festen Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, ihm die Gunst seines Zöglings zu rauben, betrug sich Schloißnig, wie man sagte, unbescheiden sogar gegen die Kaiserin. So viel ist wenigstens gewiß, daß er es sehr oft an der gebührenden Ehrfurcht fehlen ließ. Ein Fehler, der ihm um so weniger zu verzeihen ist, als er sehr gut wußte, daß Maria Theresia Alles über ihren Gemahl vermochte. Seine Gegner benützten die Unklugheit, schmeichelten der Kaiserin, wo und wie sie konnten, und wußten sie immer mehr gegen Schloißnig aufzubringen. So gelang es ihnen, diese Frau, die das Herz und folglich den Willen des Kaisers in ihrer Gewalt hatte, mit in den Bund zu ziehen, und mit Hülfe dieses mächtigen Alliirten siegte Colloredo und seine Partei. Schloißnig wurde plötzlich und ohne daß er diesen Schlag auch

nur leise ahnte, von Hofe entfernt und fiel in Ungnade. Doch blieb ihm eine jährliche Pension von zehntausend Gulden, indem das gute Herz des Kaisers nicht vermocht werden konnte, ihn ganz zu verderben.

Ueber die Art, wie man Schloißnig um die Liebe und das Zutrauen des Monarchen brachte, wurde in Wien Folgendes erzählt. Schloißnig war im Begriffe, sich zu vermählen. Die Kaiserin fragte ihn nach seiner Braut und verlangte das Porträt derselben zu sehen. Schloißnig erwiederte, daß er Ihrer Majestät sogleich damit aufwarten könne, zog ein Etui aus der Tasche, in dem sich auf der einen Seite das Porträt, auf der andern ein Spiegel befand, und überreichte es der Kaiserin mit den Worten: „Hier werden Ew. Majestät meine Geliebte sehen.“ Die Kaiserin öffnete das Etui, aber unglücklicher Weise für Schloißnig auf der Seite, wo der Spiegel war, und sah — sehr natürlich — ihr eigenes Bild. Sie nahm dies für eine feine, ihr selbst gemachte Liebeserklärung, stellte sich über die Verwegenheit höchlich aufgebracht und eilte auf der Stelle, mit dem corpus delicti in der Hand, zum

Kaiser. Dort erzählte sie den Fall und forderte augenblickliche Genugthuung und Strafe für den Vermessenen, der sich erfrecht habe, seine Augen bis zu seiner Monarchin, der Gemahlin des Kaisers, der ihn mit Wohlthaten überhäuft, zu erheben. Auf diese Anklage und das ungestüme Drängen der Kaiserin sei, sagte man, Schloißnig sogleich entlassen worden.

Nach Schloißnig's Sturze hielt der Macht des Grafen Colloredo und seiner Partei nur noch der Einfluß der Kaiserin die Wage. Wäre Maria Theresia eine Katharina II. gewesen, so würde die Folgsamkeit, mit welcher sich Franz ihr unterordnete, dem Staate Glück gebracht haben — wie viel ihr aber fehlte, um der Semiramis des Nordens zu gleichen, geht am besten aus ein Paar Zügen hervor, die von glaubwürdigen Zeugen bestätigt sind.

Als einst in Gegenwart der Kaiserin die Rede auf das Theater kam, und bedauert wurde, daß der gute Geschmack, den das deutsche Theater Lessing zu danken gehabt, verschwunden sei, erwiederte Maria Theresia: „Da bin ich nicht der nämlichen Meinung. Ich habe an Lessing's Emilie

Galotti mit einem Male genug, denn das Stück macht mir schreckliche lange Weile; hingegen den Bettelstudenten kann ich hundert Mal hinter einander ansehen.“ In der That war diese Posse das Lieblingsstück des Hofes, und wenn beide Majestäten sich einen recht vergnügten Abend im Theater machen wollten, mußte der Bettelstudent gegeben werden.

Ein Transport gefangener Franzosen, welche nach Ungarn gebracht werden sollten, hielt in der Gegend um Wien, zu Baumgarten und Hütteldorf, Rasttag. Die Fürstin Paar, eine geborne Gräfin Buquoi, eine Dame voll Geist und von dem edelsten Herzen, hatte dort ihren Sommeraufenthalt genommen. Sie sah diese unglücklichen Gefangenen, abgerissen, ausgehungert, matt und entkräftet, in den Hütten, und gerührt von dem Elend dieser armen Schlachtopfer des Krieges, vergaß sie, daß die unbewaffneten, von Leiden aller Art entstellten Gefangenen gegen die Armeen des Kaisers als Feinde gestritten, und erblickte nur die unglücklichen Menschen in ihnen. Ihre eigenen Söhne dienten im Felde. Vielleicht hatte das wechselnde Kriegsglück auch ihnen das nämliche trau-

rige Loos zu Theil werden lassen, vielleicht milderte in diesem Augenblicke ein mitleidiges Herz die Bitterkeit desselben. Forderte nicht gerade dieser Gedanke gebieterisch, daß sie an den Unglücklichen vor ihr that, was sie wünschte, daß ihren Söhnen geschehen möchte? Sie ließ daher Lebensmittel und Geld unter die gefangenen Franzosen vertheilen, die es ihr mit tausend Segenswünschen lohnten. Diese edle Handlung wurde der Kaiserin berichtet, welche dieselbe sehr mißbilligte. Man beschuldigte die Fürstin unpatriotischer Gesinnungen, und maß die Schuld davon einer alten französischen Gouvernante bei, welche sich schon seit mehr als zwanzig Jahren in dem fürstlichen Hause befand. Die Kaiserin ließ also zuvörderst der Fürstin ihren allerhöchsten Unwillen wegen des gegen die gefangenen Franzosen geäußerten Mitleidens zu erkennen geben, und ihr dann andeuten, daß ihr der Zutritt am Hofe untersagt sei, wenn sie diese Französin nicht auf der Stelle entließe, von der man glaubte, daß sie der Fürstin so schlechte Grundsätze beigebracht habe.

Der erhabenen Fürstin Paar fiel in dieser Alternative die Wahl gar nicht schwer. Sie ant-

wortete, daß sie nie geglaubt habe, eine Handlung, welche aus dem Mitgefühle für das Elend ihrer Mitmenschen entsprungen sei, könne ihr den Unwillen der Monarchin zuziehen, besonders, da man sie von Jugend auf gelehrt habe, der unbewaffnete gefangene Krieger sei nicht mehr als Feind, sondern als Mensch zu betrachten. Unmöglich könne sie sich entschließen, eine Frau zu entlassen, die durch viele Jahre das schwere Geschäft der Erziehung mit ihr getheilt und es ihr erleichtert habe, da diese jetzt alt und hülflos sei. Dies würde die größte Undankbarkeit sein; lieber wollte sie zeitlebens den Hof meiden, als sich eines solchen Undankes schuldig machen. Man trieb nun die Rachsucht gegen die Fürstin Paar so weit, daß man dem Verfasser der sogenannten Eipeldauer Briefe die ungezogensten Ausfälle auf diese Dame erlaubte, vielleicht sogar zu thun befahl. Aber die edle Frau setzte den Verleumdungen einer so erbärmlichen Feder nur verachtendes Stillschweigen entgegen. Richter und seine Eipeldauer Briefe werden schon lange vergessen sein, wenn das Andenken an die Fürstin Paar noch immer

in den Herzen Aller leben wird, welche für die stille Größe der Tugend empfänglich sind.

Selbst mit der Kaiserin theilte Colloredo und seine Partei die Gunst des Monarchen nur ungern; allein man fühlte, daß es nicht so leicht war, sie durch Intriguen um das unbeschränkte Zutrauen ihres Gemahls zu bringen, und wagte keinen Versuch, dessen Mißlingen, wie man mit Gewißheit voraus sah, den Sturz derjenigen herbeiführen mußte, die ihn unternahmen, da die Kaiserin die schwache Seite des Monarchen, welche sie genau kannte, leicht benutzen konnte, um ihre Feinde zu verderben. Man beschloß daher, sich des Einflusses der Kaiserin so lange mit Vortheil zu bedienen, bis Zeit und Umstände eine günstige Gelegenheit darbieten würden, diese gefährliche Nebenbuhlerin mit guter Art aus dem politischen Wirkungskreise zu verdrängen. Bis man es nach einigen Jahren wirklich dahin brachte, die Kaiserin aus dem Staats- und Konferenzrathe, wo sie immer gegenwärtig war, zu entfernen, gebrauchte man sie, um dasjenige durchzusetzen, was man aus gewissen Ursachen nicht selbst in Vorschlag bringen konnte, und es gelang jedes Mal.

Der Wille des Kaisers wurde auf diese Art ganz von dem Grafen Colloredo geleitet, oder vielmehr von denjenigen, die den Kabinetsminister als Maschine benutzten und ihm ihren Kopf liehen, wenn er in der Geschwindigkeit den seinigen nicht zu finden wußte, was ihm sehr oft begegnet sein soll. Um die Entwürfe, über welche man im Geheimen brütete, ungehindert ausführen zu können, änderte man das von Leopold eingeführte System, insofern es damit nicht stimmte, gänzlich um, und entfernte alle höheren Staatsbeamten, von denen man Widerstand vermuthete, von ihren Stellen. Da man sie nicht geradezu entlassen konnte, setzte man sie mit Belassung ihres Gehaltes, der manchmal noch erhöht wurde, in den Ruhestand, obgleich viele der Amovirten Männer in den besten Jahren waren und dem Gemeinwesen noch lange hätten dienen können, und beschwerte durch diese Maßregel den Staat mit unnützen Ausgaben, in einer Zeit, wo ohnehin ein kostspieliger Krieg seine Finanzen zerrüttete.

Achtes Kapitel.

Bruder Gallus war von der Sendung, mit der ihn die Loge beauftragt hatte, zurückgekehrt. Die Verbindung, welche er mit einigen Häuptern der Revolution in Frankreich eingeleitet, war nur eine vorübergehende gewesen und kurz vor dem Tode Leopold's abgebrochen worden, theils, weil die zunehmende Wachsamkeit der Polizei alle Kommunikationen erschwerte, theils weil in Paris die Dinge den Menschen über die Köpfe wuchsen. Die Loge beschränkte sich nun darauf, ihre Wirk-

samkeit in dem Kreise zu üben, auf welchen sie ursprünglich angewiesen war; es fehlte nicht viel, so wäre sie in der Reihe ihrer Schwestern zurückgetreten, welche bloß philanthropische und Aufklärungszwecke verfolgten und sich, von dem Gange der Weltereignisse erschreckt, von aller Theilnahme an der Politik ferne hielten.

Frankreich hatte dem Könige von Ungarn und Böhmen den Krieg erklärt — der Absagebrief war schon lange in Mantua und Pilnitz unterzeichnet und der Ausbruch nur so lange verzögert worden, bis man dem gereizten Gegner, der zuerst das Schwert zog, die Schuld aufbürden konnte. Zu den Staatsmännern, welche sich die meiste Mühe gaben, die Kriegsflamme anzufachen, gehörte der alte Fürst von Kaunitz, der die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs unter vier Monarchen leitete und der Gründer der Allianz war, welche die Häuser Habsburg und Bourbon nach hundertjährigen Kämpfen vereinigte. Auf diese Allianz und die durch ihn zu Stande gebrachte Verheirathung der Erzherzogin Maria Antoinette mit Ludwig XVI. that er sich am meisten zu gute. Er glaubte, durch diesen Meisterstreich Oesterreich zu

einer außerordentlichen politischen Bedeutung gebracht, sich selbst aber unsterblichen Ruhm erworben zu haben. Dieses sein schönstes Werk wurde durch die Revolution zerstört; denn der Einfluß der Königin auf den König zum Vortheile Oesterreichs wurde durch die neue Konstitution zwar nicht aufgehoben, aber doch aller Kraft und Wirkung auf das Interesse dieser Staaten beraubt. Konnte Kaunitz dies den Franzosen verzeihn? Er, der auf seinen Monarchen, den Kaiser Joseph, nicht gut zu sprechen war, weil dieser ihn nicht bei allen seinen Einrichtungen um Rath gefragt hatte? Konnte er diejenige Erzherzogin von Oesterreich, die er zur Königin von Frankreich gemacht, ihres Ansehens, ihrer Macht, ihres Einflusses auf die Staatsgeschäfte berauben lassen? Er stimmte also zu dem Entschlusse Leopold's, es zum Kriege gegen Frankreich kommen zu lassen, mit Freuden bei, und als nach Leopold's Tode der neue Monarch sich gänzlich ihm anvertraute und ihm die Leitung der auswärtigen Geschäfte überließ, that er Alles, was in seinen Kräften stand, um den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen.

Seine Eitelkeit und seinen Hochmuth, die manch-

mal unausstehlich waren, abgerechnet, war Kaunitz ein Mann von großen Eigenschaften und seiner hohen Stellung gewachsen, wie Wenige. Er besaß eine ausgebreitete encyklopädische Bildung, liebte und schätzte Wissenschaft und Kunst, und zeigte es, indem er Gelehrte und Künstler in seine Gesellschaften, an seine Tafel zog, sich öfter mit ihnen in Gespräche einließ und sie mit Artigkeit behandelte, während er häufig Männer vom ersten Adel, selbst Gesandte, stehen ließ, ohne ein Wort mit ihnen zu reden. Aber er vergötterte, wie gesagt, sich selbst, seinen eigenen Werth und seine Verdienste, und gestand Keinem den Vorrang an Weisheit, Einsicht und Kenntnissen zu. Zu den mancherlei Sonderbarkeiten, die ihn auszeichneten, gehörte auch eine lächerliche Furcht vor dem Tode, die so weit ging, daß man in seiner Gegenwart nie sagen durfte, Dieser oder Jener sei gestorben, sondern sich euphemistischer Umschreibungen bedienen mußte. Selbst das Absterben des Kaisers durfte ihm nicht anders bekannt gemacht werden, als durch die Formel: „Seine Majestät, der König von Ungarn und Böhmen (sonst mußte

es heißen: Seine Majestät der Kaiser) haben das unterzeichnet."

Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln starb der Fürst Kaunitz dennoch, und hatte in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten den Baron Thugut zum Nachfolger, der, wie man sagte, von einer Schifferfamilie abstammte, die ursprünglich Thunichtgut geheißen haben soll. Man erzählte, sein Großvater habe Kaiser Karl VI. in einer stürmischen Nacht über die Donau gesetzt, und zum Lohn, daß er ihn ohne Gefahr an das Land gebracht, habe dieser den Schiffer in den Adelstand erhoben und dessen Name in Thugut verändert. Auf diese Sage spielten die Verse an, welche man später gegen den Minister verbreitete:

Als einst dein Ahnherr, Thunichtgut, das Ruder führte
Von jenem Kahn, worin bei stürmisch finst'rer Nacht
Der Kaiser Carol fuhr, und es so gut regierte,
Daß er den Kaiser hat ganz wohl ans Land gebracht,
Hat Carl, um diesen Dienst in Gnaden zu erkennen,
Thugut, statt Thunichtgut, den braven Mann genannt.
Da du des Staates Schiff so schlecht mit deiner Hand
Regierst, soll man dich Thunichtgut auch wieder nennen.

Von Thugut, der in dem Rufe eines geschickten Staatsmannes stand, erwartete man allgemein, daß er an der Herbeiführung des Friedens arbeiten werde; aber der Erfolg zeigte, wie sehr man sich in dieser Erwartung getäuscht hatte.

Thugut wußte sich, ungeachtet der erste Adel, den es verdroß, daß ein neugeadelter Baron die erste Würde im Staate erhielt, sehr gegen ihn intriguirte, nicht nur an seinem Posten zu behaupten, sondern auch nach und nach die Gunst des Monarchen in solchem Grade zu erwerben, daß er ihn ganz nach seinem Willen lenkte und er allein von ihm angehört wurde. Thugut war ganz das Echo des englischen Ministers Pitt. Was dieser sagte, wiederhallte jener — ob bloß aus persönlicher Zuneigung gegen den großen Briten und aus Achtung für dessen eminentes Talent, oder weil das englische Gold die englischen Vorschläge unwiderstehlich machte, blieb ungewiß. Als Thatsache machte sich nur geltend, daß das wiener Kabinet unumschränkt von dem englischen beherrscht wurde, nichts that und sprach, als was Pitt gethan und gesprochen haben wollte.

Die Beschuldigung, welche Viele Thugut mach-

ten, daß er von Pitt erkauft sei, den Kaiser bei den kriegerischen Gesinnungen gegen Frankreich zu erhalten, mochte ungerecht und falsch sein; aber sicher wäre es dem österreichischen Minister nicht so leicht gewesen, die Ursachen, die ihn zur Fortsetzung des Krieges bewogen, öffentlich bekannt zu machen, und dieselben vor dem Richterstuhl seiner Nation, vor den Augen der ganzen vernünftigen Welt gegen die gegründeten Einwürfe zu vertheidigen. Die Beweggründe, welche Pitt hatte, Frankreich zu bekriegen, konnten unmöglich zur Rechtfertigung, noch weniger zur Entschuldigung für Oesterreich dienen. England wagte in diesem Kriege nichts als Geld, welches diese despotische Beherrscherin der Meere als Subsidien an Preussen bezahlte und dem Kaiser gegen gute Versicherung und hohe Prozente lieh; dagegen gewann es den Alleinhandel der ganzen Welt, und erwarb sich dadurch zehnmal mehr, als es durch die Subsidien und Darleihen auf das Spiel setzte. Wenn Pitt seiner Nation die Vortheile vorrechnete, welche ihr aus diesem Kriege zuflossen, so waren es keineswegs vorgespiegelte oder eingebildete, sondern wesentliche, die seine Feinde wohl abläugnen konn-

ten, ohne daß sie jedoch im Stande waren, das Gegentheil zu beweisen. Der größte Theil der Nation sah diese Vortheile auch ein, und deßwegen konnte Pitt alle seine gewaltsamen Maßregeln mit leichter Mühe durchsetzen. Allerdings beschwerte er die Nation mit ungeheuern Abgaben, aber sie überstiegen nicht ihr Vermögen und waren nicht drückender, als die frühern, weil der Erwerb im nämlichen Verhältnisse zugenommen hatte. Nicht nur Deutschland und Europa, alle Welttheile empfanden Britanniens tyrannische Herrschaft über die Meere. Der ganze Handel vereinigte sich auf dieser Insel in einem Punkte, und sie allein versah alle übrigen Reiche mit den Produkten, welche Bedürfniß oder Luxus unentbehrlich gemacht hatten. Niemand konnte ihr dieses verderbliche Monopol entreißen; denn Frankreich, das allein im Stande war, England das Gleichgewicht zu halten, besaß keine Seemacht mehr, und konnte, weil es, von allen Seiten angegriffen, seine ganze Kraft gegen die Kontinentalmächte aufbieten mußte, an die Herstellung einer ansehnlichen Flotte gar nicht denken. Dies war Pitt's Absicht: Frankreich sollte, wo nicht ganz vernichtet, doch wenig-

stens so geschwächt werden, daß es mit aller Anstrengung der Herrschaft Großbritanniens nicht gefährlich sei, noch je gefährlich werden könnte. Auf diesen einzigen Zweck arbeitete Pitt beständig hin. Auch die Unternehmung auf Quiberon hatte keine andere Absicht, nach der Aussage des unverwerflichsten Zeugen, des Marquis von Greta, der beim Herzog von Bourbon Aide-de-Camp war und wegen derselben unterhandelte. Er gestand selbst: „Es war darauf abgesehen, uns aufzuopfern. England hatte keine andere Absicht, als die französische Marine gänzlich zu zerstören, und diesem Reiche auch die Mittel zu rauben, je wieder eine furchtbare Seemacht errichten zu können. Deßwegen wurden zu dieser Unternehmung größtentheils nur versuchte und geschickte ehemalige französische Seeoffiziere gebraucht — sie sollten auf die Schlachtbank geführt werden; denn nach ihrem Untergange war Frankreichs Seemacht auf lange hin nicht mehr zu fürchten, weil die Lücken, die der Verlust so vieler tüchtigen Seeleute riß, schwer wieder ausgefüllt werden konnten. Sie mußten also aufgerieben werden, damit sie nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren konnten.“

Um die Waffenerfolge der Alliirten bekümmerte sich England gar nicht; ja es kamen in diesem Kriege Beispiele vor, daß es seine Bundesgenossen manchmal sogar verhinderte, Eroberungen zu machen. Sie sollten nichts gewinnen; nur Frankreich sollten sie beschäftigen, damit England zur See freies Spiel hatte und seine Besitzungen in andern Welttheilen ungestört ausdehnen konnte. Diese Absicht erreichte es auch, denn am Ende blieb ihm allein der Vortheil. Wenn daher Pitt standhaft dabei verharrte, den Krieg gegen Frankreich so lange als möglich fortzusetzen, so konnte er der Nation mit allem Rechte die Versicherung geben, daß ihr Wohl es fordere, weil zu vermuthen war, daß England um alle Vortheile kommen würde, welche ihm Pitt durch so große Aufopferungen verschafft hatte, sobald Frankreich im Stande war, sich den Absichten Englands, des Handels der ganzen Welt Herr zu bleiben, mit Nachdruck zu widersetzen.

Konnte aber Thugut seiner Nation das Nämliche sagen, was Pitt der englischen mit allem Rechte sagte? Während dieser auf wirklich errungene, Allen sichtbare Vortheile hinweisen konnte,

wäre es jenem unmöglich gewesen zu beweisen, nicht, daß Oesterreich durch den Krieg etwas gewann, sondern nur, daß ihm derselbe nicht den größten Schaden zufügte.

Der Krieg wurde im April des Jahres 1792 erklärt — Oesterreich und Preußen waren im Geheimen schon dazu gerüstet, denn sie hatten ihn nicht nur vorausgesehen, sondern gewünscht und angefacht. Indessen betrug ihre ganze vereinigte Macht höchstens achtzigtausend Mann, welche unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig ganz Frankreich erobern, zerstückeln, und in dem Theile, der den Bourbonen vorbehalten blieb, die alte Monarchie wieder herstellen sollten. Einige unbedeutende Gefechte, die zum Vortheile der österreichisch-preußischen Armee ausfielen, und der Einzug in Longwy und Verdun flößten solches Vertrauen ein, daß man glaubte, der ganze Krieg werde in einem Feldzuge geendigt sein. Die Kriegsberichte, welche der wiener Hof in den sogenannten Extrablättern veröffentlichte, waren in solchem Tone abgefaßt, daß die Franzosen von den Oesterreichern, vorzüglich in Wien, als die feigsten, unerfahrensten Krieger Europa's angesehen wurden;

denn es hieß von ihnen, daß ihrer hundert und mehr vor zehn, fünfzehn, höchstens zwanzig österreichischen Soldaten überall, wo sich diese nur sehen ließen, ohne Gegenwehr davon liefen. Man hielt so wenig von der französischen Armee und verachtete die Kämpfer für Freiheit und Gleichheit so sehr, daß ein österreichischer Hauptmann, dessen Regiment Befehl erhielt, nach den Niederlanden aufzubrechen, im bramarbasirenden Tone sagte: „Ich bin noch unentschlossen, ob ich meine Hetzpeitsche oder meinen Degen mitnehmen soll; denn ich glaube, ich werde die erstere mehr als den letztern brauchen.“ Der nämliche Hauptmann wurde aber bald nach seiner Ankunft in den Niederlanden in einem Scharmützel, bei dem die Oesterreicher viel zahlreicher waren, als die Franzosen, verwundet und gefangen. Bei seiner Zurückkunft nach Wien fragte ihn ein alter Offizier, der seine frühern Prahlereien stillschweigend und mit Bedauern angehört hatte, warum er denn seine Hetzpeitsche nicht besser gebraucht und sich von solchen feigen Kerlen habe gefangen nehmen lassen.

Gegen den Herbst des nämlichen Jahres wen=

dete sich das Kriegsglück, welches sich Anfangs den Alliirten günstig gezeigt hatte. Der Herzog von Braunschweig mußte sich aus der Champagne zurückziehen; Longwy und Verdun öffneten wieder den Franzosen die Thore, und Dumouriez zwang die Oesterreicher, ihren Bundesgenossen auf dem Rückzuge Gesellschaft zu leisten, und eroberte die Niederlande. Auf diesen Schlag war man gar nicht vorbereitet; man hatte ganz sicher geglaubt, dem guten Ludwig längstens im Dezember mit der unumschränkten Monarchie ein Weihnachtgeschenk zu machen.

Wie in den Niederlanden, so drangen die Franzosen auch am Rheine vorwärts und eroberten unter Luckner Mainz, die Hauptfestung Deutschlands. Nun hielt man in Wien Konferenzen über Konferenzen; im Hofkriegsrathe wurden Plane auf Plane entworfen und verworfen; zwischen Wien und Berlin kreuzten sich die Kuriere, um Antwort zu bringen und zu holen auf die große Frage: „was bei so gestalteten Sachen zu thun sei?“ Das Resultat war, daß man beschloß, was man gleich im Anfange des Krieges hätte beschließen

sollen, daß der Krieg mit ganzer Macht zu führen sei.

Man wunderte sich mit Recht, daß dieser so natürliche Gedanke, dem Feinde die möglichst größte Macht entgegen zu setzen, den Kabineten von Wien und Berlin so spät kam, und daß diese glauben konnten, eine Nation von fünfundzwanzig bis dreißig Millionen mit einer Armee von höchstens achtzigtausend Mann zu unterjochen. Man konnte sich nicht denken, daß die Koalition auf die prahlerischen Drohungen des Herzogs von Broglie und auf die gewaltige Proklamation des Herzogs von Braunschweig so sehr gerechnet habe, daß sie meinte, die Franzosen würden sich durch die unmächtigen Worte eines Ausgewanderten und durch die hochtönende Sprache, zu der sich der Herzog von Braunschweig durch den Kaiser oder vielmehr durch den König von Preußen verleiten ließ, so sehr in Angst und Schrecken setzen lassen, daß sie vor Furcht und Zittern sich nicht zur Wehre stellen könnten. Und doch glaubten die Staatsmänner der alliirten Kabinete dies und Aehnliches, weil sie sich von den luftigen Vorspiegelungen der Ausgewanderten täuschen ließen. Diese, den Gra-

fen von Artois an der Spitze, gaben vor, an dem Aufstande in Frankreich, so nannten sie die Revolution, sei nur der kleinste Theil der Nation betheiligt. Ihnen seien aus dem Innern von Frankreich die heiligsten Versicherungen zugekommen, daß selbst die Meisten von denen, die sich zur Partei der Aufrührer geschlagen hätten, sehr unzufrieden wären, und nichts sehnlicher wünschten, als die Herstellung der alten Ordnung der Dinge. Die österreichischen und preußischen Truppen dürften also nur den französischen Boden betreten, so würden sich alsogleich mehr als zwei Drittheile der Einwohner Frankreichs auf ihre Seite schlagen, und der ganze Feldzug werde in kurzer Zeit geendet, der Aufruhr unterdrückt und die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt sein. Diesen Betheurungen nun glaubte man und rückte mit geringer Macht vor; die Selbsttäuschung ging so weit, daß man z. B. vor Lille nur mit Feldgeschütz zog, weil man sicher darauf rechnete, die Besatzung und Einwohnerschaft dieser Festung würde bei dem Anblicke der kaiserlichen Truppen sogleich die Thore öffnen, und man würde überall, wo man nur hinkäme, eine Menge Freunde und

Anhänger finden. Es gehörte in der That von der einen Seite sehr viel Dreistigkeit dazu, um solche Verheißungen zu machen, und von der andern sehr viel gutmüthige Leichtgläubigkeit, um sich von Versprechungen, von deren Richtigkeit man sich so leicht hätte überzeugen können, täuschen zu lassen.

Dem neu entworfenen Plane zufolge erhielten eine Menge Regimenter den Befehl, zu der Armee zu stoßen, deren Artillerie man mit schwerem Geschütz verstärkte; und es wurde beschlossen, den Oberbefehl der österreichischen Armee von dem der preußischen abzusondern, damit sie, so getrennt, besser wirken könnten. Das deutsche Reich wurde aufgefordert, an dem Kriege Theil zu nehmen, weil es ein Reichskrieg wäre; auch andere Mächte schlossen sich an, und mit der Drohung: „Wer nicht für uns ist, ist wider uns“, lud man ganz Europa ein, Frankreich zu vernichten.

Prinz Koburg, welcher sich durch die im Türkenkrieg in Vereinigung mit Suwarow gelieferte Schlacht bei Martinestie den Ruhm eines geschickten Feldherrn erworben hatte, bekam den Oberbefehl über die kaiserliche Armee. Die Franzosen

wurden geschlagen, Dumouriez, besiegt, räumte die Niederlande, und die Truppen der Koalition betraten wieder französischen Boden. Mainz kapitulirte, Wurmser eroberte die berühmten weißenburger Linien, mußte sie aber nach einigen hartnäckigen Gefechten wieder räumen und wurde bald darauf von der Armee abgerufen. Dieser Vorfall gab, wo nicht die erste Veranlassung, doch wenigstens die erste Gelegenheit, daß sich zwischen der kaiserlichen und der preußischen Armee Mißtrauen äußerte. Wurmser bürdete dem Herzog von Braunschweig die Schuld des Verlustes der weißenburger Linien auf, und warf den Preußen vor, ihn nicht gehörig unterstützt zu haben. Der Herzog widerlegte jedoch diese Beschuldigung.

Das Glück der kaiserlichen Waffen erhob den Muth der Wiener, welchen die Hiobsposten, die im ersten Jahr des Krieges einliefen, ziemlich niedergebeugt hatten. Die Patrioten von dem Schlage, wie ihn die Polizei gern sah, überließen sich schon den ausschweifendsten Hoffnungen; sie sahen die kaiserliche Armee ohne Aufenthalt und ohne allen Widerstand nach Paris marschiren, diese Stadt, im Falle sie sich nicht gutwillig unter die alte

Verfassung beugen wollte, zu einem Schutthaufen zusammenschießen, und alle Franzosen, die für die Freiheit kämpften, ohne Gnade von der Erde vertilgen. Wenigstens mußte, wenn Paris sich ergab, die ganze Nationalversammlung in corpore an den Galgen. Dann sollte der Dauphin als Ludwig XVII. gekrönt und die unumschränkte Monarchie wieder eingeführt werden.

Die neue Republik befand sich allerdings in einer mißlichen Lage. Die noch vor Kurzem siegreiche Armee derselben erlitt eine Niederlage nach der andern — ein Räthsel, welches erst entziffert wurde, als Dumouriez sich flüchtete und als einen Verräther seines Vaterlandes darstellte. Man zweifelte nun nicht mehr daran, daß die meisten Siege über ihn durch Bestechungen gewonnen worden seien, und flüsterte sich selbst in Wien zu, Prinz Koburg habe einige Millionen zu geheimer Verwendung erhalten, und sein Mißvergnügen darüber, daß man ihm Rechenschaft abgefordert, sei zum Theil die Veranlassung gewesen, daß dieser General, den man Anfangs vergötterte, in Kurzem von der Armee abgerufen und Prinz Albert

von Sachsen-Teschen an seiner Stelle mit dem Oberbefehl bekleidet wurde.

Die kaiserliche Armee rückte der Hauptstadt Frankreichs immer näher. Valenciennes, Condé, Landrecy, Quesnoy mußten sich ergeben, und selbst Dünkirchen wäre gefallen, hätte die Ungeschicklichkeit des Herzogs von York das Unternehmen nicht vereitelt.

Um den Muth seiner Krieger noch mehr zu beleben, die Eroberungen zu beschleunigen und dem großen Ziele desto geschwinder näher zu rücken, verfügte sich Kaiser Franz selbst nach den Niederlanden und sah noch Valenciennes erobern. Hier war es, wo Mack zum Frieden rieth und dieses guten Rathes wegen in den Ruhestand versetzt wurde. Würde Oesterreich sich damals in seinem Glücke zu mäßigen gewußt und der Republik Frieden angeboten haben, so hätte es den glorreichsten Frieden, den es jemals schloß, erhalten und Europa Ruhe und Glück schenken können. Aber von dieser Mäßigung war das wiener Kabinet weit entfernt, und die Strafe für dessen Uebermuth folgte auf dem Fuße nach. Bald nach der Einnahme von Valenciennes wohnte der Kaiser einer

Hauptschlacht bei, welche die Franzosen gewannen, und bei der er selbst nur mit genauer Noth der Gefangenschaft entging. Diese Gefahr war die Veranlassung, daß man den Monarchen bewog, wieder nach Wien zurückzukehren.

In dieser Hauptstadt waren von dem Wirken Joseph's des Zweiten wenige Spuren mehr zu erblicken. Graf Colloredo und seine Partei stützten ihre Macht vorzüglich auf die geheime Polizei, der sie noch mehr Gewalt und Ausdehnung gaben, als ihr ohnedies schon vom Kaiser Leopold eingeräumt worden war. Vor Allem trennten sie dieselbe von dem Wirkungskreise der niederösterreichischen Regierung, dem sie Leopold zugewiesen hatte, weil sie sich von dem damaligen Regierungs- und Polizeipräsidenten, Grafen von Sauer, keine Mitwirkung zu ihren Absichten versprechen konnten, und errichteten eine eigene, unmittelbar unter dem Kaiser stehende Polizeihofstelle. Zum Präsidenten derselben wurde Graf Pergen ernannt, der nämliche, welchen Leopold Alters halben in den Ruhestand versetzt hatte, und ihm Graf Saurau zum Gefährten, oder wie es im österreichischen Kanzleistyl heißt, ad latus, gegeben. Man bewunderte

im Publikum die sich verjüngende Kraft des Grafen Pergen; denn ohne eine solche hätte er, der schon vor zwei Jahren seines Alters wegen zum Dienste untauglich befunden wurde, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge jetzt aus eben dieser Ursache noch untauglicher sein müssen, und seine Wiederanstellung wäre entweder eine Beschuldigung gewesen, daß Leopold ungerecht gegen diesen Staatsmann gehandelt, weil er ihn unter einem erdichteten Vorwande des Dienstes entlassen, oder ein Beweis der Inkonsequenz des Kaisers Franz.

War das Wirken der geheimen Polizei unter Leopold verächtlich, so wurde sie nun vollends verabscheuenswerth durch die Thaten, welche ihr Dasein knnd machten. Damit dem Monarchen die Nützlichkeit dieser Anstalt einleuchte, bediente man sich der Methode, die der Exprofessor Hoffmann Leopold gegenüber befolgt hatte. Man ließ vor dem jungen, unerfahrnen, ohnedies furchtsamen Kaiser beständig die Schreckbilder geheimer Verschwörungen gegen seine Person auftauchen, und drohte ihm mit der Gefahr einer Revolution, welche beinahe schon zum Ausbruche reif sei. In so weit richtete man sich ganz nach der Maxime

Hoffmann's, welche darauf hinaus ging, daß man sich wichtig und nothwendig zu machen habe. Aber dabei allein konnte man nicht stehen bleiben. Es war mit Grund zu fürchten, daß die bloßen Drohungen nach und nach ihre Kraft verlieren würden, und wenn sie sich am Ende als eitel erwiesen, auf das Haupt derjenigen zurückfallen könnten, die dem Kaiser mit ihnen Schrecken eingejagt — auch war zu besorgen, irgend ein Gegner könnte dem Kaiser die Frage in den Mund legen, wer denn eigentlich die Häupter dieser Verschwörung und die Anstifter dieser Revolution seien, und wo sie ihre Zusammenkünfte hielten. Man mußte also weiter gehen, als Hoffmann, der nur immer auf dem Punkte war, die vorgeblichen Jakobinerversammlungen zu entdecken; man mußte das Ansehen gewinnen, sie wirklich entdeckt zu haben. Da man unumschränkte Macht in Händen hatte, war die Ausführung dieses Entwurfes sehr leicht.

Zu den thätigsten und einflußreichsten Agenten der Colloredo'schen Partei, d. h. derjenigen, die im Innern eine Heerde Sklaven, nach Außen so lange Krieg wollten, bis der letzte Funken einer Revolution, die auch in Oesterreich einen Brand

anfachen konnte, erstickt war, gehörte der Sekretär des Kardinal-Erzbischofes, welcher wieder eine Menge Untergeordneter in seinem Solde hatte. In die Reihe derselben ließ sich bald nach Josephs Tode auch Lorenz Leopold Haschka aufnehmen, ein Exjesuit, der durch die Gutmüthigkeit seines Freundes Alringer, welcher ihm zehn tausend Gulden schenkte, früher in den Stand gesetzt worden war, unabhängig leben zu können. Unter Josephs Regierung zeigte sich Haschka als den rasendsten Feind des Pabstes, der Geistlichkeit und aller Könige, von denen er in einer seiner Oden sagte, daß auch nicht ein Einziger etwas tauge. Die Meisten, welche diesen Menschen genauer kannten, fürchteten oder verabscheuten ihn wegen seines unmoralischen Charakters. Um sein Kapital zu vergrößern, verwendete er den beträchtlichsten Theil desselben zum Ankaufe einiger Aktien für den Sklavenhandel; aber das Schicksal bestrafte ihn für diese den Dichter und Philosophen so entehrende Spekulation durch den Verlust des daran gewagten Kapitals. Als Leopold den Thron bestieg, suchte Haschka seine zerrütteten Glücksumstände dadurch zu verbessern, daß er die Partei der Aufklärung, von der er

nichts mehr erwartete, verließ, zur Fahne des Obscurantismus schwor und sich von der geheimen Polizei als Spion besolden ließ. Er und Gotthardy wurden vorzüglich dazu gebraucht, geheime Verbindungen auszukundschaften, welches Geschäft dem ersten dadurch sehr erleichtert wurde, daß er nach und nach Jesuit, Freimaurer, Illuminat, Rosenkreuzer und Kryptojesuit gewesen war. Der Friseur Nigelhuber war in anderer Weise beschäftigt; er rapportirte das Geschwätz der Antichambren, und was er sonst während der Verrichtung seiner Berufsgeschäfte, an öffentlichen Orten oder in den Kreisen der Bürger erhaschen konnte.

Im Winter von 1793 auf 1794 machte in der höhern wiener Gesellschaft eine Dame sehr viel Aufsehen, welche sich Baronin Saintval nannte und für die Wittwe eines Emigrirten ausgab. Sie hatte in der Wallnerstraße ein Haus gemiethet, gab glänzende Gesellschaften und empfing fast den ganzen Adel der Residenz bei sich, doch nur den männlichen, denn der weibliche hielt sich wegen der Zweideutigkeit ihrer ganzen Erscheinung und ihres Benehmens von ihr entfernt. In ihrer nächsten Umgebung befand sich als Gesellschaftsfräulein die

Tochter eines unter Joseph sehr angesehenen Beamten, der im zweiten Jahre der Regierung Leopolds von den Geschäften entfernt worden und bald darauf gestorben war, ohne Vermögen zu hinterlassen. Ueber dieses Mädchen gingen allerlei Gerüchte. Die Meisten hielten sie für eine Abenteurerin gleich der Baronin und beide für Verbündete, die ihre Schönheit als Kapital zusammengelegt hätten und gemeinschaftlich ausbeuteten. Daß die Polizei ihnen nichts in den Weg legte, darüber wunderte man sich nicht; man hatte sogar einige Gründe zu vermuthen, sie ständen unter ihrer ganz besondern Protektion. Einige wollten schon öfter den Grafen Saurau aus dem Hause kommen gesehen haben; Andere widersprachen dem wieder und behaupteten, sie hätten in der Wirksamkeit der beiden Damen einen Zusammenhang mit der contrerevolutionären Partei in Frankreich entdeckt. Aber die jungen vergnügungssüchtigen Kavaliere, welche das Haus in der Wallnerstraße besuchten, kümmerten sich wenig um alle diese Vermuthungen, und ließen sich einer nach dem andern von Reizen bezaubern, die ihnen gar nicht verdächtig vorkamen.

Was man sich über das Verhältniß der Baronin Saintval und ihres Gesellschaftsfräuleins zur Polizei zuflüsterte, mochte gegründet sein oder nicht, es war nur ein Faden des großen Gewebes, mit dem diese zur gefürchtetsten Staatsgewalt aufgeschwollene Helfershelferin despotischer Minister die Opfer zu umstricken beabsichtigte, welche das Ansehen und die Macht Colloredo's, Thugut's und ihrer Genossen auf immer befestigen helfen sollten. So plump wie Hoffmann wollte man nicht zu Werke gehen, und blos die Freimaurerlisten zu Proskriptionslisten machen — man konnte dies auch nicht wohl, theils weil auf diesen Listen Männer standen, denen sich auf keine Weise beikommen ließ, theils weil es nicht thunlich war, den Vertilgungskrieg gegen eine Brüderschaft zu beginnen, zu der sonst einige Häupter der jetzt am Staatsruder stehenden Partei selbst gehört hatten. Zudem war in den Reihen der Mitglieder geheimer Verbindungen eine immer steigende Desertion eingetreten, seit die Jakobinerfurcht, welche den Herrscher und die ihm zunächst standen, angesteckt hatte, gefährlichere Wirkungen zu äußern anfing. Da man also das Schauspiel einer Hetze, gleich der Illuminaten-

jagd in Bayern, nicht geben wollte oder konnte, so beschloß man einen Staatsstreich zu wagen, der die Malkontenten aller Farben durch Schrecken zum Schweigen bringen und denen, die ihn ausführten, in den Augen des Kaisers das Verdienst erwerben sollte, den Staat aus einer augenscheinlichen Gefahr gerettet zu haben. Alle Springfedern, die den Machthabern zu Gebote standen, wurden in Bewegung gesetzt — die Spürhunde der Polizei stöberten mit verdoppelter Thätigkeit überall umher, lauschten, provocirten und berichteten. Was man schon lange vorbereitet hatte, sollte mit einem Male an den Tag kommen und die Welt in Erstaunen setzen.

Indessen hätte es solcher außerordentlicher Maßregeln gar nicht bedurft, da nichts leichter gewesen wäre, als Schlachtopfer aufzufinden, die dem Publikum zu dem Argwohne, als könnten sie vielleicht auf irgend ein jakobinisches Attentat sinnen, selbst einige Veranlassung gegeben hatten. Ungeachtet der engen Grenze, die schon Leopold der Rede- und Schreibefreiheit gesetzt hatte, herrschte noch immer die Gewohnheit, daß man seine Meinung über politische und religiöse Gegenstände frei

äußerte — eine Gewohnheit, die unter Josephs despotischer Regierung eingerissen war. Der Krieg gegen Frankreich mußte alle redlichen und vernünftigen, alle wahren Patrioten Oesterreichs unzufrieden und mißvergnügt machen. Der Ausgang desselben war, ohne daß man die Gabe der Weissagung besaß, beinahe mit Gewißheit vorher zu sagen, wenn man die Geschichte nur einigermaßen kannte. Diese bietet so manche Beispiele dar, daß eine ganze Nation, der es ernstlich darum zu thun war, ihre Freiheit zu erlangen, diese auch wirklich behauptete; aber keines, daß eine solche Nation, wenn sich auch die größte Macht gegen sie vereinigte, wieder unter das Joch gebeugt werden konnte, welches sie abgeschüttelt hatte. Es ließ sich also nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich auch Frankreich gegen alle Koalitionen der Welt als Republik behaupten werde.

Ferner mußte es jedem für das Wohl seines Vaterlandes besorgten Oesterreicher einleuchten, daß diese Monarchie gar nichts gewann, wenn auch das Unwahrscheinliche erfolgte und Frankreich wieder in die alte Regierungsform gezwängt wurde. Der Krieg entvölkerte ihre Provinzen und das ohnehin

nicht im Ueberflusse zirkulirende baare Geld strömte aus dem Lande, ohne daß zu hoffen war, es werde je wieder langsam dahin zurückfließen.

Diese und ähnliche Bemerkungen wurden von einigen der angeblichen Jakobiner an öffentlichen Orten und in Privatgesellschaften vorgebracht und gaben denen, welche den Patriotismus anders verstanden, den Erzpatrioten, freilich Veranlassung, sich über solche revolutionäre Gesinnungen zu kreuzigen. Wenn jene Jakobiner laut ihren Widerwillen, ihre Unzufriedenheit über die Fortsetzung eines Krieges äußerten, der das Land erschöpfte, durch die immer höher steigenden Preise der Lebensmittel, den verminderten Erwerb und die Kriegsdarlehen den Wohlstand des Bürgers und Bauers zu Grunde richtete und den Staat vielleicht der Gefahr und den Schrecknissen einer Revolution, die eben verhindert werden sollte, aussetzte; wenn einige etwa noch den Wunsch hinzufügten, es möchten der absoluten Monarchie durch eine feste, dauerhafte Konstitution Schranken gesetzt werden und die Nation über Krieg und Frieden entscheiden dürfen, so waren dergleichen Aeußerungen hinlänglich, diese Männer in den Verdacht jakobinischer Anschläge

zu bringen und mehr war ja nicht nothwendig, um das Einschreiten der Polizei zu beschönigen. Allein damit begnügte man sich nicht; eine weitverzweigte, im höchsten Grade gefährliche Verschwörung mußte entdeckt werden, und da sie nicht vorhanden war, beschloß man, sie zu machen.

Neuntes Kapitel.

Diejenige Wendung der französischen Revolution, welche man gewöhnlich die Schreckenszeit nennt, hatte in den meisten Gemüthern außerhalb Frankreich den Enthusiasmus für sie sehr abgekühlt, einige sogar ganz umgestimmt und nachdem sie früher die neue Morgenröthe der Freiheit mit lautem Jubel begrüßt, wieder zu den hartnäckigsten Anhängern des Alten gemacht. In Oesterreich zählte sie nie viele Anhänger; der Adel mußte ihr, einige wenige vereinzelte Glieder desselben vielleicht ausge-

nommen, seiner Natur nach entgegen sein; der Bürger war mit Erwerb und Genuß des Erworbenen beschäftigt; der Bauer entweder ohne das Gefühl seiner Lage oder resignirt, und wenn er auch trotzig war, unmächtig. Die keimenden Saaten Luthers waren von den Ferdinanden in Blut ertränkt, der widerspänstige Adel dezimirt, der aufrührerische Bürger der althergebrachten Freiheiten beraubt, in Fesseln geschlagen und den Jesuiten zur Zucht überliefert worden. Seit den Tagen dieser frommen Kaiser versank in Oesterreich Alles in dumpfe Erstarrung, an der nur manchmal die Türken, dann Friedrich der Große, zuletzt Joseph II. rüttelten — Joseph der zweite, in dessen Adern das Blut der Habsburger ganz umgeschlagen und zum brausenden Gährungsstoffe der Aufklärung geworden war. Leopold II. hingegen und vorzüglich sein Sohn Franz II. brachten es wieder zu Ehren und mit ihm die alte spanisch-habsburgische Hauspolitik. Die Kissen wurden von Neuem zurechtgelegt, Schlummerlieder gesungen und die Weckrufe, die von Paris her erschallten, sollte Kanonendonner übertäuben.

Unter die geringe Zahl derjenigen, welche in

Oesterreich noch für das Ideal der Freiheit begeistert waren, gehörte Hebenstreit. War er doch ein Böhme, ein Sohn jenes Landes, das am meisten unter dem Drucke der privilegirten Stände litt, und ein Soldat dazu, ein täglicher Zeuge aristokratischen Uebermuthes, brutaler Mißhandlungen, gegen Menschen geübt, die zu willenlosen Werkzeugen jedweder Tyrannei herabgewürdigt waren. Ihm selbst gelang es freilich durch die angestrengteste Thätigkeit, die weite Kluft zu überspringen, die den Gemeinen vom Offizier trennte, aber was gewann er dadurch anders, als daß er die Rolle des Gepeinigten mit der des Peinigers vertauschte? Seine Kompagnie war es gewesen, in die man unter Leopold den Bürgermeister einer kleinen böhmischen Stadt, einen wohlhabenden und rechtschaffenen Mann, eingereiht hatte, der zur Strafe dafür, daß er an den wegen der Aufhebung der josephinischen Steuerregulirung entstandenen Unruhen Antheil genommen, als Gemeiner unter die Soldaten gesteckt worden war. Die Seufzer, die der Despotismus ausgepreßt, das Blut, das er vergossen, das unermeßliche Unglück, das er über die Völker gebracht, rechtfertigten freilich

die Gräuel nicht, die man im Namen der Freiheit beging — auch in Hebenstreits Augen nicht — entschuldigten sie nicht einmal, aber es ließ sich fragen, warum diejenigen, welche nicht Worte genug fanden, um ihren philanthropischen Abscheu vor der Guillotine auszudrücken, die wenigstens schnell tödtete, warum diese die Schuld davon nicht, wie es sich gebührte, denen zuschrieben, welche die Republik dadurch, daß sie ihr den Vernichtungskrieg angedroht hatten, zwangen, die Angriffe der Tirannei von außen durch Tirannei von innen abzuwehren. Warum beruhigten diese Philanthropen ihre zarten Gemüther so leicht über das tausendfach schlimmere Elend, welches allein die Kriege der Könige, in denen sie meistens um nichtige Vorwände ihre willenlosen Völker zur Schlachtbank führten, über die Menschheit gebracht, und entsetzten sich so tugendhaft über die Irrthümer eines auf das Aeußerste gebrachten Volkes? Solche Heuchelei dünkte Hebenstreit hassenswerther als die Erbitterung, mit welcher die Privilegirten den Heerd der Revolution zerstören und ihren Fortgang um jeden Preis aufhalten wollten. Aus diesen seinen Ueberzeugungen machte Hebenstreit kein Geheimniß;

wenigstens äußerte er sie ohne Scheu gegen diejenigen, welche er für seine Freunde hielt oder denen er ähnliche zutraute. Im nämlichen Sinne leitete er auch die Thätigkeit der Loge, so lange er ihr als Meister vom Stuhle vorstand. Einen Umsturz der in Oesterreich bestehenden Verfassung durch eine Revolution, wie die in Frankreich, oder durch noch gewaltsamere Mittel, hielt er für unmöglich und wünschte ihn auch nicht mehr, aber er hoffte von der Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte, sie werde der Mittelklasse zum Bewußtsein ihrer Macht und dadurch zum Siege verhelfen. Zu diesem Resultate sollte auch die geheime Verbindung beitragen, die unter dem Namen der Resurrektionisten im Jahre 1789 gestiftet worden war und eifrige Anhänger des josephinischen Regierungssystems unter ihren Mitgliedern zählte. Nach dem Tode dieses Kaisers trennte sie sich in zwei Abtheilungen, von denen sich die eine bald mit den Freimaurern vereinigte, die andere aber, mit einem dirigirenden Komité an der Spitze, in dem sich auch Hebenstreit befand, den reaktionären Maßregeln Leopolds und seines Nachfolgers Franz entgegenzuwirken suchte, freilich nur mit geringem

Erfolge, da sie beinahe nur darauf beschränkt war, in den ihren Eingeweihten zugänglichen Kreisen die Ideen zu verbreiten, welche eine Auferstehung und Wiedergeburt der Völker herbeiführen sollten.

An einem Augustabende des Jahres 1794 begab sich Hebenstreit von dem Gebäude, in dem sich die Kanzlei des Platzkommandos der Stadt Wien befand, bei dem er als Platzlieutenant fungirte, nach der Wohnung des Generals Grafen Harrach, dem er als Adjutant beigegeben war. Auf seinem Wege durch eine abgelegene Gasse, in der Nähe des hohen Marktes, trat ein alter, anständig gekleideter Mann auf ihn zu, reichte ihm mit geheimnißvoller Miene ein zusammengefaltetes Papier und flüsterte: „Lesen Sie schnell und folgen Sie mir.“ In dem Aussehen des Mannes lag durchaus nichts Verdächtiges, auch schien er keiner jener verschämten Bettler zu sein, die ihre Anliegen schriftlich anzubringen pflegen — und da er, während ihn Hebenstreit überrascht und ungewiß musterte, sein Begehren noch einmal und dringend wiederholte, trat der Offizier in den Thorweg eines der nächsten Häuser, entfaltete das Papier und las, was folgt:

„Ihnen und“ — (hier war das Bundeszei„chen der Loge angebracht) „droht nahe und große „Gefahr. Folgen Sie dem Ueberbringer, wenn Sie „das Nähere erfahren wollen.“ Keine Zeile weiter, nichts, was andeuten konnte, von wem die Warnung herrührte. Nach kurzem Bedenken entschloß sich Hebenstreit zu dem, was man von ihm verlangte. Der Alte ging voraus, machte, wie es schien, absichtlich einige Umwege, und hielt endlich vor einem kleinen Pförtchen, das an der Hinterwand eines zu einem palastähnlichen Hause gehörenden Nebengebäudes angebracht war. Hebenstreits Führer schloß es auf, geleitete ihn noch über ein paar schmale Treppen und Gänge und ließ ihn dann in ein Vorzimmer eintreten. Dort lud er ihn ein, ein paar Augenblicke zu warten, bis er den Damen, die ihn erwarteten, seine Ankunft gemeldet habe. Nach einigen Minuten erschien er wieder und öffnete die Flügelthüren eines kleinen Salons.

Hebenstreit trat ein. Eine Dame, die er beim ersten Anblick nicht erkannte, erhob sich vom Sopha und ging auf ihn zu. Auch ihr schien er fremd — da tauchte plötzlich in beiden eine Erinnerung auf

und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen.

„Wir erneuern,“ begann Hebenstreit, da die Dame noch immer schwieg, „unsere Bekanntschaft auf eben so räthselhafte Weise, als wir sie begonnen haben — oder irre ich mich, wenn ich glaube, die schöne Bajadere jenes abenteuerlichen Balles in der Leopoldstadt vor mir zu sehen?“

„Ja, ich trug damals diese Maske — und Sie waren der großmüthige Domino —“

„Den seine Großmuth nie mehr reute als jetzt, da sich die Bajadere in eine wo möglich noch reizendere Sphinx umgestaltet hat.“

„Leider läßt sich diese Vergleichung auch auf Sie ausdehnen, denn Ihnen droht, wie Oedip, ein Abgrund.“

„Und doch habe nicht ich Ihnen ein Räthsel zu lösen, sondern Sie mir. Was bedeutet dieses geheimnißvolle Billet?“

„Sie sollen es bald erfahren. Zuvor lassen Sie mich Ihnen etwas erzählen — einen kleinen Roman, wenn Sie wollen, aber hören Sie aufmerksam.“

„Ich fürchte nur, daß wir wieder unterbrochen werden, wie in jener Nacht.“

„Diesmal haben wir keine Störung zu besorgen. Setzen Sie sich, wenn es Ihnen gefällig ist. Ich will anfangen, wie es in dem Mährchen heißt: Es war einmal ein junger Mann und ein Mädchen, die sich liebten. Sie war schön und leichtsinnig, er großmüthig und tapfer. Sie liebten sich, wie gesagt, und hätten sich gerne geheiratet — nein, so geht es nicht, ich will anders anfangen. Es war einmal ein reicher, mächtiger und leider eben so gewaltthätiger als mächtiger Prinz. Dieser warf seine Augen auf ein Mädchen, das einen edeln und tapfern Krieger zum Geliebten hatte. Je weniger er hoffen konnte, seine Leidenschaft zu befriedigen, desto glühender wurde sie, und endlich beschloß er Alles anzuwenden, um in den Besitz des Mädchens zu gelangen. Er erkaufte ihren Oheim, einen geizigen, heuchlerischen Alten, und dieser lieferte sie in die Hände des Prinzen, der sie auf eines seiner Schlösser führte und dort gefangen hielt. Gefangenschaft mußte man es heißen, weil dem Mädchen die Freiheit fehlte; vergaß sie, daß ihr diese abging, so konnte sie sich eine Königin glauben. Alles, was der raffinirteste Luxus ersinnen kann, stand ihr zu Gebote, ihre Winke

waren Befehle und selbst der Prinz beugte sich demüthig unter jede ihrer Launen. Der Prinz war schön und das Mädchen leichtsinnig — sie widerstand wohl Tage, Wochen, aber endlich — was meinen Sie, daß endlich geschehen mußte?“

„Ich will Ihnen den Schluß der Erzählung ersparen — Anna ist die Maitresse des Fürsten Löwenstein geworden, nicht so? O ich zehnfacher Thor, daß ich mein Blut für sie vergoß, für eine —“

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, Sie verdammen sich selbst damit. Oder soll ich Sie daran erinnern, wer zuerst die Sinnlichkeit derjenigen entzündete, die nur wieder fiel, weil sie schon gefallen war?“

„Gut, Madame — was wollen Sie sonst noch von mir?“

„Wir wollen Sie retten.“

„Mich retten, nachdem Sie mir Gift eingetröpfelt haben? Nein, ich will nicht gerettet sein, und drohte mir der Tod auf dem Schaffote“ —

„Seien Sie ein Mann und hören Sie“ —

„Ich hörte genug — Sie ahnen nicht, was ich diese vier Jahre her gelitten habe — nur der Gedanke an mein armes, unterdrücktes Vaterland

hielt mich aufrecht, sonst hätte ich längst einen ehrlichen Soldatentod gesucht. Eine französische Kugel wäre barmherziger gewesen als die Menschen — warum erzählten Sie nicht lieber das alte Gleichniß von dem armen Manne, der nur ein Schaf hatte, das ihm ein Reicher stahl? O ihr Großen der Erde, wenn es dort oben eine Vergeltung gibt, so wird sie euch mit rächender Hand ergreifen und die Flüche der Millionen, die ihr übermüthig mit Füßen getreten habt, an euch in Erfüllung gehen lassen — ihr werdet so elend werden, wie ich es bin."

Hebenstreit sank in den Stuhl zurück und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Sie ehrte sein Schweigen, bis er es mit den Worten unterbrach:

„Entschuldigen Sie meine Aufwallung — ich bin jetzt ganz bereit zu hören, was Sie mir noch zu sagen haben."

„Wohlan, Herr von Hebenstreit — wollen Sie das Weitere von Anna selbst vernehmen?"

„Von Anna selbst?"

„Sie befinden sich in ihrem Hause — in dem Hause der Baronin Saintval."

„Hebenstreit besann sich, dann sagte er mit einer Stimme, die fast wie Hohn klang:

„Wollen Sie die Gnade haben, mich der Frau Baronin vorzustellen?“

„Ich werde sie rufen.“

Sie ließ ihn allein. Er stand auf, ging zum Fenster und lehnte die heiße Stirne an die Scheiben. Am Himmel zog der Mond seine stille, leuchtende Bahn und mit den silbernen Strahlen spielte der Nachtwind. Wie ein Traum schwebten die Bilder der mit Anna verlebten schönen Stunden an Hebenstreit vorüber, und der wilde, trotzige Groll wurde zur wehmüthigen Trauer um das auf immer verlorne Glück.

Da öffnete sich leise die Thüre und Anna trat ein. Das reizende Mädchen war zur schönen Frau geworden, aber die fröhliche Unbefangenheit, die ihr sonst aus den Augen leuchtete, hatte kummervoller Ernst verdrängt. Hebenstreit fühlte, wie ihm das Blut heiß zum Herzen strömte, er wandte den Blick ab und sah in die Nacht hinaus.

„Wir haben uns lange nicht gesehen,“ begann Anna mit bebender Stimme.

Er antwortete nicht.

„Ich wußte es wohl,“ fuhr sie fort, „Sie hassen und verachten mich und mein Anblick ist Ihnen eine Qual. Es kann nicht anders sein — ich komme auch nicht, Ihre Verzeihung anzuflehen — Sie müssen sie mir versagen, denn ich habe Sie zu schwer beleidigt. Nur eine Bitte wollen Sie mir gewähren — wir sehen uns ja nie wieder“ —

„Nie wieder,“ wiederholte Hebenstreit leise — „nie wieder! Ja, so heißt das Wort, das die Brücke abträgt zwischen uns und dem Glücke. Du hast Recht, Anna — nie wieder! — Was kann ich für Sie thun, Frau Baronin?“

„Gestatten Sie mir, meiner Bitte einige Worte vorauszuschicken. Vor drei Jahren heiratete ich den Baron Saintval, einen französischen Emigrirten. Er fiel in den Reihen der Oesterreicher bei Neerwinden. Die Vermählung mit ihm brachte mich mit Leuten in Berührung, welche die Sache des Königthums in Frankreich zu der ihrigen machten, und von denen einige seitdem auf den Gipfel der Macht gelangt sind — unter ihnen auch mit dem Grafen S*, dem marquantesten politischen Roué Wiens, der Politik und Libertinage auf die geschickteste Art zu verbinden weiß. Wenn ich Ihnen

sage, daß jener Elende, der sich in dem Hause des Vaters meiner Freundin für den Privatsekretär des Grafen Vesey ausgab, einer seiner Söldlinge war, so wird Ihnen wohl klar, wie das Fräulein von Landing, eben jene Dame, welche Sie empfing, dazu kam, mein Gesellschaftsfräulein zu werden. Auf dem Wege, den ich Ihnen nun angedeutet habe, erfuhr ich auch, was mich bewog, Ihnen das Billet von heute zu schreiben. Man war der geheimen Verbindung, unter deren leitende Mitglieder Sie gehören, schon lange auf der Spur — jetzt kennt man alle Verzweigungen derselben, besitzt Aktenstücke über ihre vergangene Thätigkeit, darunter eines, welches Sie am meisten kompromittirt, über die Sendung eines Eingeweihten nach Frankreich. So viel ich weiß, sind gerade jene zwei Männer, die an dem Tage, an welchem Sie die Trauerrede auf Joseph II. hielten, in der Loge als Einführer und als Novize fungirten, unwillkürlich zu Verräthern geworden — jener, wie man mir sagte, ein ehemaliger Karthäuser, durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er seinen maßlosen Haß gegen die Geistlichkeit und den Adel äußerte; der andere, ein enthusiastischer Dichter, indem er

seinerseits wieder einem Kollegen auf dem Parnasse, der zugleich der Poesie und der Polizei huldigte, als Einführer diente. Auch der Ort Ihrer Versammlungen ist kein Geheimniß mehr — kurz, es steht nichts der Ausführung des Planes entgegen, dessen Opfer Sie zu werden bestimmt sind — dessen Opfer Sie werden müssen, weil diejenigen, die ihn gefaßt haben, die unumschränkte Macht in Händen haben und Opfer wollen. Es giebt nur einen Weg der Rettung für Sie, die schleunigste Flucht von diesem Hause aus. Alles ist dazu bereit; — die Verbannung, der Sie sich unterziehen müssen, wird nur eine kurze sein, denn in einer ruhigeren Zeit und vor unparteiischeren Richtern werden Sie sich leicht rechtfertigen können. Fliehen Sie also — dies ist die Bitte, deren Gewährung ich von Ihnen erflehe, — fliehen Sie, bevor es zu spät wird, und überliefern Sie sich nicht selbst dem Hasse Ihrer Feinde — o ich beschwöre Sie darum im Namen des Vaterlandes, dem Sie sich erhalten müssen, im Namen der Freiheit, die keinen würdigern Kämpfer hat als Sie — im Namen unserer alten Liebe.“

In leidenschaftlicher Aufregung ergriff Anna

Hebenstreits Hand, als wollte sie ihn zur Flucht fortziehen — er machte sich sanft von ihr los und sagte mit milder Stimme:

„Ich danke Ihnen, Anna — überlassen Sie mich meinem Schicksale; ich will ihm wie ein Mann ins Auge sehen und nicht feige vor ihm fliehen. Feige wär's und ehrlos, wenn ich ein Mittel der Rettung benutzte, das nur mich allein der Gefahr entzöge, und aus sicherm Verstecke in fremdem Lande zusähe, wie sie sich über den Häuptern derjenigen entladet, deren Vertrauen ich genoß, die mich zu ihrem Führer erwählt und den Schwur der Treue von mir empfangen haben. Sogar die Klugheit gebietet mir zu bleiben, denn durch eine so übereilte Flucht gestände ich nur selbst meine Schuld. Was kann mir auch bevorstehen?"

„Das Schlimmste," unterbrach ihn Anna.

„Das Schlimmste wäre, wenn sie mich in einem ihrer Festungskerker verfaulen ließen. Doch dies fürchte ich nicht — der Kaiser ist gut, wenn er schon schwach ist; meine Stimme wird zu ihm dringen, und er wird nicht zugeben, daß eine so schreiende Ungerechtigkeit begangen werde."

„Hoffen Sie das nicht — man wird sich Ih-

rer und Ihrer Gefährten entledigen, ohne daß ein Laut von Ihnen das Ohr des Kaisers erreicht. Sie sind verloren, wenn Sie nicht heute, in dieser Stunde noch, fliehen.“

„Ich fliehe nicht — mögen sie mich tödten — vielleicht wird das Maß ihrer Verbrechen damit voll, und dieses Volk erwacht aus seinem Schlafe und zermalmt seine Unterdrücker. Vielleicht keimt aus meinem Blute die Saat der Freiheit — o ich gäbe tausend Leben hin um diesen Preis! Anna, erinnerst du dich noch jenes Abends, an dem wir zusammen in die Loge gingen? Es wird sich erfüllen, was ich dir damals voraus sagte. Laß mich sterben, Anna — ist der Tod um der Freiheit willen nicht schöner, ist er nicht wünschenswerther, als ein Leben ohne Liebe, als eine trostlose, einsame Zukunft, wie sie mir bevorsteht? Laß mich sterben — “

„Ich will mit dir fliehen, Joseph.“

Er blickte sie traurig an und schüttelte verneinend den Kopf. „Was geschehen ist, hat zwischen uns eine unübersteigliche Kluft geöffnet. Der Tod allein kann sie ausfüllen — dort, Anna, werde

ich dich wieder finden, die mir hier auf Erden eine Verlorne war. Laß mich sterben.“

„Ich will mit dir sterben, Joseph.“

„Lebe, Anna, und liebe die Freiheit, liebe das Vaterland. Es werden Zeiten schwerer Prüfung über dies Reich kommen — gehe auch du geläutert aus ihnen hervor. Ein Abgrund hat sich aufgethan, und erst, wenn Millionen Thränen und Millionen Blutstropfen vergossen sind, wird er sich wieder schließen, und der Boden, den Blut und Thränen gedüngt haben, der Menschheit Früchte tragen. Beschleunige, so weit an dir ist, den Anbruch des Tages, an dem die verjüngte Welt ihre Auferstehung feiern wird. Wirf den Flitterstaat von dir, der dich umgibt — verschließe dein Haus dem prunkenden Laster, das hier aus- und einging, und öffne es der Armuth, dem Unglück, den Verfolgten, wie du es mir in dieser Stunde geöffnet hast. Lebe wohl, Anna!“ Er wendete sich von ihr ab, der Thüre zu. Sie weinte still und barg ihr thränenheißes Gesicht in den Kissen. Da kehrte er, von seinen Gefühlen übermannt, noch einmal zu ihr zurück, küßte sie auf die Stirne

und sagte: „Lebe wohl, Anna, und Gott segne dich!“

Noch in der nämlichen Nacht wurden Hebenstreit und die vorzüglichsten Mitglieder der Loge, deren man habhaft werden konnte, nebst einigen andern kompromittirten Personen verhaftet und in das Polizeihaus geführt. Da man nicht bloß die Absicht hatte, diese angeblichen Jakobiner einzukerkern und sie unschädlich zu machen, sondern sich das Verdienst, große Gefahren abgewendet zu haben und den Lohn dafür zuzueignen gedachte und wohl wußte, daß beide desto größer ausfallen müßten, je größer die Gefahren erschienen, so war es nothwendig, der Sache den Anstrich der größten Wichtigkeit zu geben. Man zog daher einen mystischen Schleier über das Ganze, um das Publikum glauben zu machen, es stäken große Dinge dahinter.

Für den kalten, unbefangenen Beobachter mußte es lächerlich sein, alle die Anstalten zu sehen, welche getroffen wurden, einem Uebel vorzubeugen, das nicht einmal als wirklich in dem Gehirne derjenigen Leute existirte, die den guten Kaiser damit zu schrecken suchten. Es konnten einem Don

Quixote's Windmühlen einfallen, nur mit dem Unterschiede, daß der arme, irrende Ritter die Riesen, Kobolde und Zauberer, mit denen er zu kämpfen glaubte, doch in seiner Einbildung sah, Thugut, Graf Pergen und Saurau aber die innere Ueberzeugung hatten, daß Alles — ein Paar Szenen ausgenommen — nur eine von ihnen selbst komponirte Tragikomödie war.

Das Militär erhielt Befehl, alle Posten, welche vorher wegen der schwachen Besatzung unbesetzt waren, sogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was vielleicht seit einem Jahrhunderte nicht mehr der Fall war, ausgebessert und zum Verschließen eingerichtet; mit einem Worte, man betrug sich so, als wenn eine feindliche Armee vor den Thoren stände oder hunderttausend Aufrührer wirklich schon im Anmarsche gegen die Stadt wären.

Die guten Wiener sahen einander erstaunt an. Jeder fragte, was wohl dies Alles zu bedeuten habe, und keiner wußte diese Frage zu beantworten. Endlich brachten nach einigen Tagen Emissäre der geheimen Polizei das Gerücht ins Publikum, die eingezogenen Verbrecher wären lauter

Jakobiner, welche eine Revolution hätten veranlassen wollen, die schon auf dem Punkte stand, auszubrechen, wenn nicht die Vorsehung, welche über ihre Gesalbten wacht (in Frankreich fand sie dies nicht für gut), den Grafen Pergen und Saurau (ob durch einen Engel oder im Traume, wurde nicht hinzugefügt) die Verschwörung noch zeitig genug entdeckt haben würde.

Dieses erste Gerücht gab Stoff zu allerlei Bemerkungen, und sollte zugleich der Probierstein sein, um zu erfahren, wie das Publikum das Gaukelspiel aufzunehmen geneigt sei. Nun wollte Dieser und Jener gefährliche Gesinnungen bei Diesem und Jenem entdeckt haben. Man erinnerte sich an Einige, die sich über den französischen Krieg frei geäußert, und der große Haufe zweifelte nicht mehr, daß alle Eingezogenen Erzjakobiner seien. Da die Polizei die Bereitwilligkeit sah, mit der man dem zuerst ausgestreuten Gerüchte glaubte, so mußten andere Agenten die Sagen verbreiten, die Jakobiner hätten die Schlagbrücke durch in die Pfosten eingelassenes Pulver in die Luft sprengen wollen, um die Verbindung der Leopoldstadt mit der Stadt zu hemmen; das Holz auf

den Holzstätten hätte an verschiedenen Orten zugleich angezündet werden und bei der daraus entstehenden allgemeinen Verwirrung die Revolution unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!“ ausbrechen, die kaiserliche Familie ermordet, der Adel und die begüterten Bürger, welche aristokratisch gesinnt wären, ausgeplündert werden sollen. Die guten Wiener kreuzten sich vor allen den Gräuelthaten; indessen schien es einigen doch etwas unbegreiflich, wie und durch wen diese Revolution eigentlich hätte zu Stande gebracht werden sollen, da sie selbst bisher nicht das Geringste davon gehört hatten, auch von Niemandem auch nur auf die entfernteste Weise aufgefordert worden waren, dazu auf irgend eine Art mitzuwirken, während doch, wie sie glaubten, ohne Beihülfe des größten Theils der Einwohner ein so großes Werk auszuführen unmöglich war.

Der vernünftigere Theil des Publikums, freilich der kleinste, zweifelte an der Wahrheit aller der ausgestreuten Gerüchte und durchschaute das Gewebe; allein es war gefährlich, davon zu sprechen, und jeder schwieg. Indessen verfolgte die politische Inquisition ihre Wege. Es war nicht

rathsam, bei den wenigen Schlachtopfern, welche in den ersten Tagen eingekerkert wurden, stehen zu bleiben. Man begriff sehr wohl, daß das Publikum, wenn es sich von der Ueberraschung, in die es durch die plötzliche Nachricht von einer so nahe bevorstehenden Revolution versetzt worden war, erholt hätte, anfangen würde, mit kälterem Blute darüber nachzudenken, daß es dann bei reiferer Erwägung aller Umstände leicht zu der Einsicht gelangen könnte, es sei ja unmöglich, daß diese wenigen Menschen, die man des Verbrechens beschuldigte, eine so große Umwälzung hätten ins Werk setzen sollen, und daß endlich aus dieser Einsicht leicht gefährliche Folgen für die Urheber der als grundlos erkannten Gerüchte entstehen könnten. Um also wahrscheinlich zu machen, daß eine Verschwörung von großer Ausdehnung und bedeutender Wichtigkeit existirt habe, wurden in Ungarn, Galizien, Steiermark, Kärnthen und Krain eine Menge Leute, welche durch freie Reden den Argwohn gegen sich erregt hatten, daß sie revolutionäre Grundsätze hegten, eingezogen, und im Publikum vorgegeben, daß sie mit den zu Wien verhafteten Jakobinern in genauer Verbindung gestan-

den und von ihnen beauftragt gewesen seien, in ihren Provinzen das Feuer des Aufruhrs anzufachen. In Wien selbst wurden noch weitere Verhaftungen vorgenommen, und dadurch so viel Schrecken verbreitet, daß viele wohlgesinnte Männer, welche sich bewußt waren, über verschiedene politische und religiöse Gegenstände der Regierung nicht zu Dank gesprochen zu haben, fürchteten, es stehe ihnen ein gleiches Schicksal bevor.

Während man im Publikum noch nicht recht darüber einig werden konnte, was denn alle die Verhafteten wirklich verbrochen, wie sie die Verbrechen, deren man sie beschuldigte, hätten ausführen wollen, welche Strafe ihnen zuerkannt werden würde, und über mehres dergleichen, wurden die Untersuchungen gegen die angeblichen Verschwörer eingeleitet. Es ist möglich, daß die Plane einiger derselben weiter gingen, als bloß auf eine allmälige, auf friedlichem Wege zu bewirkende Umgestaltung des politischen Zustandes der österreichischen Monarchie, auf welche die Thätigkeit Hebenstreits und seiner Loge gerichtet war; allein die Weise, in der die Untersuchung gegen sie geführt wurde, das geheimnißvolle Dunkel, in welches

man den ganzen Verlauf derselben zu hüllen bemüht war, läßt eher vermuthen, daß sie den verborgenen Absichten der geheimen Polizei, d. h. der Staatsmänner, unter deren Leitung diese stand, zum Opfer fielen. Ist dieses so wahr, als es wahrscheinlich ist, so kann man nicht ohne Abscheu an das Dasein und das Wirken dieser politischen Inquisition denken, die mit kaltem Blute mehr als dreißig Menschen vernichtete, um den Kaiser zu überreden, daß die unumschränkte, tyrannische Macht, welche sie im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie ausübte, für die Sicherheit seines Thrones nothwendig sei — und an die Vorgesetzten dieser scheußlichen Anstalt, welche sich aus der Erhaltung der Ruhe, die man dem Anscheine nach ihnen zu danken hatte, ein Verdienst machten, das ihnen den Weg zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs bahnte.

Als ein Umstand, der die oben ausgesprochene Vermuthung bekräftigt, mag zuerst angeführt werden, daß die geheime Polizei selbst, ohne daß ein anderer gerichtlicher Kommissär zugezogen wurde, die Voruntersuchung führte; daß sie erst dann, als der Prozeß eingeleitet und von ihr selbst zur Kri-

minaluntersuchung geeignet erklärt wurde, eine Kommission von zwei Magistratsräthen niedersetzte, welcher der Adjunkt des Präsidenten der Polizeihofstelle, der Graf Saurau, stets in eigener Person präsidirte; daß sie demzufolge Kläger und Richter vorstellte, während ihr nach den Gesetzen nur die Obliegenheit des erstern, nie das Amt des letztern zugekommen wäre.

Diese Kommission prüfte die Anklage der Polizei, die Beweise und die Verhörprotokolle, und es sind gegründete Ursachen zu der Vermuthung vorhanden, daß sie dabei nicht sehr gewissenhaft verfahren sei. Die Verhöre selbst glichen förmlich einem Akte der spanischen Inquisition zu den Zeiten Philipps II. Nachdem der Angeklagte fünf oder sechs Wochen verhaftet gewesen war, wurden ihm über seinen Namen und Stand, den Namen und Stand seines Vaters, den Ort seiner Geburt, sein Alter, seine Religion u. s. w. Fragen vorgelegt. Dieses Verhör dauerte bei manchem mehre Tage, ohne daß die eigentliche Ursache der Verhaftung des Angeklagten berührt wurde. Nachdem wieder einige Tage verflossen waren, fragte man ihn endlich, ob er wisse, warum er im Ge-

fängnisse sitze. Gab der Inquisit zur Antwort, dies sei ihm nicht bekannt, und er wünsche und hoffe, daß er es jetzt von seinem Richter erfahren werde, so hieß es, man werde ihm Schreibmaterialien geben, damit er selbst zu Papier bringen könne, was er verbrochen habe. Erwiederte der Unglückliche, er sei sich keines Verbrechens bewußt, könne also auch weder mündlich noch schriftlich irgend etwas gestehen, so bedeutete man ihm, er solle sich nur recht besinnen, so werde ihm schon etwas einfallen. Auf die Einwendung, daß die Gesetze keinen Angeklagten verbänden, sein eigener Ankläger zu sein, und demselben nur gebühre, sich gegen das angeschuldigte Verbrechen zu vertheidigen, oder es zu gestehen, wenn man es ihm vorgehalten und er es wirklich begangen, gab man zur Antwort, Inkulpat habe dem Gerichte keine Form vorzuschreiben, wie es verfahren müsse; wolle er nicht sagen, was er verbrochen habe, so werde seine Strafe nur härter ausfallen; denn gestraft werde er auf jeden Fall werden, er möge bekennen oder nicht.

Diese Abweichungen von aller rechtlichen Form (denn ist es je erhört worden, daß man von dem

größten, sogar auf der That ertappten Verbrecher gefordert habe, er solle sich selbst anklagen?) — diese nach der damals in Oesterreich bestehenden Kriminalgerichtsordnung illegale Kommission, bei der Graf Saurau, dem es gar nicht zukam, den Vorsitz führte — einen Vorsitz, den er hätte ausschlagen sollen, und wenn ihm derselbe vom Kaiser selbst wäre aufgetragen worden — erweckten den Verdacht, daß die geheime Polizei ihrer Sache nicht so ganz sicher war, weil sie dieselbe sonst dem gewöhnlichen Verlaufe überlassen haben würde. Es gewann den Anschein, als habe Graf Saurau durch sein Präsidium verhindern wollen, daß die Untersuchung einen andern Ausgang nehme, als den die Polizei wünschte.

Einer der Kommissäre war ein Mann, gegen dessen moralischen Charakter die höchsten Bedenklichkeiten eintraten — der Magistratsrath Martinolli, der nämliche, der einst bloß aus Bequemlichkeit keinen Anstand nahm, einen Inquisiten für schuldig zu halten, bevor er ihn einmal verhört hatte. Dieser Martinolli steckte, wie man gemeinhin sagt, in Schulden bis über die Ohren. Oefter als einmal hatte er sich insolvent erklärt, wo-

bei seine Gläubiger sich all' seines Hausgeräthes bemächtigten und auf die eine Hälfte seiner Besoldung Beschlag legten; die andere Hälfte war schon auf mehre Jahre an Wucherer verpfändet, welche auf die Besoldungsbogen der Beamten Gelder leihen. Martinolli befand sich daher immer in Geldverlegenheit, und sein Kredit war so sehr gesunken, daß er keine zwanzig Gulden aufzubringen wußte. Er hatte eine zahlreiche Familie, die im Elende schmachtete und manchen langen Tag hungern mußte, während er selbst das wenige erborgte Geld in Schenken und verdächtigen Häusern verschwelgte. Daß ein solcher Mann leicht bestochen werden und durch eine runde Summe, die nicht einmal sehr bedeutend zu sein brauchte, dahin gebracht werden konnte, sich ganz den Ansichten der geheimen Polizei zu fügen, daran wird niemand zweifeln, der die von ihm gegebenen biographischen Notizen zusammenhält und würdigt.

Wie Martinolli sich den Prozeß zu Nutzen machte, dessen Führung man ihm als einem der Kommissäre anvertraut hatte, zeigt unter Anderm folgende Thatsache.

Während der Untersuchung verfügte er sich in

das Haus eines der Verhafteten, und fragte, wo sich dessen baares Geld befinde.

„Sie haben die Schlüssel zu dem Schreibkasten meines Mannes. Untersuchen Sie selbst, denn ich weiß es nicht,“ gab ihm die Gattin des Verhafteten zur Antwort.

Martinolli untersuchte und fand nahe an achthundert Gulden. Auf die Angabe, daß man nicht wisse, ob noch mehr vorhanden sei, weil der Verhaftete stets alle Baarschaft selbst verwahrt habe, steckte Martinolli die Summe zu sich, ohne, was er doch hätte thun sollen, eine Quittung auszustellen, und ging damit fort, mit der Versicherung, daß die Familie einen Empfangschein erhalten und auch das Geld in wenigen Tagen wieder bekommen solle. Es verflossen vierzehn Tage, und die Familie erhielt keines von beiden. Da sie nun nichts mehr zu leben hatte, begab sich die Gattin des Eingekerkerten zum Grafen Saurau und erzählte ihm den Vorfall. Der Graf mißbilligte, daß kein Empfangschein ausgestellt worden sei, und entließ sie mit dem Versprechen, er werde gleich Anstalt treffen, daß ihr das Geld wieder eingehändigt werde. Indessen hatte es Martinolli zu

seinem Gebrauche verwendet, und die Familie erhielt von ihm nichts als die Quittung, die er ihr mit einem groben Verweise, daß sie dieser Kleinigkeit wegen Seine Exzellenz überlaufen habe, übergab. Nach geendigtem Prozesse wurden der Familie von diesem Gelde etwa dreißig Gulden zurückgegeben, mit dem Bedeuten, das Uebrige sei für die Alimentation des Verhafteten ausgegeben worden. Es läßt sich daraus schließen, daß man die Jakobiner wenigstens (auf ihre Kosten) reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versorgte, da einer derselben während zwei Monaten nahe an achthundert Gulden verzehrte.

Schon dieses einzigen Umstandes wegen mußte Martinolli Alles anwenden, daß die Angeklagten schuldig befunden wurden. Hätte man sie als unschuldig anerkannt und freigelassen, so wäre vielleicht der Rechnungsausweis über die verzehrten achthundert Gulden „bemängelt" worden, und Martinolli würde als ein ungetreuer Beamter, der das ihm anvertraute Gut angegriffen, wenigstens Kassation zu erwarten gehabt haben. Graf Saurau muß ganz besondere Gründe gehabt haben, daß er dieses grobe Verbrechen eines Rich-

ters, der das Depositum, welches ihm heilig sein mußte, angriff, nicht scharf geahndet hat.

Martinolli's Kollege flößte weniger Verdacht ein — er war bloß ein großer Liebhaber der Jagd und sehr beförderungslustig.

Orlandini, Stabsauditor beim Hofkriegsrathe, der ebenfalls zugezogen wurde, weil auch Militärpersonen abzuurtheilen waren, soll kein größeres Vergnügen gekannt haben, als ein Todesurtheil auszusprechen.

Eine Kommission, die aus solchen Männern zusammengesetzt und von dem Hauptankläger selbst präsidirt war, hatte nicht bloß den Schein wider sich — sie konnte nicht anders als höchst parteiisch verfahren. Auch trug man Sorge, den übrigen Gerichtshöfen, vor welchen der Prozeß verhandelt wurde, die nöthige Einsicht vorzuenthalten oder ihre Wirksamkeit zu paralysiren. Man legte ihnen den Prozeß erst vor, als er von der geheimen Polizei schon eingeleitet, als die Beweise der Anklage von der erwähnten Kommission bereits untersucht und als vollkommen gültig und rechtskräftig anerkannt worden waren. In alle Kommissionen wurden beinahe nur Leute gewählt, von deren

Bereitwilligkeit man überzeugt war, und sorgfältig vermieden, daß solche Räthe zugelassen wurden, welche vielleicht die Akten genauer Prüfung unterworfen hätten. Aus allen Kräften stemmte sich die geheime Polizei dagegen, daß der Prozeß der Einsicht des Staatskonseils unterworfen wurde, und als sie glaubte, dies nicht verhindern zu können, bemühte sie sich, wenigstens den würdigen Staatsrath E*, dessen Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe allgemein bekannt war, von der Kommission auszuschließen. Beides gelang ihr; d. h. das Staatskonseil und also auch E* bekamen keine Sylbe von diesem Prozesse zu sehen.

Ein helles Licht auf das ganze Treiben wirft, was man sich von den Antworten erzählte, die Räthe, welche in den verschiedenen Kommissionen saßen, den Anverwandten einiger Verhafteten gegeben haben. Ein Hofrath sagte: „Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als: man wollte Strafbare finden“, — ein Anderer: „Ich habe meine Pflicht erfüllt und stimmte nach meinem Gewissen. Man wird mich oben freilich scheel dafür ansehen, aber es sei. Ich fand sie unschuldig“, — ein Dritter äußerte sich etwas derber: „Ich begreife

nicht, wie sich Graf Pergen in so einen Dreck mischen konnte. An der ganzen Sache ist nichts.“ Dieser nämliche Graf Pergen entschuldigte sich bei der Gattin eines der unglücklichen Schlachtopfer mit den Worten, die an Pilatus erinnern: „Ich bin unschuldig.“ Der Kaiser selbst tröstete den Verwandten eines andern auf folgende Art: „Haben's nur Geduld! S'ist ja schon zu Ende und es wird so nit viel ausfallen.“

Graf Saurau hat sich durch sein Betragen in dieser Angelegenheit geschändet. Wenige Tage, bevor der Magistratsrath Prandstetter eingezogen wurde, versicherte ihn der Graf, er habe nichts zu fürchten. Unmöglich konnte Saurau damals noch nicht gewußt haben, daß Prandstetter einer der Kompromittirten sei, da ja damals schon die ganze angebliche Verschwörung entdeckt, alle Theilnehmer schon verrathen waren. Entweder wollte er ihn nur sicher machen, damit er nicht entweiche, und bediente sich einer Unwahrheit gegen einen Verbrecher, den er ja kraft seiner Pflicht hätte alsogleich festhalten sollen und vermöge seiner Gewalt als Vizepräsident der obersten Polizeibehörde auch hätte festhalten können; oder es war bei ihm

noch nicht entschieden, ob er seinen Schulkameraden, seinen Jugendfreund, seinen Bruder als Freimaurer auch seinen Absichten aufopfern sollte.

Der strengste Richter, wenn er auch unerbittlich gegen das Verbrechen ist, empfindet doch, ist sein Herz nur ein wenig menschlich, Mitleiden für den Verbrecher, um so mehr noch für dessen schuldlose Angehörige. Graf Saurau kannte dieses Gefühl nicht. Als die Gattin eines der Gefangenen zu ihm kam, ihn bat, ihren Mann frei zu lassen, und hinzufügte: „Wenn Ew. Erzellenz meinen Gatten auch noch ein Jahr sitzen lassen, so wird man ihm doch nichts beweisen können; denn ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist,“ erwiederte Graf Saurau, anstatt die Unglückliche zu trösten, sie zu versichern, daß es ihn freuen würde, ihren Mann unschuldig zu wissen, in beißendem Tone: „Wenn Sie von der Unschuld Ihres Mannes gar so sehr überzeugt sind, warum kommen Sie dann zu mir?“ Auch ließ er die arme Frau, welche Kummer und schlaflose Nächte entkräftet hatten, beständig vor sich stehen, da man doch in Wien einem Weibe, das nicht zu der gemeinsten Klasse gehört, stets einen Stuhl anzubieten pflegt.

Nicht zufrieden mit den Gewaltthätigkeiten, die man sich schon erlaubt hatte, bediente man sich auch noch niedriger Kunstgriffe, um die Zahl der Opfer zu vermehren. Oder war es der Würde eines geheimen Rathes angemessen, daß er seinen ehemaligen Schulkameraden, unter dem Vorwande vertraulicher Gespräche, auszuforschen, daß er ihm Manches mit dem schmeichlerischen „Wir sind ja alte Freunde und dürfen keine Geheimnisse für einander haben“ abzulocken suchte? Vertrug es sich mit dem hohen Begriffe, den man sich gewöhnlich von einer Hofstelle zu machen pflegt, daß sie Schlingen legte oder legen ließ, um einen Vorwand zu haben, Jemanden für schuldig zu erklären, gegen den man auch nicht den Schein irgend einer Schuld aufbringen konnte? Dieses war der Fall bei einem jungen Manne, der während der wüthenden Jakobinerjagd öfter vor die Polizei gefordert wurde, die ihn durchaus des Umgangs mit den Verhafteten schuldig haben wollte. Da er sich aber durch die unverwerflichsten Zeugen ausweisen konnte, daß er nicht einmal einen einzigen von ihnen kenne, viel weniger jemals gesprochen habe, da er sich auf angesehene Familien berufen konnte,

in deren Häusern er seine freie Zeit zubrachte, daß auch nicht ein verdächtiges, freies Wort über seine Zunge geschlüpft sei, so mußte man ihn jederzeit wieder entlassen, da die Ungerechtigkeit, ihn festzuhalten, zu auffallend gewesen wäre; doch nahm man ihm das Versprechen ab, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis er von dem Verdachte ganz gereinigt sein würde. Indessen ärgerte es die geheime Polizei gewaltig, daß dieser junge Mann, den sie so gerne den übrigen Gefangenen zugesellt hätte, weil er einer dem Baron T* verhaßten Familie angehörte, ihren Händen entgehen sollte; sie nahm also zur List ihre Zuflucht, um ihn zu fangen. An einem Morgen brachte ihm ein Weib einen Brief. Er eröffnete ihn und las Folgendes:

„Lieber Freund! Meine Verhaftung und die Ursache derselben wird Ihnen bekannt sein. Es bietet sich mir nun eine Gelegenheit zur Flucht dar, wenn ich eine Summe Geldes opfern will. Rathen Sie mir, was ich thun soll, und helfen Sie mir mit dem Gelde aus. Ich ersuche Sie um eine schriftliche Antwort.“

Nachdem er den Brief gelesen hatte, fragte er

die Frau, von wem sie ihn erhalten habe. „Von einem der Staatsgefangenen,“ antwortete sie. Dies fiel dem jungen Manne auf; er wußte, wie strenge diese Unglücklichen bewacht würden, daß ihnen nicht erlaubt war, mit Jemandem zu reden; um so weniger konnte er sich vorstellen, daß sie aus ihrem Gefängnisse sollten Briefe abgehen lassen können. Die Sache war zu plump eingeleitet, als daß sie ihm nicht verdächtig vorkommen mußte. Er fertigte daher das Weib mit den Worten ab: „Da er den Herrn gar nicht kenne, so wisse er ihm auch nichts auf sein Billet, weder mündlich noch schriftlich, zu antworten.“ Und er that recht daran; denn als er sich genau nach dem Weibe erkundigte, fand es sich, daß sie die Frau eines Polizeispions war. Jede andere Antwort auf den Brief würde ihn also unfehlbar der Polizei in die Hände geliefert und er als ein des Einverständnisses mit den Jakobinern Ueberwiesener das Loos derselben getheilt haben.

Wären die Angeschuldigten wirklich Hochverräther gewesen, so hätte es des Geheimnisses nicht bedurft, in das man den ganzen Verlauf der Untersuchung zu hüllen beflissen war. Das Publikum

erfuhr, außer den absichtlich ausgestreuten Gerüchten, von dem ganzen Vorfalle nichts Legales als die gefällten Urtheile, durch die einige Mitbürger zum Tode, andere zu langwierigem Kerker verurtheilt wurden — wegen Staats- und Landesverrath! Worin dieser bestanden, welche die Beweise waren, die zur Ueberführung gedient — davon fand man nicht für gut, Kunde zu geben. Nach Beendigung des Prozesses mußten alle Akten, Verhörprotokolle, Zeugenaussagen u. s. w., welche man sonst der Ordnung nach in dem Archive des Kriminalsenates offen aufbewahrt, versiegelt bei der geheimen Polizei niedergelegt werden. Wohl deswegen, weil diese befürchtete, es könnte sonst ein unbefangener, redlicher Mann über die Papiere gerathen und in denselben auf Dinge stoßen, die für immer in Vergessenheit begraben bleiben sollten.

Die zwei Magistratsräthe, die in der ersten Kommission saßen, wurden jeder mit zweihundert Dukaten beschenkt und erhielten zu ihrem Gehalte eine jährliche Zulage von fünfhundert Gulden bewilligt. Auch ertheilte man ihnen das Versprechen, daß sie bei der ersten Gelegenheit befördert

werden sollten. Dafür, daß sie förmlich angeklagte Verbrecher inquirirten und über sie, was Rechtens war, erkannten, verdienten sie keine außerordentliche Belohnung, indem sie nichts thaten als ihre Pflicht, für welche sie der Staat ohnedies bezahlte. Bestand wirklich eine Verschwörung, war eine Revolution im Werke und dem Ausbruch nahe, den nur eine frühzeitige Entdeckung und Bestrafung der Verbrecher verhinderte, und wollte man diejenigen belohnen, denen man zu danken hatte, daß eine solche Gefahr glücklich vom Staate abgewendet wurde, so waren dies nicht die Richter, welche von Rechtswegen nichts anders thun konnten und durften, als die Zeugen abhören und konfrontiren, die Beweise prüfen und den Thatbestand herstellen. Die geheime Polizei mochte ihnen andere große Verbindlichkeiten schuldig sein, daß sie sich für verpflichtet hielt, nur diese Kommissäre, welche den Prozeß während seines ersten, wichtigsten Stadiums leiteten, der Gnade des Monarchen zu empfehlen.

Es ist überhaupt schon lächerlich zu glauben, daß einzelne Menschen durch Konspiriren, Geheimbündeln und dergleichen eine Revolution zu bewir-

ken im Stande seien, denn eine solche kann allein durch die Gewalt der Umstände herbeigeführt werden. Wer aber insbesondere die österreichischen Staaten auch nur oberflächlich kannte, dem leuchtete es ein, daß dort für geraume Zeit das Eintreten solcher Umstände nicht zu fürchten war. Die angeblichen Jakobiner durften also bei ihrem Plane auf eine freiwillige Mitwirkung des größern Theiles der Nation nicht rechnen, und wollten sie durchaus eine Revolution, so mußten sie sich der Hülfe desselben durch einen Gewaltstreich versichern. Daß sie dieses wirklich zu thun versucht, war eines der Verbrechen, deren man sie beschuldigte, indem man durch Agenten das Gerücht verbreiten ließ, die Jakobiner hätten durch Aufkauf alles Getreides um Wien herum eine Hungersnoth veranlassen wollen.

Allerdings kann nichts leichter ein Volk zum Aufstand bringen als eine Hungersnoth. Man sah ein Beispiel davon in Wien selbst im Jahre 1788 und wäre es erwiesen, daß die Jakobiner diesen Plan gehabt, so läge darin der unwiderleglichste Beweis für eine beabsichtigte Revolution. Aber es frägt sich nur, welche Mittel ihnen zu Gebote

standen, um ein so umfassendes Projekt ins Werk zu setzen.

Man kann leicht ziemlich genau berechnen, welche Summe allenfalls erforderlich wäre, um alles Getreide nicht nur in der Gegend um Wien, denn dadurch allein würde der Zweck nicht erreicht, sondern auch in dem so nahen Ungarn dergestalt aufzukaufen, daß keines nach dieser Hauptstadt gebracht werden könnte. Es ist sehr zweifelhaft, ob der Hof selbst so viel baares Geld besaß, daß er durch einen solchen Aufkauf eine Hungersnoth hätte erzwingen können. Aber ganz ungereimt wird die Beschuldigung, wenn man mit der Größe derselben die Kleinheit der Mittel vergleicht, über welche die Beschuldigten verfügen konnten. Fast alle Verhafteten waren ohne eigenes Vermögen, Hackl allein ausgenommen, welcher durch den Glückstopf ein Kapital erworben hatte, das man auf achtzig tausend Gulden schätzte. Freilich wäre es auch möglich gewesen, daß ihnen die Propaganda das nöthige Geld vorgestreckt hätte — dann aber bleibt es unbegreiflich, warum einige derjenigen, denen so große Summen zu Gebote standen, einen Theil davon nicht dazu anwendeten, sich ein bequemeres

Leben zu bereiten oder ihre dringendsten Gläubiger vom Halse zu schaffen. Doch angenommen, ihre Freiheitsliebe sei größer gewesen als ihre Selbstliebe, so würde man doch wenigstens hier und da Anstalten zu einem so umfassenden Ankaufe haben gewahren oder einige Vorräthe finden müssen. Allein es war nicht ein Metzen des von den Jakobinern aufgekauften Getreides vorhanden, und es läßt sich dreist behaupten, daß von dem ganzen ungeheuern corpus delicti auch nicht ein Korn gefunden wurde.

Eben so wenig als die Verschwörer im Stande waren, den vorgegebenen Getreideankauf zu bewerkstelligen, konnten sie auch — und zwar aus den gleichen Gründen — daran denken, sich die Mitwirkung des Pöbels — auf die höheren Klassen war ohnedies nicht zu rechnen — durch im großen Maßstabe ausgeführte Bestechungen zu verschaffen. Dieser Theil des Volkes ist in der Regel durch keine leere Versprechungen, wenn sie auch in den niedlichsten Versen oder in der zierlichsten Prosa gemacht werden, sondern nur durch klingende Beweggründe zu gewinnen. Daß die Jakobiner keine solcher auf eine Revolution vorbereiteten und dazu

erkauften Anhänger hatten, bewies die Ruhe, welche sowohl bei ihrer Verhaftung, als bei der Vollziehung der gegen sie gefällten Urtheile herrschte. Waren auch nur hundert mit ihnen einverstandene Gleichgesinnte unter dem Pöbel, so würde sich gewiß wenigstens Einer gefunden haben, welcher verwegen und entschlossen genug zu dem Versuche gewesen wäre, durch Feueranlegen oder auf eine andere Art die Anführer zu retten. Allein es wurde nichts unternommen, um die Unglücklichen zu befreien, während man doch allgemein das Gegentheil vermuthete, indem vorausgesetzt wurde, daß sie, da der Ausbruch der Revolution so nahe gewesen sein sollte, eine Menge Anhänger haben müßten.

Damit eine Nation zu einer Revolution fortgerissen werde, bedarf es Männer von großem Ansehen, solcher, die in besonderer Achtung stehen, ein allgemein anerkanntes Uebergewicht haben, welches ihnen Einfluß auf das Volk verschafft und sie in den Stand setzt, die öffentliche Meinung zu lenken. Dies war bei keinem der Eingezogenen der Fall. Es gab zwar einige sehr gute, sogar vortreffliche Köpfe unter ihnen, jedoch keiner, der die

Eigenschaft besaß, die einem Manne des Volkes, einem Demagogen nöthig sind, um die Menge mit sich fortzureißen. Nebst diesen waren aber auch Menschen eingekerkert worden, die sich nicht einmal von dem Worte Revolution einen klaren Begriff machen konnten. Einer davon war Hackl. Man kann die tiefste Unwissenheit, die größte Stupidität, die gänzliche Abwesenheit dessen, was man Geist und Seele nennt, nicht besser vereinigt darstellen, als in der Person dieses Unglücklichen. Als in Wien bekannt wurde, Hackl sei als Jakobiner eingezogen worden, moquirten sich die Beschränktesten darüber und äußerten laut, es wäre eine Satire auf die Jakobiner, daß man diesen Menschen zu ihnen rechne. Hackl hatte nur Sinn und Gefühl für Essen und Trinken, und dachte sich gewiß unter „Revolution“ nie etwas anders als ein französisches Ragout. Und ein solcher Mensch hätte den österreichischen Thron erschüttern, hätte an einer Revolution arbeiten sollen?

Den meisten der als Jakobiner Eingekerkerten und Verurtheilten konnten höchstens allzufreie, unbedachtsame Reden zur Last gelegt werden. Und wer wird zweifeln, daß man sie ein so geringes

Vergehen so strenge büßen ließ, wenn er erfährt, daß ein würdiger Mann, der dem Staate durch mehr als dreißig Jahre die wesentlichsten Dienste geleistet und die Achtung Maria Theresia's, Josephs und Leopolds besessen hatte, der stets ruhigen, stillen und so furchtsamen Charakters war, daß er sich nicht einmal getraute, in seinem Hause eine Hauptveränderung vorzunehmen, daß dieser Mann bloß deswegen, weil er ein gegen die Machthaber gerichtetes, in einem komischen Style abgefaßtes Lied, welches in einem fröhlichen Zirkel bei Tische abgesungen wurde, angehört, über ein halbes Jahr im Gefängnisse schmachten mußte, dann seines Amtes entsetzt und aus den österreichischen Staaten verbannt wurde? Wer wird noch zweifeln, wenn er erfährt, daß dieses nämliche Lied seinen Verfasser zum Galgen führte, ohne daß irgend ein damals rechtskräftiges Gesetz eine solche Strafe für ein solches Vergehen festsetzte?

So fielen also diese Unglücklichen als Opfer einer despotischen und grausamen Oligarchie, oder vielmehr einer ehrgeizigen und gewissenlosen Koterie, welche die Leiter, auf der sie zum Gipfel

der Macht emporklimmen wollte, auf Leichname stützte, damit sie nicht wanke. Und der Monarch, unter dem dieses politische Auto=da=fé Statt fand, war der gutmüthige Franz — was konnte mehr geschehen, wenn er ein Tyrann gewesen wäre?

Hebenstreit wäre vielleicht gerettet worden, wenn man nicht mit ihm zugleich das Geheimniß hätte begraben wollen, in dessen Kenntniß er durch das in dem Bücherschranke jenes Pavillons gefundene Papier gelangt war. Der Mund, welcher es gewagt hatte, den Machthabern Worte des Vorwurfs und der Verachtung ins Antlitz zu schleudern und mit der Enthüllung ihrer Verderbtheit zu drohen, mußte auf ewig verstummen.

Graf Saurau wurde geheimer Rath und bald darauf Regierungspräsident, in welcher Eigenschaft er noch immer die Geschäfte der Polizei leitete.

Zehntes Kapitel.

Nachdem man den Kaiser durch die Verhaftung und Bestrafung so vieler Jakobiner, welche der österreichischen Monarchie Verderben und Auflösung gedroht, überzeugt hatte, daß er seine Sicherheit und die Aufrechthaltung des Thrones nur der geheimen Polizei zu verdanken habe, wurde die Macht derselben noch mehr erweitert, und sie konnte zermalmen, wen sie wollte und wie es ihr beliebte. Gewiß hat man in Madrid unter Philipp II. bei dem Worte Inquisition nicht so sehr

gezittert, als man in Wien schreckhaft zusammenfuhr, wenn von der geheimen Polizei gesprochen wurde. Auch war noch kein heimliches Gericht, von der Vehme an bis zu Venedigs Staatsinquisition, so furchtbar, als diese im Verborgenen wirkende Anstalt. Ihre Gewalt war unumschränkt. Alle ihre Verordnungen, welche an die untergeordneten Polizeidirektionen in den Provinzen ergingen, fingen nicht mit der sonst gewöhnlichen Kurialformel an: Seine Majestät verordnet u. s. w., sondern: Seine Exzellenz, Graf von Pergen, haben befohlen — ein Beweis, daß sie ganz nach Willkür handelte, und ohne vorher dem Kaiser Bericht zu erstatten und dessen Willensmeinung abzuwarten, was doch bisher alle Hofstellen, wenigstens zum Schein, thun mußten.

Die Zahl der in Wien besoldeten Polizeispione belief sich ohne Uebertreibung mindestens auf fünfzehntausend. Leute aus allen Ständen, von den Gliedern des ersten Adels bis zu dem niedrigsten Taglöhner, vom Erzbischofe bis zum Meßpriester, von der Sternkreuzordensdame bis zur gemeinen Gassennymphe, trieben dieses schändliche Gewerbe, schlichen überall herum, und lauerten auf jedes

Wort, das gesprochen wurde. So ungeheuer diese Menge von Banditen war, so schien ihre Zahl der geheimen Polizei noch nicht hinreichend, und es wurde 1799 durch eine Verordnung allen k. k. Beamten befohlen, ja sogar ein Eid darüber abgenommen, vermöge dessen sie sich verpflichten mußten, alle diejenigen dem Staate, d. h. der geheimen Polizei, anzugeben, welche zu freie Meinungen äußerten. Eine Verordnung, durch welche vielen rechtschaffenen Familienvätern, die von ihrem Amte leben mußten, die Wahl gelassen wurde, entweder mit Weib und Kind zu verhungern oder niederträchtige heimliche Anzeiger zu machen.

Die Wirkungen dieses Systems waren in Wien sichtbar. Aus allen Gesellschaften wich jedes Zutrauen. Man sprach kaum mehr vom Wetter ohne Furcht und Zagen. Der Gatte fürchtete von der Gattin, der Vater vom Sohne verrathen zu werden. An keinem Orte der Welt hörte man so oft die Warnung wiederholen: „Auch die Wände haben Ohren." Aber es ist auch schwer, sich einen Begriff zu machen, wie weit die Tyrannei der politischen Inquisition ging. Als Bonaparte mit den Franzosen nicht weit von Wien stand, sagte

Jemand, der in einem Kaffeehause mit Andern darüber sprach: „Bonaparte muß ein großer General sein.“ Gleich am nächsten Tage wurde er vor die Polizei gefordert, und bekam einen tüchtigen Verweis, daß er sich unterfangen habe, einen feindlichen General zu loben. Man wollte ihn sogar des Landes verweisen; doch rettete ihn noch vor dieser Strafe, daß er in einem angesehenen Privathause, wo man ihn nicht entbehren konnte, in Diensten stand. Allein es wurde ihm bedeutet, daß er, im Falle er sich noch einmal ein solches Vergehen zu Schulden kommen ließe, ohne Weiteres über die Grenze geschafft werden sollte.

Ungeachtet des wohlwollenden, menschenfreundlichen Herzens, welches Kaiser Franz besaß, war seine Regierung in diesen ersten Jahren grausamer als die des Dionysius von Syrakus. Dieser ließ den Marsias, einen seiner vornehmsten Hofbeamten, doch aus der Ursache hinrichten, weil demselben geträumt hatte, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten, und einem oft im Traume vorzukommen pflegt, an was man viel bei Tage gedacht hat; aber die Tyrannen, welche die Gewalt des Kaisers mißbrauchten, mordeten in sei-

nem Namen unschuldige Menschen, welche von den Verbrechen, deren man sie beschuldigte, nicht einmal träumten. Freilich blieben dem Monarchen alle die Gräuelthaten unbekannt; er hatte keinen Freund, der ihn das, was seine Vertrauten thaten, in wahrem Lichte erblicken ließ — aber ein Theil der Verantwortung dafür trifft ihn doch.

Die geheime Polizei durfte von der Staatskasse so viel Geld fordern, als sie wollte. Sie brauchte sich bei der Staatsbuchhalterei durch keine Rechnungsbelege über die Verwendung desselben auszuweisen, was doch alle übrigen Stellen thun mußten, und hatte weiter nichts nöthig, als anzugeben: Zu geheimem Gebrauche. Die Summen, welche auf diese Weise zu „geheimem Gebrauche" ausgezahlt wurden, betrugen jährlich mehre Millionen.

Die Entdeckung der Revolution, welche in den österreichischen Staaten hatte ausbrechen sollen, zog eine Veränderung der josephinischen Strafgesetze nach sich. Kaiser Joseph hatte die Todesstrafe für alle Fälle aufgehoben, den einzigen ausgenommen, wenn Jemand bei wirklich ausgebrochenem Aufruhre mit den Waffen in der Hand

ergriffen wird und sich also des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Hochverrathes durch offenbare Thätlichkeit schuldig macht. Ueber einen solchen Verbrecher sollte auf der Stelle Standrecht gehalten und er durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht werden. Dieses Strafgesetz wurde nicht nur für den angegebenen Fall bestätigt, sondern auch noch dahin ausgedehnt, daß, vom Tage der Kundmachung des neuen Gesetzes an, alle diejenigen, welche sich eines solchen Staatsverbrechens, auch wenn es nicht zum Vollzuge kommt, Alle, welche sich der bloßen Mitwissenschaft, wenn auch nicht der wirklichen Theilnahme, schuldig machen, mit dem Tode bestraft werden sollen. Unter diesen den Galgen verwirkenden Staatsverbrechen wurden auch alle Schriften einbegriffen, die das Verfahren der Regierung und ihre Verordnungen oder auch nur die angesehenen Staatsbeamten kritisiren.

Durch dieses Gesetz hatten nun Alle, welche das Licht scheuen und einen gegründeten Tadel befürchten mußten, ein sicheres Bollwerk erhalten, hinter welchem sie ungehindert und vor jedem Angriffe geschützt nach Willkür handeln konnten. Nie-

mand, dem sein Hals lieb war, durfte es mehr wagen, den Monarchen von dem Unfuge, welchen sie öffentlich und ohne Scheu trieben, zu unterrichten, der Dolmetscher der Nation zu sein und ihre Klagen vor den Thron zu bringen. Der schriftliche Weg zu dem Monarchen war durch den Galgen verschränkt, und daß ihm mündlich nichts hinterbracht wurde, was ihn aus dem Schlummer wecken könnte, dafür wurde auch gesorgt. Alle, die ihn umgaben, waren Geschöpfe der das Ruder führenden Minister, welche den Monarchen sorgfältig bewachen ließen, damit ihn Niemand allein spreche, der Ansehen und Gewicht genug haben könnte, um ihre Macht zu stürzen. Die öffentlichen Audienzen durften sie nicht fürchten. Wehe demjenigen, der es hätte versuchen wollen, auf diesem Wege etwas gegen sie zu unternehmen oder auch nur etwas ihnen Mißfälliges zu sagen! Da der Kaiser ihnen Alles mittheilte, was man ihm bei Audienzen mündlich oder schriftlich entdeckte, so würde die Sonne zum letzten Male über einen solchen Verwegenen aufgegangen sein.

Man fand, daß Leopold die Lese- und Schreibfreiheit noch nicht genug beschränkt habe. Noch

fand hier und da ein Lichtstrahl den Eingang, dessen Glanz die Machthaber nicht ertragen konnten, von dem sie fürchteten, daß er, in einen Brennpunkt konzentrirt, ein für sie gefährliches Feuer entzünden könnte. Ein neues Zensuredikt sollte alle Ritzen und Spalten so dicht verstopfen, daß auch nicht ein Lichtatom durchzudringen vermöchte. Die Zensoren erhielten den geschärften Auftrag, auf alle Bücher und Schriften das wachsamste Auge zu haben, und alle zu verbieten, in denen der allerkleinste gefährliche Grundsatz vorkäme. Diese Strenge erstreckte sich selbst auf diejenigen Bücher, welche zwar für die gute Sache geschrieben waren, aber doch hier und da revolutionäre Sätze enthielten, wenn auch nur, um sie zu widerlegen.

Damit die schädliche Aufklärung weder im Inlande, noch, so weit es sich vermeiden ließ, sonst wo, wenigstens nicht durch einheimische Schriftsteller befördert und verbreitet würde, durfte keiner bei schwerer Geld-, ja sogar auch Körperstrafe, je nach dem Inhalte des Buches, sein Manuskript im Auslande drucken lassen, wenn die Zensur den Druck desselben im Inlande verboten

hatte. Die Leihbibliotheken mußten die Verzeichnisse der auszuleihenden Bücher der Zensur einsenden, welche diejenigen ausstrich und auszuleihen verbot, die religiöse oder politische Gegenstände etwas freier besprachen. Darunter waren eine Menge begriffen, die unter Joseph mit Bewilligung der Zensur gedruckt und öffentlich verkauft worden waren. Alle diese Vorkehrungen schienen indessen noch nicht hinlänglich, die schädliche Seuche der Aufklärung auszurotten und das Gift der Revolution ferne zu halten. Man beschloß daher, um die Unterthanen vor jeder Ansteckung zu bewahren, auch die Privatbibliotheken zu reinigen, um zu verhindern, daß nicht aus denselben das Kontagium weiter verbreitet werde. Nebst dem also, daß es ein Staatsverbrechen war, gewisse gefährliche Bücher selbst zu besitzen, wurde es noch ein Aggravans, sie durch Ausleihen Andern mitzutheilen. Ferner mußte, sobald Jemand starb, der eine Büchersammlung hinterließ, die verkauft werden sollte, der Katalog der Zensur eingeliefert werden, bevor die Versteigerung Statt finden durfte. Befanden sich verbotene Bücher darunter, so wurden sie ohne Weiteres konfiszirt, und der Werth

davon den Erben — nicht ersetzt, weil ja der Staat weniger verpflichtet war, für das Eigenthum der Wittwen und Waisen als für ihr politisches und moralisches Seelenheil zu sorgen.

Diese Zensurstrenge drückte den Buchhandel in allen österreichischen Staaten ganz darnieder. Diejenigen, welche unter Josephs Regierung so viel erworben hatten, daß sie nun von ihren Renten leben konnten, trieben ihn als Nebengeschäft fort, um die alten Artikel, die noch mit keinem Verbote belegt waren, nach und nach abzusetzen, und befaßten sich mit keinem neuen Verlage; die übrigen aber nährten sich vom Nachdrucke, oder gingen, wenn sie dazu nicht die nöthige Geschicklichkeit und Ehrlichkeit hatten, allmälig zu Grund. Die meisten Buchdruckereien, welche unter Joseph übergenug zu thun hatten, feierten und erloschen, wodurch eine Menge Leute brodlos und an den Bettelstab gebracht wurden.

Was Leopold zur Begünstigung des Aberglaubens und lächerlicher Andächtelei that, war unbedeutend gegen das, was unter Franz dafür geschah. Unter jenem ließen die geistlichen Scapine, Scaramuze, Harlekine, Hanswurste und — Tar-

tuffes, welche Joseph II. ganz von der Bühne verjagt hatte, nur die Köpfe zwischen den Kulissen hervorgucken; aber unter Franz traten sie wieder in vollem Kostüme auf die Szene, verdrängten vollends die gesunde Vernunft, und trieben ihre Gaukeleien und Possenspiele, unter lautem Beifallsklatschen des Hofes und der Minister, ohne alle Scheu vor dem Volke. So finster war es nicht zu den Zeiten der Ferdinande, als es nun in Oesterreich anfing zu werden. Der Geist des Zeitalters entschuldigte manche aus frommer Ueberspannung hervorgehende Thaten jener Monarchen; aber was konnte Franz II. zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschuldigen, daß er den Feind, statt durch eine tapfere Armee und geschickte Generale, mit Ablässen schlagen wollte? Und doch that er dies im Jahr 1794. Freilich muß man, um gerecht zu sein, gestehen, daß der erste Gedanke dazu nicht aus seinem Kopfe kam. Der Kardinal Migazzi brachte die Posse in Vorschlag, und der gute Kaiser willigte ein. Pius VI., dem Joseph II. die Reise Heinrichs IV. nach Canossa einigermaßen vergolten hatte, wurde aus eben der Kaiserstadt, wo schon Maria Theresia keine seiner

Bullen ohne das placetum regium promulgiren ließ, und wo ihr großer Sohn das usurpirte Ansehen desselben gänzlich vernichtete, mit den gehorsamsten kindlichen Bitten um Ertheilung eines Jubiläums oder vollkommenen Ablasses ersucht — ein Gesuch, welches Pius VI., der seinem frommen Sohne nichts abschlagen konnte, mit Freuden bewilligte. Zur Erlangung dieses vollkommenen Ablasses wurden die vier Hauptkirchen, zu St. Stephan, zum h. Michael, bei den Schotten auf der Freiung und die Burgpfarre bei den Augustinern, in einer feierlichen Prozession besucht, welcher Franz und seine Gemahlin, die ganze kaiserliche Familie, sogar die kleinsten Erzherzoge, der ganze Hofstaat, alle Minister, alle Hof- und untergeordneten Stellen beiwohnten, dem Volke ein erbauliches Beispiel frommen Glaubens gebend.

Dieses Jubiläum sollte eine doppelte Wirkung hervorbringen. Erstens, und keine andächtige Seele zweifelte daran, hatte man die feste Ueberzeugung, die Franzosen würden von diesem Augenblicke an überall geschlagen werden; zweitens sollte es zum Probirstein dienen, vermittelst dessen die guten und getreuen Unterthanen von den Jakobinern unter-

schieden werden könnten. Nach der Logik der geheimen Polizei schloß man so: wer nichts auf Ablässe hält, ist kein guter katholischer Christ; wer kein guter katholischer Christ im ausgedehntesten Sinne des Wortes ist, kann auch kein guter, treuer Unterthan sein; folglich sind Alle, welche diesen Ablaß nicht gewinnen, eingefleischte Jakobiner. Wirklich sah man auch bei den vier Kirchen Spione aufgestellt, welche genau Acht geben mußten, ob gewisse Personen, deren Grundsätze verdächtig waren, die Kirchen in der vorgeschriebenen Ordnung besuchten und sich so des Ablasses theilhaftig machten. Nicht minder mußten Spürer an allen öffentlichen Orten den Leuten auf den Zahn fühlen, was selbige von diesem Ablasse hielten. Diese Maßregeln zwangen denn manchen vernünftigen Mann, das Possenspiel mitzumachen, um den Verdacht, er sei ein Jakobiner, von sich abzulenken.

Es übersteigt alle Begriffe, welchen trägen, nachlässigen und verworrenen Gang die Geschäfte der innern Verwaltung gingen. Zwar hatte sich schon unter Leopold jene von Joseph eingeführte Schnelligkeit in Betreibung der öffentlichen Ange-

legenheiten verloren; aber unter Franz geriethen sie nicht nur manchmal ins Stocken, sondern in eine chaotische Verwirrung. Sehr oft wurden z. B. Bitt- und andere Schriften, welche in die Kriegskanzlei gehörten, an die ungarische Hofkanzlei, solche hingegen, welche dieser hätten zur Entscheidung vorgelegt werden sollen, an das Direktorium gesendet, und umgekehrt. Diese Unordnung war auch Ursache, daß die Bittsteller oft zehn, ja noch mehre Male anfragen mußten, ohne auf ihr eingereichtes Gesuch einen Bescheid zu erhalten. Man schickte sie von Pontius zu Pilatus, und war man müde, von ihnen überlaufen zu werden, so fertigte man sie mit den Worten ab: ihre Schrift sei verlegt worden; sie sollten nur in einigen Monaten wieder anfragen.

Der Sporn, welcher die Beamten zur Thätigkeit antreibt, die Wachsamkeit des Monarchen, war abgestumpft. Franz II. handelte nicht selbst, er ließ seine Stellen für sich handeln. Bei seiner Thronbesteigung that er es aus Mißtrauen in sich selbst, dann aus Gewohnheit. Dieses unbedingte Zutrauen mußte denjenigen, welchen es die Macht in die Hände gab, unstreitig schmeicheln und be-

hagen. Man suchte es sich also zu erhalten, und den Monarchen, so viel als möglich, immer mehr von den Geschäften zu entfernen. Dieses gelang so gut, daß Franz, ungeachtet seiner scheinbaren Theilnahme an der Regierung, doch von Allem nicht mehr erfuhr, als man für gut erachtete ihn wissen zu lassen. Der Präsident jeder Hofstelle konnte nach seiner Willkür handeln. Um nicht ein Sklave seines Dienstes sein zu müssen, kontrolirte er die Hofräthe weniger strenge; diese betrugen sich wieder aus der nämlichen Ursache nachsichtsvoll gegen ihre Untergebenen, und so ging es bis zum letzten Schreiber herab. Eine so gänzliche Entfernung des Kaisers von den Geschäften erzeugte den drückendsten Stellendespotismus, der so weit ging und sich so offen geltend machte, daß man in Wien allgemein überzeugt war, man müsse, um etwas von einer Hofstelle zu erlangen, nur die Genehmigung des Präsidenten und des referirenden Hofrathes zu erhalten suchen; denn wollten diese nicht, so würde man abgewiesen, wenn auch der Monarch die Gewährung des Gesuches zehnmal versprochen und zugesagt habe. Es gab wohl Beispiele, daß Franz II. gnädig sein Wort gab,

dies oder jenes solle geschehen, und das mit dem kaiserlichen Worte Bekräftigte dennoch unterblieb; aber keines, daß je verweigert worden wäre, was der Präsident oder der Hofrath zugesagt hatte.

Um den Kaiser zu verhindern, daß er nicht doch einmal darauf verfalle, sich mit dem Wesentlichen der Geschäftsleitung abgeben zu wollen, war man unabläßig bemüht, ihn mit kleinlichen Unterhaltungen in seinem häuslichen Zirkel zu beschäftigen, wozu die Kaiserin treulich mitwirkte. Diese Frau, welche ihren Gemahl mit ehelicher Treue und Zärtlichkeit liebte und auch jedes Jahr mit einem Pfande ihrer Liebe beschenkte, die kein größeres Glück kannte, als den Kaiser stets an ihrer Seite zu haben, und sich so ungerne von ihm trennte, daß sie ihn bei allen öffentlichen Funktionen, welche durch ihn als Kaiser und König persönlich und nicht durch Stellvertreter verrichtet werden mußten, begleitete, was sonst nicht gewöhnlich war; diese Frau hatte keinen andern Gedanken, als stets neue Unterhaltungen und Spiele zu erfinden, um ihrem Gemahl die Langeweile zu vertreiben und ihn so an ihrer Seite festzuhalten. Im Sommerschlosse zu Larenburg, dem Lieblings-

aufenthalte beider Majestäten, wurden Marionettenspiele aufgeführt; auch von der Hofdienerschaft, dem Kaiser und der Kaiserin selbst allerlei Possen, Lust- und Singspiele, in denen die Monarchin manchmal die Hauptrollen spielte, immer zur vollsten Zufriedenheit aller Zuschauer, wie sich dies von selbst versteht. Da jedoch diese Divertissements nur den Abend ausfüllten, der Tag aber auch angenehm und kurzweilig zugebracht sein wollte, so wußte das erfinderische Genie der kaiserlichen Frau die langsam schleichenden Stunden durch allerlei Ergötzlichkeiten zu beflügeln. Man fing mit der Angel Fische, fuhr in Kähnen auf dem Teiche herum, wobei Seine Majestät der Kaiser das Ruder sehr geschickt zu führen wußte, spielte dann wieder zur Abwechselung blinde Kuh oder Versteckens und verscherzte so in aller Unschuld den größten Theil des Tages. Zu den letztern Unterhaltungen wurden, weil sich blinde Kuh und Versteckens selbander doch nicht spielen ließen, die Kammermädchen oder, wie sie in der wiener Hofsprache heißen, Kammermenscher und einige vertraute Günstlinge aus dem geheimen Kabinete und der Dienerschaft beigezogen, die später plan-

derten und sich der ihnen zu Theil gewordenen hohen Gnade zu rühmen nicht verfehlten.

Eine solche kaiserliche Unterhaltung soll die Veranlassung gewesen sein, die einem verdienstvollen, würdigen und berühmten Manne das allerhöchste Mißfallen zuzog und denselben aus seiner Wohnung im Palaste verbannte. Der Freiherr van Swieten, welcher sich in Oesterreich so große Verdienste um Literatur und Aufklärung erworben, unter Joseph das Präsidium der Studien- und Zensurhofstelle und die Würde eines k. k. Hofbibliothekars bekleidet, unter Leopold, eben jener Verdienste wegen, die erstere Stelle wieder verloren hatte und unter Franz ganz vernachlässigt wurde, hatte im Gebäude der k. k. Bibliothek seine Wohnung, von der einige Fenster in den zwischen der Bibliothek und der eigentlichen Burg befindlichen Garten gingen. Da er ein großer Freund der Musik und selbst guter Klavierspieler und geschickter Tonsetzer war, so fanden bei ihm öfter musikalische Aufführungen Statt, bei welchen die Werke der besten Meister exekutirt wurden. Nun fügte es sich, daß an einem solchen Tage, da eben eine große Musikaufführung bei dem Baron eine Ge-

sellschaft von ein Paar hundert Personen versammelt hatte, Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin sich in dem Garten erlustigten — der Kaiser, indem er den künftigen Thronfolger, den kleinen Erzherzog Ferdinand, in einer Schiebtruhe herumfuhr. Einer der Gäste des Barons sah dieses Spiel, und rief zum Fenster hinaus, was er allerdings besser hätte bleiben lassen sollen: „Ein Kaiser könnte sich auf eine anständigere und nützlichere Art beschäftigen“ — wahrscheinlich nicht, damit es der Kaiser hören sollte, aber doch so laut, daß diese Stimme aus der Luft wie ein Donnerschlag in den kaiserlichen Ohren erschallte. Man wußte nicht gleich, woher sie kam, forschte überall nach, und wurde endlich nach langem Hin- und Herrathen einig, daß sie nirgends anders habe herkommen können, als aus der Wohnung des Freiherrn van Swieten. Sogleich am nächsten Tage wurde derselbe zum Monarchen berufen, welcher ihm seinen allerhöchsten Unwillen über diese Frechheit bezeugte, und ausdrücklich von ihm verlangte, bei Vermeidung gänzlicher Ungnade den Verwegenen zu nennen, der sich erkühnt hatte, die Unterhaltung des Kaisers auf eine so ungezogene

Art zu tadeln. Van Swieten entschuldigte sich mit seiner vollständigen Unkenntniß des Vorfalls, und zeigte die Unmöglichkeit, dem Verlangen des Monarchen Folge leisten zu können, indem er unter so vielen Menschen das Thun und Lassen jedes einzelnen nicht habe bemerken können, und noch weniger zu wissen im Stande sei, wer in jenem Augenblicke am Fenster gestanden. Lange wollte Franz diese sehr gegründete Entschuldigung nicht gelten lassen. Endlich stand er doch von seiner Forderung ab; allein der Baron van Swieten wurde mit sichtbarem Zeichen des Mißfallens entlassen, und erhielt noch am nämlichen Tage den Befehl, seine Wohnung zu räumen.

Es würde vielleicht doch gefährlich gewesen sein, den Monarchen fühlen zu lassen, daß er nur den Namen eines Herrschers führte, seine Günstlinge aber die Gewalt eines solchen besäßen. Man suchte daher Seine Majestät in der Meinung, als herrschte sie durch ihre Minister, vermittelst des Kunstgriffes zu erhalten, daß man sie eine Menge unwesentlicher Aenderungen machen ließ. Darunter gehörte nun bald die Absonderung dieser oder jener Stellen von einander, bald wieder die Ver-

einigung einiger bisher getrennten; die Umschaffung der ehemaligen böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in das Direktorium, und mehr dergleichen, woraus nicht der geringste Vortheil für den Gang der Geschäfte erwuchs. Mit solchen und ähnlichen wichtig scheinenden Kleinlichkeiten beschäftigte man den guten Kaiser, und hielt ihn dadurch ab, sich mit den wesentlichen Regierungsgeschäften zu befassen.

Nie wurden im Ministerium und bei Besetzung der Präsidenten- und anderer hohen Stellen so viele Veränderungen getroffen, als unter der Regierung des Kaisers Franz. Mancher Präsident war kaum einer Behörde vorgesetzt worden, und hatte eben erst Zeit gehabt, sich mit dem Gange der Geschäfte seines Departements bekannt zu machen und einige Routine zu erlangen, als er auch schon wieder abgesetzt oder befördert wurde, je nachdem er den allgewaltigen Lenkern des Staatsruders mehr oder weniger mißfiel. Das Direktorium hatte in Zeit von höchstens drei oder vier Jahren die Direktorialminister: die Grafen Leopold Kolowrat, Rottenhan und Lasczansky. Daß nicht Sorge für das allgemeine Wohl diesen viel-

fältigen Veränderungen zum Grunde lag, ist keinem Zweifel unterworfen. Diese prüft erst sorgfältig, ehe sie einen wichtigen Posten vergibt, und entläßt oder befördert nicht so leicht. Aber in keinem Staate sind Ehrenstellen schwankender, als wo zwei oder drei Günstlinge das Ruder führen. Jeder will nur seine Geschöpfe befördert wissen, und so ist die Kabale in rastloser Thätigkeit, und stürzt bald diesen, bald jenen, je nachdem die Machthaber es ihrem persönlichen Vortheile und der Erhaltung ihrer eigenen Größe für dienlich erachten.

Das Beste, was in dieser Periode der Regierung Kaisers Franz II. geschah, ist der Entwurf eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches, da das josephinische höchst unvollständig, unbestimmt, mit einem Worte, äußerst fehlerhaft war. Hier befolgte Franz unstreitig einen zweckmäßigern Plan, als Joseph, welcher seine Gesetze von einem einzigen Manne, dem Hofrathe Kees, machen ließ. Diesem Rechtsgelehrten konnte man zwar viele Kenntnisse, Geschicklichkeit, Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit nicht absprechen, aber seine Kräfte reichten, als die eines Einzelnen, zu einem

solchen Werke doch nicht hin. Franz hingegen ernannte sehr weislich eine eigene Kommission, welche die bestehenden Gesetze untersuchen, das Fehlerhafte daran verbessern, das Mangelnde ergänzen sollte. Sobald das Gesetzbuch entworfen war, mußte es an alle Gerichtsstellen zur Einsicht geschickt werden, welche ihre Bemerkungen über selbes schriftlich mitzutheilen hatten, hauptsächlich aber anzeigen mußten, ob die Gesetze auf alle ihnen vorgekommenen Fälle paßten. Es ließ sich erwarten, daß dieser neue Koder die alten von Maria Theresia und Joseph herrührenden Gesetzbücher an Vollkommenheit sehr weit übertreffen würde. Wenn er nicht den ersten Platz unter den besten behauptete, so war dies vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß die Mitglieder der Kommission, welche die Gesetze entwarf, mehr Rechtsgelehrte als Philosophen waren. Indessen sah man doch aus diesen legislatorischen Anordnungen, wie geneigt Franz war, wirklich gute Rathschläge zu befolgen; man sah daraus, daß er recht gerne das Wohl seiner Staaten befördern mochte, und daß Oesterreich bei dem vor-

trefflichen Herzen, das er von der Natur erhielt, unter seiner Regierung sehr glücklich werden konnte, wenn ihm lauter rechtschaffene und weise Rathgeber zur Seite standen.

Anhang.

trefflichen Herzen, das er von der Natur erhielt, unter seiner Regierung sehr glücklich werden können, wenn ihm immer rechtschaffene und weise Rathgeber zur Seite standen.

Anhang.

Die Ankunft des Kaisers Franz bei der Armee hatte ihr Unglück gebracht — so schien es; denn Pichegru, der den Oberfehl über die französische erhalten, erfocht einen Sieg nach dem andern, eroberte die Niederlande, drängte die Oesterreicher über die Maas und rückte immer weiter in Deutschland vor. In Wien schrieb man die Schuld dieser mißlichen Ereignisse dem Prinzen Albert zu, nahm ihm deshalb das Kommando ab und ernannte den Grafen Clerfayt an seine Stelle. Aber auch dieser General konnte sich mit einer geschwächten, durch immerwährenden Kampf abgematteten Armee gegen einen siegreichen Feind nicht halten. Ob er ihm gleich hartnäckigen und tapfern Widerstand leistete, so mußte er endlich doch über den Rhein zurück gehen, und Trier, Köln, Koblenz, mit einem Worte, ganz Deutschland jenseits des Rheines fiel in die Hände der Franzosen.

Im Beginne des Jahres 1796 erfochten die kaiserlichen Waffen einige Erfolge. Pichegru hatte Holland erobert. Im Frühjahre belagerte er Mainz und bezog ein verschanztes Lager daselbst, welches für uneinnehmbar gehalten wurde. Clerfayt eroberte dieses Lager, schlug die Franzosen über Coblenz und Trier zurück und war im Vorrücken begriffen, da auch Wurmser, welcher wieder bei der Armee angestellt worden, Mannheim genommen hatte und gegen das Elsaß vordrang. Plötzlich wurde Clerfayt abgerufen und Prinz Albert, an dessen Seite sich der Erzherzog Karl befand, erhielt wieder den Oberbefehl. Doch auch er kommandirte nur sehr kurze Zeit, indem bald darauf der Erzherzog Karl die Führung der Armee in Deutschland übernahm, Wurmser aber die Oberbefehlshaberstelle in Italien erhielt.

Erzherzog Karl hatte schon vorher in einigen Feldzügen Proben eines großen persönlichen Muthes abgelegt. Er gewann dem Feinde noch einige leichte Vortheile ab, als Pichegru von der Armee abgerufen und durch Jourdan ersetzt wurde, welcher den Befehl, über den Rhein zu gehen, vollzog, die Oesterreicher schlug, über Frankfurt, Würz-

burg und Nürnberg zurückdrängte und bis nahe an die Grenzen von Böhmen vorrückte, während Moreau von einer andern Seite über München vordrang, um sich mit Jourdan zu vereinigen. Diese bedenkliche Lage Deutschlands hatte schon im vorigen Jahre Preußen bewogen, zu Basel einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen. Fast das ganze nördliche Deutschland trat demselben bei, und um sich gegen alle Einfälle, von der einen Seite sowohl als von der andern, zu schützen, wurde unter der Garantie Preußens eine bewaffnete Demarkationslinie gezogen. Jetzt, da auch das südliche Deutschland nicht nur bedroht, sondern wirklich schon größten Theils in feindlichen Händen war, hatten die kleinen Fürsten des heiligen römischen Reiches nichts Angelegentlicheres und für das Wohl ihrer Staaten Vortheilhafteres zu thun, als sich von ihrem Oberhaupte abzusondern und mit Frankreich Separatfriedensschlüsse einzugehen. Dies thaten Baden, Würtemberg und mehre andre.

Oesterreich stand nun beinahe allein im Kampfe gegen Frankreich und mußte daher alle seine Kräfte anstrengen, um nicht gänzlich zu unterliegen; denn hätte die Vereinigung Moreau's mit Jourdan statt=

gehabt, so würde vielleicht von Böhmen her schon ein Jahr früher bewirkt worden sein, was ein Jahr darauf von Italien her geschah. Die Gerüchte, welche sich bis nach Wien verbreiteten, daß Jourdan gegen Böhmen vorrücke, erregten nicht geringe Unruhe. Alles wurde aufgeboten, dem Feinde einen festen Damm entgegenzustellen. In allen Provinzen wurden gewaltsame und freiwillige Rekrutirungen angestellt, und Wien selbst errichtete ein zweites Korps, unter dem Namen: Wiener Freiwillige, von denen die meisten sich selbst verpflegten, die übrigen aber von den potriotischen Bürgern durch Beiträge erhalten wurden. Um den Enthusiasmus noch mehr anzufachen, wurde in dem großen Redoutensaale eine Kantate „der Retter in Gefahr“ gegeben und der Betrag des Eintrittsgeldes für dieses Freikorps bestimmt. In dieser Kantate erlaubte man sich einige Ausfälle auf diejenigen Fürsten, welche, um sich zu retten, Frieden mit Frankreich geschlossen hatten.

Während man in Wien singend und betend bemüht war, den Feind zu schlagen, gelang es dem Erzherzog Karl, bei Teiningen einen glänzenden Sieg über Jourdan zu erfechten. Nun ge-

wannen die Sachen eine andere Gestalt. Die Franzosen wurden eben so schnell, fast noch schneller zurückgeworfen, als sie vorgedrungen waren, Mannheim und Kehl ihnen abgenommen und sogar das Elsaß bedroht.

Groß war die Freude in Wien über die glückliche Rettung der österreichischen Staaten vor einem feindlichen Einfalle, und noch größer der Dank — nicht gegen den Erzherzog Karl und seine tapfere Armee — sondern gegen die Mutter Gottes in Maria Zell. Nebst den öffentlichen Dankgebeten, welche in den Kirchen gehalten wurden, verordnete Kardinal Migazzi eine feierliche Wallfahrt nach der Residenz dieses Gnadenbildes, um der heiligen Jungfrau Maria zu danken, daß Oesterreichs Krieger mit ihrem Blute den glänzenden Sieg erkämpft haben. Ein solches Schauspiel hatte man in Wien seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen. Der Kardinal-Erzbischof selbst führte die frommen Wallfahrter in einer feierlichen Prozession aus der Stadt, und zog mit denselben auch wieder unter dem nämlichen heiligen Prunke ein. Leute aus allen Ständen, eine zahllose Menge, machten den Zug mit; einige aus wahrer Andacht, andere

aus Neugierde, die meisten, um die günstige Gelegenheit zu einer Lustreise zu benützen. Aber nicht bloß die Einwohner von Wien bemühten sich, der Mutter Gottes zu Zell ihre Aufwartung zu machen, sondern auch der Kaiser und seine Gemahlin fuhren, nachdem sich beide Majestäten, wie billig, durch die Prozession vorher bei der Himmelskönigin hatten ansagen lassen, acht Tage später dahin, um sich bei diesem wunderthätigen Bilde zu bedanken, daß es die österreichische Monarchie in seinen blauen Mantel schützend eingehüllt habe. Migazzi äußerte über diesen Beweis kindlicher Andacht gegen Marien ein besonderes Wohlgefallen.

Indeß sich der Erzherzog Karl bemühte, den Feind mehr und mehr aus Deutschland zu verdrängen, wurde zwischen Oesterreich und der Republik ein Waffenstillstand unterhandelt und geschlossen, der sich jedoch nicht auf den Krieg in Italien bezog. Oesterreich hatte Erholung und Zeit zum Sammeln neuer Kräfte nöthig, und Frankreich war überzeugt, daß es, um dem langwierigen Kampfe ein Ende zu machen, von einer Seite einen entscheidenden Schlag ausführen müsse. Durch Jourdan's Niederlage war der Plan, durch Böhmen ge-

gen Wien vorzudringen, vereitelt worden. Man wollte also versuchen, ob dies von Italien her könnte ausgeführt werden. Um es mit Nachdruck und glücklichem Erfolge bewirken zu können, mußte Frankreich einige Zeit Deutschland aus dem Spiele lassen, und alle seine Kräfte nach Italien ziehen. Deswegen ließ es sich zur Unterhandlung eines Waffenstillstands für Deutschland willig finden, welchen Oesterreich, jedoch aus ganz andern Absichten, sehr gern einging, aber sicher nicht eingegangen wäre oder hätte eingehen sollen, wären ihm Frankreichs Plane bekannt gewesen.

Sogleich nach Abschluß des Waffenstillstandes zog Frankreich in möglichster Stille und so verborgen, als es sich nur immer thun ließ, den größten Theil seiner Macht aus Deutschland und verstärkte damit die Armee in Italien, während Oesterreich seine Truppen ruhig in Deutschland stehen ließ, ohne nur daran zu denken, daß es sie zur bessern und glücklicheren Fortsetzung des Krieges in Italien brauchen könnte; ohne nur zu ahnen, daß Frankreich im Sinne haben könne, die nun in Deutschland unnöthigen Truppen auf dem noch geöffneten Kriegsschauplatze in Italien auftreten zu lassen.

Der Krieg in Italien wurde die ganze Zeit hindurch mit abwechselndem Glücke geführt, ohne daß sich einer der beiden Theile wesentlicher Vortheile rühmen konnte. Die kaiserlichen Oberfeldherren wechselten so oft ab, daß beinahe auf jeden Feldzug ein anderer kam. War die Armee unter einem aufgerieben worden, so schickte man eine andere unter einem neuen Generale hin, und so ging es fort, bis endlich im Februar 1797 der Erzherzog Karl vom Rheine nach Italien abgerufen wurde, um daselbst den Oberbefehl zu übernehmen.

Die Franzosen hatten, ehe Bonaparte zur Armee kam, in Italien nicht festen Fuß gefaßt. Unter diesem großen Manne aber erfochten sie Sieg auf Sieg und entrissen den Kaiserlichen in kurzer Zeit die ganze Lombardei. Dies war die Veranlassung, warum man den Erzherzog hinsendete; denn man hoffte, der Besieger Jourdans werde auch Bonaparte schlagen. War es die gewöhnliche Weisheit des wiener Kabinetes, oder war es Plan der innern heimlichen und öffentlichen Feinde des Erzherzogs, welche den jungen Helden um seinen Ruhm beneideten, oder wollte man das

Beispiel Friedrichs des Großen nachahmen, der im siebenjährigen Kriege seinen Bundesgenossen vierzigtausend Mann Verstärkung versprach und den berühmten General Ferdinand von Braunschweig allein schickte; genug, man beging den Fehler, den Erzherzog Karl, statt an der Spitze einer beträchtlichen Armee, ganz allein nach Italien zu senden, um mit dem mehr als zur Hälfte zusammengeschmolzenen daselbst befindlichen Heere, das durch die vielen Niederlagen muthlos gemacht war, einen mächtigen, sieggewohnten Feind unter der Anführung eines Mannes, wie Bonaparte, zu schlagen.

Der Erzherzog kam in Italien an und fand die Unordnung über alle seine Erwartung groß, die Armee in beständigem Rückzuge begriffen, ohne Kampflust, unzufrieden und mißvergnügt über die endlosen Strapatzen und Beschwerlichkeiten, welche sie nebst dem Feinde zu bekämpfen hatte. Was konnte der brave Erzherzog mit aller Anstrengung unter solchen Umständen ausrichten? Fruchtlos war sein Bemühen, den Feind so lange aufzuhalten, bis die Verstärkung, um welche er dringendst angesucht hatte, zu ihm stoßen konnte. Bonaparte

trieb ihn nach einigen Gefechten, in denen die Kaiserlichen stets den Kürzern zogen, durch Kärnthen, Krain, Steiermark bis nach Bruck an der Mur vor sich her, und nöthigte ihn, das Hauptquartier der italienischen Armee nach Wien zu verlegen.

Allgemein und groß war die Bestürzung, als man in Wien mit einem Male die Nachricht hörte, Bonaparte — er, den man noch tief in Italien vermuthete — sei nur noch neunzehn Meilen von der Residenzstadt entfernt. Man sollte glauben, daß diese Neuigkeit keine unerwartete war; aber sie war es, und glich einem Blitzstrahl, der aus unbewölkter, blauer Luft niederfährt und zündet. Wie hätte auch das Publikum darauf vorbereitet sein sollen, da es den Stand der Dinge erst erfuhr, als die Unmöglichkeit eintrat, ihn länger verbergen zu können? Vom Anfange des Krieges bis zum Ende desselben erhielt es auch nicht einen ausführlichen wahren Bericht über die Vorfälle desselben. Nur die Siege der Oesterreicher wurden ihm mit den unbedeutendsten Details mitgetheilt. Man war, besonders während der ersten Feldzüge, so sehr darauf bedacht, den erlittenen

Verlust zu verkleinern und that dies mit solcher Uebertreibung, daß selbst die verblendetsten wiener Erzpatrioten darüber stutzten und kleine Bedenklichkeiten empfanden. Wurde der Verlust, wie ihn die kaiserlichen Kriegsberichte oder sogenannten Extrablätter angaben, berechnet, so ergab sich, daß Oesterreich in diesem Kriege höchstens dreißigtausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor. Der Hofkriegsrath mußte sein Publikum für sehr leichtgläubig und unaufmerksam halten, wenn er der Meinung sein konnte, daß man solche Angaben für baare Münze nehmen und aus den ungeheuern Rekrutirungen, die jährlich in allen Provinzen zur Ergänzung der Regimenter vorgenommen wurden, keine Folgerungen ziehen werde, die sich Jedem von selbst aufdrangen.

Nach eben diesen Kriegsberichten wurden die kaiserlichen Truppen nicht ein einziges Mal geschlagen, sondern sie fanden es entweder nur für gut, ihre Position zu ändern oder wurden höchstens zurückgedrückt. Ein Witzling äußerte darüber, aus den „Extrablättern" gehe deutlich hervor, wie sehr die Oesterreicher von den Franzosen an Höflichkeit übertroffen werden; denn jene

begingen immer die Grobheit, diese zurückzuschlagen und zu werfen, die artigen Franzosen aber drückten bloß zurück.

Dieses ängstliche und doch fruchtlose Verheimlichen des eigenen Verlustes ließ sich durch keine, auch nur halbwegs gegründete Ursache entschuldigen, außer daß man vielleicht überzeugt war, man führe keinen sehr gerechten Krieg, und sich scheute, der Nation zu sagen, wie viel Volkes aufgeopfert wurde, um etwas zu behaupten, das auf das Wohl des Landes nicht den geringsten Einfluß hatte.

Wollte man aber durch die Uebertreibung der Siege, die Verkleinerung der Verluste, die Vorspiegelung des Glückes, welches alle Unternehmungen der kaiserlichen Waffen begleitete, das Publikum betäuben und es verhindern, über die Veranlassung eines Krieges nachzudenken, dessen Urheber es verwünscht haben würde, wenn es den wahren Sachverhalt in Erfahrung gebracht hätte, so bedachte man nicht, daß man durch alle diese offiziellen Lügen im Grunde doch nichts gewann. Der Dümmste sah ein, daß selbst der glücklichste Krieg nicht ohne irgend einen Verlust ablaufen

könne; daß in jedem Gefechte, welches acht, zehn und mehre Stunden dauert, in dem sich also der Feind tapfer wehrt, etwas mehr als zwanzig, höchstens dreißig Todte bleiben müssen, vorzüglich einer so gut bedienten Artillerie, wie der französischen, gegenüber. Man fing daher an, selbst den wahren Berichten gar nicht oder doch nicht ganz zu glauben, und der größte Theil des Publikums bezweifelte später selbst die glänzenden österreichisch-russischen Siege zur Hälfte.

Aber nicht bloß das Publikum allein, sondern selbst der Kaiser wurde durch falsche Berichte getäuscht, und man hielt vor ihm den mißlichen Zustand seiner Armee so viel als möglich verborgen. Wenigstens war dies der Fall bei der italienischen, wie folgende Thatsache beweiset.

Ein kaiserlicher Oberoffizier wurde von seinem kommandirenden Generale mit Depeschen an den Hofkriegsrath nach Wien gesendet, und erhielt zugleich den Auftrag, dem Kaiser die bedenkliche Lage der österreichischen Armee in Italien mündlich zu schildern. Franz empfing ihn mit einer sehr heitern Miene und fragte ihn zufrieden lächelnd: „Nun, wie geht's in Italien?“ — Der

biedere Soldat wunderte sich nicht wenig, wie Seine Majestät bei den betrübten Nachrichten, welche er überbracht hatte, so fröhlichen Gemüthes sein konnte. Noch mehr befremdete ihn die Frage, welche in einem Tone geschah, der eine schon bekannte erfreuliche Antwort noch einmal zu erwarten schien, da doch in den mitgebrachten Depeschen nur Unglücksbotschaften enthalten waren. Da der Offizier es für seine Pflicht hielt, dem Monarchen auf seine Frage die reine Wahrheit zu antworten, so machte er eine treue Schilderung von der Lage, in welcher sich die Armee in Italien befand, und berichtete, wie die Sachen wirklich standen. Das heitere Gesicht des Kaisers verfinsterte sich plötzlich, und er unterbrach den Erzähler mit sichtbarem Unwillen, indem er sagte: „Ich sehe, Sie gehören auch zu den Unzufriedenen bei der Armee. Das ist nicht wahr, was Sie mir da sagen. Ich habe bessere Nachrichten. Ich hätte Lust, Sie geschlossen zur Armee zurück zu schicken.“ Mit diesen Worten entließ er den äußerst betroffenen Offizier, welcher noch am nämlichen Tage beordert wurde, augenblicklich zur Armee zurückzukehren.

Bei solchem Spiele, das man sich mit dem Monarchen, mit der Armee, mit der ganzen Nation erlaubte, war es kein Wunder, daß Frankreichs Waffen überall siegreich waren. Die Eroberung Italiens wurde Bonaparte ungemein dadurch erleichtert, daß die Unordnung bei der kaiserlichen Armee auf einen fast unglaublichen Grad gestiegen war. An dem Tage derjenigen Schlacht, welche das Schicksal Mantua's entschied, war die kaiserliche Armee mitten im heftigsten Feuer und das Gefecht eben auf dem Punkte, da von einigen geschickten Dispositionen der Sieg abhing, als sowohl vor als hinter der Fronte gar keine Generale mehr gegenwärtig waren. Man kämpfte ohne Plan, denn niemand ordnete den Streit. Die Flügeladjutanten, die Offiziere vom Generalstabe sprengten auf und nieder, um Jemanden zu finden, der ihnen Verhaltungsbefehle geben könnte; aber ihre Mühe war fruchtlos. Endlich ritt ein Major vom Generalstabe in gestrecktem Trabe nach Mantua, um vom General Wurmser Ordre zu holen. Hier konnte er kaum durch alle die Generale durchkommen, welche ganz ruhig unter dem

Thore den Ausgang der Schlacht abwarteten und ihn fragten, wie es stehe.

In diesem Zustande traf der Erzherzog die Armee in Italien an, und eben diese Lage, in welcher er, ohne die geringste Verstärkung mitzubringen, den Oberbefehl übernehmen mußte, entschuldigt nicht nur seinen Rückzug aus Italien, sondern es vergrößert selbst seinen Ruhm, daß er dessen ungeachtet dem Feinde jeden Schritt streitig machte.

Daß Bonaparte zu Bruck an der Mur stand, daß das Hauptquartier des Erzherzogs zu Wien war, konnte man nun nicht mehr verhehlen; denn man mußte jetzt öffentlich Anstalten treffen, Alles, was Hof- und Staatssachen waren, auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen. Alle Stellen mußten so schleunig als möglich ihre Archive und Kassen einpacken und sich theils nach Böhmen, theils nach Mähren, theils nach Ungarn flüchten. Selbst in der Burg war Alles zur Flucht gerüstet; eine Menge von Adel hatte sich schon entfernt — kurz, niemand zweifelte, nach den Anstalten, die er von oben herab treffen sah, daß die Franzosen sicher nach Wien kommen würden. Wenn Ruhe und

Gegenwart des Geistes in dem Augenblicke der Gefahr den großen Mann charakterisiren, so durfte damals in Wien kein Mitglied des Ministeriums auf diesen Namen Anspruch machen. Verwirrung und Schrecken hatten sich aller bemeistert. Man war nur darauf bedacht, sich durch die Flucht zu retten; aber keinem fiel es ein, auf Mittel zu denken, die Gefahr, welcher man entfliehen wollte, abzuwenden. Hätte Bonaparte wirklich die Absicht gehabt, nach Wien zu kommen, niemand würde ihn in den ersten Tagen des Schreckens daran verhindert haben. Erst als Graf Merveld die Nachricht von dem ersten Waffenstillstande, der auf vierzehn Tage geschlossen wurde, nach Wien brachte, fing man an, sich von dem Schrecken zu erholen und auf Vertheidigungsanstalten zu denken.

Am 3. April wurde die Bürgerschaft auf das Rathhaus berufen, wo Graf Saurau, als Regierungspräsident, in Gegenwart des Stadthauptmanns, Grafen von Kuefstein, und sämmtlicher Magistratsräthe eine feierliche Rede hielt, in der er unter Anderm sagte: „Seine Majestät erwarten bei diesen gefahrvollen Umständen von der Liebe und Treue ihrer gutgesinnten Bürger der Stadt

Wien, daß sie, ihres Bürgereides eingedenk, in dem Augenblicke, wo es sich um ihr Eigenthum, ihre Religion, ihre Verfassung, um die Ehre und das Leben ihrer Familie, ja um ihr eigenes Leben handelt, sich nicht weigern werden, alle insgesammt die Waffen zu ergreifen, dem Feinde entgegen zu ziehen, und ihn abzuhalten, sich der Residenzstadt des Monarchen zu nähern.“ Nachdem Graf Saurau geendet, herrschte tiefe Stille in der Versammlung. Nach einer ziemlich langen Pause schwang endlich ein Bürger, Namens Losert, Kaffeesieder im weißen Ochsen, den Hut und rief: „Ja! ein jeder ehrlicher Bürger muß hinaus! Wir sind schuldig, Gut und Blut für den Monarchen aufzuopfern. Ich ziehe gegen den Feind, und wer ein rechtschaffener Bürger ist, der folge mir nach. Es lebe der Kaiser!“ — Keine Stimme wiederholte diesen Ausruf, und Jeder schwieg.

Als nun Graf Saurau die Bürger ersuchte, ihm ihre Gesinnungen kund zu machen, nahm Schulz, Grundrichter in der Alstergasse, ein Mann, der sich durch viele patriotischen Handlungen ausgezeichnet hatte, das Wort und sagte: Die Bürgerschaft sei bereit, Alles, was in ihren

Kräften stehe, zur Vertheidigung der Stadt beizutragen. Dieses habe sie geschworen und werde auch den Eid mit ihrem letzten Blutstropfen besiegeln. Aber man könne von ihr nicht fordern, daß sie die Stadt, ihre Familien und Gewerbe verlassen sollte, um dem Feind an die Grenze entgegen zu ziehen, denn dazu habe sie sich durch keinen Eid verpflichtet. Der Adel besitze mehr Eigenthum, als der Bürgerstand, habe also auch mehr Verbindlichkeit, als dieser, die Waffen zu ergreifen und dem Feinde entgegen zu rücken, welches er um so leichter thun könne, als er keine Gewerbe treibe, folglich ihm an seiner Nahrung nichts entgehe, was doch der Fall bei dem Bürger sei, der sammt seiner Familie kein Brod habe, sobald sein Gewerbe stocke. Es sei unbillig, von der Bürgerschaft zu fordern, daß sie ihr Leben zur Vertheidigung des Eigenthums des Adels aufopfern solle, während dieser über Hals und Kopf aus der Stadt flüchte und sein Leben zu retten suche. Man solle daher dem Adel auftragen, da es ihn ohnedies am meisten betreffe, folglich ihm auch am ersten zukomme, an die Grenze zu ziehen und den Feind vom weitern Vorrücken abzuhalten. Diese

letzte Forderung mäßigte ein anderer Bürger, Namens Jungwirth, dahin, daß bloß die Dienerschaft des Adels für die Armee ausgehoben werden solle; diese sei bisher vor der Rekrutirung ganz geschützt gewesen, da man doch ohne alle Schonung dem Bürger oft die zu seinem Gewerbe brauchbarsten Leute weggenommen habe, ungeachtet die Bedienten und Lakaien die unnützesten Menschen im Staate seien.

Graf Saurau erwiederte, es sei schon der Befehl gegeben worden, daß die herrschaftlichen Bedienten als Rekruten sollten ausgehoben werden; auch habe man Anstalt getroffen, daß sich kein Adelicher mehr aus der Stadt entfernen dürfe, und von heute an bekäme keiner mehr einen Paß. Ungeachtet dieser Zusage entfernten sich jedoch die meisten Edelleute, und in jeder Nacht fuhren einige Wagen voll flüchtiger Ritter, Freiherren und Grafen in vollem Galoppe davon.

Am 4. April Morgens verbreitete sich das Gerücht, der Friede sei geschlossen. Allgemeiner Jubel erschallte durch die ganze Stadt, und Einer erzählte dem Andern voll Vergnügen diese Neuigkeit, oder ließ sich dieselbe, wenn er sie auch neun

Mal gehört hatte, zum zehnten Male wieder erzählen. Aber bald trat ängstliche Bestürzung an die Stelle der Freude, als man Nachmittags an allen Kirchthüren ein Plakat angeschlagen fand, in dem der Kaiser dringend Alle und Jede zur Vertheidigung der Stadt aufforderte.

Am 5. wurden die Studenten der Universität zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen. Die Professoren Zeiler und Watterot bezeigten sich bei dieser Gelegenheit am eifrigsten, den patriotischen Enthusiasmus der studirenden Jugend anzuflammen. Alle diejenigen, welche Stipendien genossen, mußten sich einschreiben lassen; den übrigen wurde es frei gestellt, ob sie die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes vermehren wollten oder nicht. Fünfzehnhundert Musensöhne folgten der Trommel, darunter viele, welche ihre Waffen kaum tragen konnten, obgleich das Studentenkorps mit leichtern Gewehren versehen worden war. Alle, welche sich bereit erklärt hatten, dem Feinde entgegen zu rücken, zogen unter Musik und Gesang, den Professor Watterot an ihrer Spitze, durch alle Gassen der Stadt nach der Burg, wo beide Majestäten auf dem Balkon erschienen, mit den

tapfern Studenten in sehr gnädigen Ausdrücken sprachen und ihnen für ihren Eifer dankten. Von da ging der Zug nach der Wohnung der Erzherzogin Christina, welche sich ebenfalls mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ und ihren Muth und Patriotismus höchlich lobte.

Auch einige Bürger gaben die freiwillige Erklärung ab, an die Grenzen gegen den Feind ziehen zu wollen. Der Erste, welcher sich unter die Zahl dieser Bürger einschreiben ließ, war der Prinz von Würtemberg, ein Schwager des Kaisers, welcher auch den Oberbefehl über das sämmtliche österreichische Aufgebot erhielt. Indeß waren es nur zwei Innungen, nämlich die Kaufmannschaft und die Goldarbeiter — meistens jedoch nur Diener und Gesellen —, welche die Waffen ergriffen. Der größte Theil der Bürger weigerten sich standhaft, ihre Häuser zu verlassen und aus der Stadt zu gehen. Um jedoch zur Abwendung der allgemeinen Gefahr nach Kräften mitzuwirken, erklärten sie, daß sie alle diejenigen von ihren Leuten, welche sie bei ihren Gewerben entbehren könnten, zu dem Aufgebote schicken und auf ihre Kosten erhalten wollten. Nun sah man in der gan-

zen Stadt eine Menge junge und alte Leute, mit Schleifen von verschiedenen Farben, grünen Federbüschen oder Sträußen auf den Hüten, herumziehen und ihrer Kampflust durch lärmendes Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ Luft machen. Diejenigen, welche kein bürgerliches Gewerbe trieben oder nicht in Kanzleien angestellt waren und sich nicht unter die Freiwilligen aufschreiben ließen, wurden mit Gewalt unter die Regimenter gesteckt.

Man schätzte das freiwillige Aufgebot, welches bloß aus Wien gegen den Feind zog, auf fünfzehn bis zwanzig tausend Mann. So ansehnlich diese Zahl aus einer einzigen Stadt war, so konnte sie doch nicht hinreichen, dem Feinde nachdrücklichen Widerstand zu leisten und sein weiteres Vordringen zu verhindern. Es wurde daher ein gleicher Aufruf an das Landvolk erlassen und man bemühte sich, alle Söhne des Vaterlandes zur Ergreifung der Waffen zu bewegen.

Während man die Bewaffnung der Bürger und Bauern mit Lebhaftigkeit betrieb, wechselten die Gerüchte bald von Frieden, bald von Fortsetzung des Krieges mit einander ab. Jedermann hoffte den erstern, denn Jedermann wünschte ihn. Schon

erschien er unzweifelhaft, als die Einwohner von Wien mit einem Male neues Zittern und Zagen befiel. Die Kaiserin selbst hatte in der Kammer die Versicherung gegeben, der Friede würde geschlossen werden; man dachte also an keine Flucht mehr, als sie an einem Nachmittage eiligst den Befehl gab, sich für den andern Morgen sogleich zur Reise anzuschicken. Wirklich wurden auch die Erzherzoge und auch die Erzherzoginnen mit einer fast übertriebenen Eile, jene nach Prag, diese nach Pesth abgeschickt. In der kaiserlichen Burg standen die Wagen alle bepackt, bis auf das Anspannen zur Abreise bereit. Die Festungswerke wurden ausgebessert, Kanonen darauf gepflanzt, die Stadt mit Palisaden umgeben; ja sogar die von Kaiser Joseph auf dem Glacis angepflanzten Alleen sollten niedergehauen werden und der Magistrat konnte diese Zierde der Stadt nur retten, indem er sich durch ein feierliches Versprechen anheischig machte, im Falle der Noth alle Bäume in Zeit von zwei Stunden fällen zu lassen. Im Prater und auf dem Wienerberge wurden Schanzen aufgeworfen; das Militär mußte ein befestigtes Lager beziehen und die Bürgerschaft die Wachen in

der Stadt und auf den Festungswerken versehen. Alle Anstalten deuteten auf eine nahe bevorstehende Belagerung hin, und diese Meinung erhielt ihre volle Bestätigung durch ein Zirkular des Kaisers, in welchem er Jedermann zur Treue gegen ihn auch während seiner Abreise ermahnte und heilig versprach, den Schaden, welchen etwa ein Bombardement den Einwohnern an ihren Häusern zufügen sollte, aus seinem Privatvermögen zu ersetzen.

Keine Feder vermag das Bild von der grenzenlosen Angst zu entwerfen, welche alle Menschen in Wien befiel. Eine Menge Leute verließen ihre Wohnungen in den Vorstädten und begaben sich in die Stadt. Man sah sich zum Theil schon unter dem Schutte seiner eigenen Häuser begraben, sah sich bei einer gewaltsamen Einnahme der Stadt vom Feinde geplündert und mißhandelt, sah den Wohlstand, in dem man sich bisher befand, in das größte Elend verwandelt. Die Verheißung des Kaisers, den Schaden zu ersetzen, war ein geringer, war gar kein Trost für die Hauseigenthümer. Man hielt diese Verheißung für die Zusage eines wohlwollenden Fürsten, der in seiner Herzensgüte mehr verspricht, als er halten kann. Je-

der wußte, daß das Privatvermögen nicht groß genug war, um die Häuser einer einzigen Vorstadt zu bezahlen, und um so weniger hinreichen könnte, wenn ganz Wien, wie es bei einer hartnäckigen Vertheidigung zu erwarten stand, in einen Schutthaufen verwandelt werden sollte. Und wenn dieses Vermögen auch wirklich so bedeutend gewesen wäre, so hatte es ja schon der leidige Krieg aufgezehrt; denn zu Anfang desselben versprach ja der gütige Monarch gleichfalls, daß er, um sein Volk zu schonen, das ganze Familienvermögen zur Bestreitung der Kriegskosten hergeben wolle. Gewiß mußte davon schon im ersten Jahre nichts mehr vorhanden sein, indem man so beträchtlicher freiwilliger Beiträge benöthigt und schon im Jahre 1794 gezwungen war, drückende freiwillige Darlehen auszuschreiben.

Zu dieser Angst, welche die von außen drohende Gefahr in allen Gemüthern erzeugte, gesellte sich eine Verwirrung, welche beinahe noch schrecklichere Folgen von innen drohte. Um sowohl alle verdächtigen Personen zu entfernen, als auch im Falle einer Belagerung dem Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen, erschien am 7. April eine

Verordnung, vermöge welcher alle in Wien sich aufhaltenden Fremden binnen drei Tagen diese Stadt verlassen mußten. Diese verlangten nun von den Handlungshäusern, an welche sie angewiesen waren, die Auszahlung ihrer Wechsel in baarem Gelde oder ersuchten dieselben, die Bankozettel, welche sie in Händen hatten, gegen baar umzusetzen. Einige Banquiers schickten daher eine Summe von achtzig bis neunzig tausend Gulden in Papiergeld nach der Bank und verlangten dafür klingende Münze. Nach der bisherigen Uebung konnte man jederzeit für Bankozettel baares Geld fordern, indem sich die Bank schon bei Kreirung der Bankozettel verpflichtet hatte, dieselben auf jedesmaliges Verlangen der Besitzer gegen baares Geld einzulösen. Es wurde auch immer so gehalten. Selbst während des Türkenkrieges konnte man so viel Bankozettel als man wollte nach der Bank bringen, und man wurde in der Münzsorte bezahlt, die man wünschte. Daher kam der Kredit, in dem die Bankozettel bis dahin standen, und die große Verbreitung derselben. War es nun wirklicher Mangel an Baarschaft oder war die Unbehülflichkeit der Beamten daran Schuld, genug,

jetzt weigerte sich die Bank zu zahlen, unter dem schlecht ersonnenen Vorwande, daß die Rechnungen revidirt nnd abgeschlossen würden. Allein man wußte in Wien sehr gut, an welchen Tagen die Bank aus der eben angegebenen Ursache geschlossen zu sein pflegte. Da es eben kein solcher Tag war, so erregte diese Weigerung Aufsehen, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich in der ganzen Stadt die betäubende Nachricht, die Bank habe Bankerott gemacht. Dies war ein Donnerschlag in den Ohren eines Jeden. Es befand sich beinahe kein anderes Geld als dieses Papiergeld im Umlaufe, das bis jetzt noch immer vollen Kredit genossen hatte, theils weil man die ungeheure Menge desselben nicht kannte, theils weil man immer wähnte, man könne dafür, sobald man wolle, das baare Geld in der Bank erheben. Wer nun im Besitze von Bankozetteln war, wollte dagegen klingende Münze einwechseln. Viele tausend Menschen strömten in dieser Absicht der Bank zu; aber sie war verschlossen und das Thor mit Militärwache besetzt, die Jedem, der hinkam sein Papiergeld umzusetzen, den Eingang verwehrte.

Dieses Verfahren war gar nicht geeignet, den

Kredit der Bank wieder herzustellen; vielmehr mußte es denselben tiefer sinken machen, und in der That zweifelte auch niemand mehr, daß die Bank ihre Zahlungen eingestellt habe. Wer noch baares Geld hatte, hielt damit zurück. Wer immer etwas kaufte, wollte in Bankozetteln zahlen; aber die Verkäufer behielten lieber ihre Waare, als daß sie dieselbe gegen ein Papier, welches wenig oder gar keinen Werth mehr hatte, hergeben wollten. Man kann sich schwer vorstellen, welche Noth allgemein herrschte. Zwar erließ die Regierung eine scharfe Verordnung, daß niemand sich bei schwerer Strafe weigern sollte, die Bankozettel wie baares Geld anzunehmen. Allein diese Vorkehrung fruchtete nicht viel. Trat man in einen Kaufladen und schickte sich an, Einkäufe zu machen, so war die erste Frage, ob man Bankozettel habe. Bejahte man es, so entschuldigte sich der Kaufmann, er habe keine Münze, um den Ueberschuß herauszugeben zu können, und ließ den Käufer ohne Waare abziehen. Das Nämliche thaten die Bäcker, Metzger und andere Krämer. Wollte man ja etwas haben, so mußte man wenigstens um den Werth von fünf Gulden nehmen. Bei dieser Gelegenheit

spielte Jemand einem filzigen Tabakkrämer einen lustigen Streich. Er kaufte von ihm ein Loth seines Artikels und wollte auf einen Bankozettel von fünf Gulden den Ueberschuß in Münze. Der Krämer entschuldigte sich, daß er keine habe, indem er eben erst gewechselt hätte. „Können Sie mir wohl auf einen halben Souveränd'or herausgeben?“ fragte der Käufer und nahm denselben aus der Tasche. „Ich will zusehen,“ antwortete jener und zog eine Lade voll Münze hervor. Als er fünf Gulden aufgezählt hatte, strich der Käufer das Geld ein und legte dafür den Bankozettel hin, mit der Drohung, er werde den Krämer als einen Jakobiner bei der Polizei angeben, wenn er sich weigere, ihn anzunehmen, worauf der Andere ganz erschrocken um aller Heiligen willen bat, ihn nicht unglücklich zu machen.

Man konnte nicht ohne Mitleiden das Elend ansehen, welches diese wenigen Tage hindurch in Wien herrschte. Mit dem Gelde in der Hand konnten die armen Leute ihre Bedürfnisse nicht befriedigen, und hätte dieser Zustand nur noch kurze Zeit gedauert, so wären gefährliche Folgen für die öffentliche Ruhe daraus entstanden.

Glücklicher Weise traf man noch schnell genug Maßregeln, um dem Uebel abzuhelfen. In der Münze wurde Tag und Nacht an der Prägung der neuen Zwölfkreuzerstücke gearbeitet, und als ein hinlänglicher Vorrath fertig war, kündigte die Bank an, daß sie zu den gewöhnlichen Stunden unter folgenden Bedingungen die Bankozettel einlöse: Wer einen von hundert Gulden bringt, erhält fünfundzwanzig Gulden Münze, das Uebrige in kleinern Zetteln; für einen von fünfundzwanzig Gulden, fünf Gulden Münze, das Uebrige wieder in Papier; doch dürfe niemand öfter als einmal des Tages kommen.

Tausende drängten sich nun hin, um für ihr Papiergeld doch etwas Münze zu erhalten; aber diese Menge der Zuströmenden machte, daß Mancher, der sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, erdrückt zu werden, oft viele Tage umsonst ging, von früh Morgens bis spät in die Nacht wartete und doch nicht einmal bis zur Treppe gelangen konnte. Diese Vorkehrung der Bank stillte zwar einigermaßen die Unruhe im Volke, aber sie stellte den Kredit der Bankozettel nicht wieder her; denn obwohl die Bank fortfuhr, auf die gemeldete Art

einzulösen, so wollte doch von diesem Augenblicke an niemand mehr gerne Bankozettel einwechseln; man gab höchstens die schlechte Münze der Zwölfkreuzerstücke dafür.

In dieser gefahrvollen Lage gab Oesterreich den größten Beweis von seiner Anhänglichkeit und Liebe gegen den Monarchen. Das Aufgebot auf dem Lande hatte den besten Erfolg. Von allen Seiten strömten bewaffnete Scharen herbei, das Vaterland zu vertheidigen, und in Zeit von vierzehn Tagen waren beinahe zweimalhunderttausend Bewaffnete versammelt; ob durchgehends streitbare, hätte die Folge lehren müssen, wenn es zu ernsthaften Auftritten gekommen wäre. Die Studenten und das wiener Aufgebot zogen unter dem Zulauf von tausend und aber tausend Menschen am 17. April gegen eilf Uhr, obgleich alle schon um fünf Uhr Morgens versammelt waren, dem Feinde entgegen und bezogen zwei Meilen von Wien ihre Standquartiere. Es war ein beschwerlicher Tag für diese Leute. Sie mußten den ganzen Tag fasten; denn sie rückten erst sehr spät, manche um Mitternacht in ihre Standorte ein.

Da Alles sich bestrebte, mit solchem Eifer und

Muth dem Vaterlande zu dienen, wollten die österreichischen Landstände auch das Ihrige thun, um dem Monarchen ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Auch sie errichteten, zwar ganz zuletzt, ein Korps unter dem Namen „Ständische Freiwillige“, in welches einzutreten der Adel, Leute aus den Dikasterien und andere aus der höhern Mittelklasse eingeladen wurden. Die adeligen Freiwilligen erhielten täglich einen Gulden Sold und fünfzig Gulden zur Anschaffung der Uniform; die bürgerlichen dreißig Kreuzer Sold und fünfundzwanzig Gulden zur Equipirung. So sehr dieses Korps vor Begierde brannte, mit den Franzosen anzubinden, so fand es doch keine Gelegenheit, Proben seiner Tapferkeit abzulegen. Es kam nicht einmal dazu, wie das übrige Aufgebot, einige Meilen zu marschiren, ob es gleich auf das dringendste bat, man möchte es doch wenigstens vor die Linie rücken lassen, damit es auch sagen könne, es sei ausgerückt. In Wien nannte man es spottweise die patriotische Nachgeburt.

Während man Anstalten zur Vertheidigung traf und Requisitionen aller Art ausschrieb, unterhandelte man fortwährend wegen des Friedens, so

wenig Anfangs der Kaiser geneigt war, dahin abzielenden Vorschlägen sein Ohr zu leihen. Für die Fortsetzung des Krieges sprach am eifrigsten Baron Thugut, welcher geäußert haben soll: „Wenn auch Wien verloren geht, so ist Wien noch nicht die Monarchie. Und sollte uns der Feind auch bis vor die Thore von Semlin verfolgen, so mache ich noch keinen Frieden.“ Alle übrigen Konferenzminister, selbst diejenigen, die früher den Krieg gegen Frankreich am hartnäckigsten verlangt hatten, erkannten nun die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen, und stimmten dafür. Am meisten, wärmsten und nachdrücklichsten sprach Graf Lasczansky, damaliger Direktorialminister (nach dem Tode des Finanzministers, Grafen von Hatzfeld, war das Finanzdepartement mit dem Direktorium vereinigt worden), für den Frieden. Er erklärte, daß es bei den so sehr zerrütteten Finanzen der Monarchie unmöglich sei, länger die Unkosten des Krieges zu bestreiten, und daß er keine Mittel mehr wüßte, Geld zu schaffen, wenn man nicht den Unterthanen das letzte Hemd ausziehen wolle. „Ich weiß,“ sagte er, „daß ich mir durch diese Wahrheit mächtige Feinde mache,

daß ich mich der Gefahr aussetze, meinen Posten zu verlieren; aber ich will lieber mit meiner Familie in Armuth leben" (Graf Lasczansky war ein sehr wenig begüterter böhmischer Kavalier), „als daß ich mich nicht, so lange ich es vermag, mit allen Kräften dagegen setzen sollte, einen Krieg noch länger fortzuführen, der Oesterreich in das Verderben gestürzt hat — als daß ich mir den Vorwurf machen sollte, zu dem Unglücke meines Vaterlandes beigetragen zu haben."

Den entscheidenden Ausschlag, daß endlich der Kaiser, welcher von der Meinung des Baron Thugut gar nicht abgehen wollte, doch den dringenden Vorstellungen, Frieden zu schließen, nachgab, soll der Erzherzog Karl gegeben haben. Dieser Prinz war der erste, welcher dem Kaiser über den Zustand seiner Armeen und über die mißliche Lage des Reiches die Augen öffnete. Während eines Gespräches darüber geriethen beide Brüder in einen so heftigen Wortwechsel, daß man sie bis in die Antichambre streiten und Franz einige Male mit dem Fuße stampfen hörte. Endlich behielt die Wahrheit und der allgemeine Wunsch, zum größten Mißvergnügen des Herrn von Thugut, die

Oberhand. Der Kaiser willigte ein, seinem Reiche und Deutschland den Frieden zu geben, und dieser wurde zu Campo-Formio geschlossen.

Betäubte die Nachricht von der Annäherung Bonaparte's alle Einwohner, erfüllte der Anblick der Vertheidigungsanstalten ihre Gemüther mit Angst und Schrecken, so machte die fröhliche Botschaft des Friedens in jedes Herz neues Leben einströmen, so verdrängte unbeschreibliche Freude und heitere Zufriedenheit in einem Augenblicke alle frühern Empfindungen der Trauer und des Mißvergnügens. Man sah fröhliche Menschen munter und in zahllosen Haufen jubelnd die Gassen der Stadt durchwandern, wo noch kurz vorher bekümmerte, zur Erde gebeugte Gesichter langsam und vereinzelt umher schlichen. „Es ist Friede!“ war der erste Gruß, den Einer dem Andern gab. „Es ist Friede!“ war das letzte Wort, wenn man von einander schied. Die Staatspapiere, welche bis auf fünfzig Prozent unter Pari gefallen waren, stiegen wieder; die Lebensmittel wurden wohlfeiler, und das Land schien über der Hoffnung des Segens, den ihm der Friede für die

Zukunft versprach, alle erlittenen Drangsale und Bedrückungen zu vergessen.

Eben so sehr, als die Nation die Friedensstifter segnete, haßte und verabscheute sie diejenigen, welche dem Kaiser in anderm Sinne gerathen hatten, vorzüglich den Baron Thugut, dessen einziges Bestreben nur stets dahin ging, die Kriegsflamme anzufachen und zu nähren. Als dieser Minister in jenem kritischen Zeitpunkte, da die Nation so sehnlich nach Frieden verlangte, von der Vorstadt Maria-Hülf nach der Stadt fuhr, umringte das Volk seine Kutsche, drückte das Aufhängen pantomimisch aus und warf unter Schmähungen und Verwünschungen mit Steinen nach ihm. Thugut hingegen und seine Partei feindeten Alle an, welche für den Frieden gestimmt hatten und durchgedrungen waren. Der Erste, welcher das Opfer ihrer mächtigen Verfolgung wurde, war Graf Lasczansky. Man nahm, um ihn zu stürzen, einen Vorfall zum Vorwande, an dem der Graf eben so viel Schuld hatte, als seine Feinde daran, daß die Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgeht. Der um die österreichischen Finanzen sehr verdiente Hofrath von Bolza, ein zwar bejahrter,

aber immer noch sehr thätiger Mann, wurde in den Ruhestand versetzt. Sein gerader, offener und rechtschaffener Charakter, sein Eifer für das wahre Beste des Staates mochten vielleicht nicht zu den Planen gewisser Minister gepaßt haben; denn Bolza erklärte sich gleich sehr kurz, nachdrücklich und manchmal in ziemlich starken Ausdrücken dagegen, wenn man den Finanzen zu viel aufbürden wollte. An Bolza's Stelle kam Hofrath Mietes, welcher gegen einen der berühmtesten Männer seiner Zeit, den Hofrath von Born, auf die undankbarste Weise gehandelt hatte, und zwar nicht ganz von Kenntnissen und Fähigkeiten entblößt, allein doch gerade im Fache der Finanzen, die Kunst, seine eigenen auf Kosten jener des Staates zu verbessern, vielleicht ausgenommen, nicht sehr bewandert war.

Dieser Hofrath Mietes und ein Hofagent, Baron Maßburg, hatten mit einander ein Plänchen entworfen, vermittelst dessen sie in kurzer Zeit zu ansehnlichen Reichthümern gelangten. Alle diejenigen, welche für ihre Lieferungen Forderungen an den Hof zu machen hatten, konnten auf ihre dringendsten Vorstellungen kein Geld erhalten. Die

Kassen waren stets leer, wenn sie sich meldeten, und man stellte ihnen verzinsliche Schuldscheine aus, mit denen ihnen nicht immer gedient war. Baron Maßburg wußte es nun durch einige Unterhändler zu vermitteln, daß diejenigen, welche ihre Schuldscheine gegen baar umzusetzen wünschten, sich an ihn wendeten. Es versteht sich, daß der Herr Hofagent sehr viele Schwierigkeiten machte, damit er den Kauf zu desto vortheilhafteren Bedingungen schließen konnte; daß man den Kredit dieser Papiere herabzusetzen suchte, von einer langen Reihe von Jahren sprach, ehe sie würden bezahlt werden, wenn sie vielleicht nicht gar das Schicksal der schlesischen Obligationen theilten, und was dergleichen Kunstgriffe mehr waren. Dadurch gelang es dem Hofagenten, Viele dahin zu bringen, daß sie an dem Nennwerthe ihrer Papiere gern vierzig, ja fünfzig Prozent verloren, um nur das Uebrige in Baarem zu erhalten — unter fünfundzwanzig Prozent Verlust aber wurde kein Schuldschein eingelöst. Sobald der Handel geschlossen war, gab Hofrath Mietes das Geld dazu aus der Staatskasse her, theilte den Profit mit dem Herrn Hofagenten und rechnete dem Staate

die eingelösten Schuldscheine in vollem Werthe an. Dieses saubere Geschäft trieben die beiden Herren eine ziemliche Weile, bis sie endlich durch einen ihrer Helfershelfer, den Juden Oppenheimer, verrathen wurden.

Die Feinde des Grafen Lasczansky benutzten diesen Vorfall, ihn bei dem Kaiser anzuschwärzen, und wälzten den größten Theil der Schuld auf ihn. Obgleich man nicht den kleinsten Beweis einer Theilnahme oder nur entfernten Mitwissenschaft gegen ihn aufbringen konnte, so brachte man es doch dahin, daß ihm die Leitung der Finanzen abgenommen und an seine Stelle der Regierungspräsident, Graf Saurau, zum Finanzminister ernannt wurde.

Friede! so hatte auch der Erzherzog Karl gerathen, und das konnten ihm diejenigen Minister, deren Vortheil die Fortsetzung des Krieges heischte, nie vergessen, noch weniger verzeihen. Stürzen, vernichten konnten sie nicht den Bruder des Kaisers — sie hätten es gern gethan —; aber sie konnten das Herz des Monarchen mit Mißtrauen und Kälte gegen seinen Bruder, der sein Retter war, erfüllen, konnten den Erzherzog auf man-

cherlei Art kränken, ihn mißvergnügt machen, und dazu benutzten sie jede Gelegenheit, die sich ihnen darbot.

Der Erzherzog erwarb sich durch die wesentlichen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte, die Achtung und Liebe aller Einwohner der österreichischen Monarchie. Diese Liebe, diese Achtung, welche der junge Held vorzüglich in Böhmen und bei der Armee genoß, benutzte man, um den Kaiser gegen seinen Bruder mißtrauisch, auf ihn eifersüchtig zu machen, und so den Bruder immer mehr von dem Bruder zu entfernen, die Vertraulichkeit zwischen beiden in kalte Zurückhaltung zu verwandeln und sie einander wo möglich ganz zu entfremden. Allerdings empfing das Publikum den Erzherzog, wo er sich öffentlich zeigte, mit den ungeheucheltsten Beweisen der Zuneigung, und das „Vivat Karl" kam mehr aus dem Herzen, als das bei gewissen Gelegenheiten laut werdende „Es lebe der Kaiser!" Auch ließ es sich nicht läugnen, daß Karl das Zutrauen und die Liebe der Armee in höherm Grade besaß, als Franz. Genug, um dem guten Kaiser vielleicht vor seinem eigenen Bruder Furcht einzuflößen.

Da die Gegenwart des Erzherzogs bei der Armee nach dem Friedensschlusse von Campo-Formio unnöthig wurde, so beförderte man ihn nach Prag, um ihn auf eine gute Art von Wien zu entfernen. Man zog ihn zu keiner einzigen Berathschlagung, mochte sie Kriegs- oder innere Staatsangelegenheiten betreffen, und vernachlässigte ihn ganz; ja man ging so weit, daß man ihm, als er sich eben zu Wien befand, weil seine Tante, die Erzherzogin Christine, gefährlich krank war, den Befehl gab, eilends nach Prag zurückzureisen, damit er ja nicht bei dem Hofkriegsrathe erscheinen könnte, wo man wegen der bei der kaiserlichen Armee neu einzuführenden Montur berathschlagen wollte.

Die Böhmen, welche sich des Sieges bei Teiningen, durch welchen der Feind von ihren Grenzen abgehalten wurde, dankbar erinnerten, bewiesen dem Erzherzoge bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie ihn liebten und hochschätzten. Aber bald kamen Winke, daß man es am Hofe zu Wien nicht mit gnädigen Augen betrachte, wenn dem Erzherzoge gar so viele und laute Auszeichnungen widerführen. Es wurde ihm daher zwar nicht weniger

innig, aber mehr im Stillen gehuldigt — vorzüglich, da Karl selbst so bescheiden war, jede Gelegenheit, welche zu ausgezeichneten Ehrenbezeugungen Veranlassung geben konnte, theils zu vermeiden, theils, wenn dies nicht möglich war, solche auffallende Achtungsbeweise sich zu verbitten. Als der Erzherzog nach Prag kam, verließ ihn Graf Wratislaw, Stadthauptmann und Polizeidirektor daselbst, keinen Augenblick. Stets war er an seiner Seite, so zwar, daß es schien, als habe er den geheimen Auftrag, den Erzherzog und diejenigen, die mit ihm sprächen, zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit sagte die Gräfin von Clam, eine witzige Dame: „Der Erzherzog ist ein sehr lieber, artiger Herr; nur Schade, daß ihm nicht recht zu trauen ist, weil er von der geheimen Polizei ein obachtsames Auge hat“ (eine Redensart, welche in Oesterreich gebraucht wurde, wenn jemand Verdächtiger, den man aber doch nicht einkerkern wollte, sich, ohne sein Wissen, der steten Begleitung eines Spiones der geheimen Polizei erfreute).

Von allen Kriegen, welche Oesterreich seit Jahrhunderten geführt hatte, war keiner der Mo-

narchie so schädlich, für das Land so drückend und kostspielig, als der eben beendete. Man konnte annehmen, daß wenigstens fünfmalhunderttausend Mann ein Opfer desselben wurden, welche theils vor dem Feinde blieben, theils in Spitälern starben. In Italien allein mochte sich der Verlust an Menschen auf mehr als zweimalhunderttausend belaufen haben, was nicht übertrieben scheint, wenn man bedenkt, daß dort fünf Armeen gänzlich aufgerieben wurden.

Schon im Jahre 1796 machte sich in den kaiserlichen Erbstaaten ein großer Mangel an Leuten fühlbar. Ein Kavalier, welcher sich gerade um die Zeit, als Jourdan gegen Böhmen vordrang und in allen österreichischen Provinzen außerordentlich stark geworben wurde, um die Regimenter zu ergänzen und zu verstärken, in Mähren befand und dem Erzbischofe von Olmütz, Fürsten Colloredo, auf dessen Sommeraufenthalte zu Kremsier vorgestellt wurde, erzählte, der Erzbischof habe ihm auf Ehre versichert, daß es ihn unendlich viele Mühe koste, seine Zahl Rekruten zu stellen. „Ich habe auf allen meinen Gütern beinahe keine ledigen waffenfähigen Burschen mehr,“ sagte der

Prälat, „denn diese habe ich schon abgeliefert, und ich sehe mich nun gezwungen, die Bauern von Haus und Hof wegzunehmen. Das Gesetz befreit sie noch bis jetzt vom Soldatenstande; da ich mir aber sonst nicht zu helfen weiß, und ich sie mit Gewalt auch nicht nehmen darf, so suche ich sie dahin zu bringen, daß sie sich freiwillig anwerben lassen. Um sie dazu aufzumuntern, verspreche ich einem jeden, ihm nicht nur, so lange er im Felde steht, sondern auch noch drei Jahre nach seiner Entlassung aus dem Militärdienste alle herrschaftlichen Abgaben gänzlich zu schenken, auch seinem Weibe, im Falle er vor dem Feinde bleiben sollte, eine lebenslängliche Pension zu geben. Dies kostet mich eine schöne Summe.“ Erwägt man, daß die erzbischöflichen Güter in dem bevölkertsten Theile Mährens liegen, so kann man leicht daraus schließen, wie sehr die Bevölkerung gelitten haben mußte.

Noch größer als der Verlust an Menschen in diesem Kriege, war der am Gelde. Oesterreich war nie ein reicher Staat und konnte es wegen seiner für den Handel unbequemen Lage auch nicht sein; aber es war einer der wohlhabendsten Staaten Europa's, hatte einen für seinen innern Han-

del hinlänglichen Geldumlauf und, was noch mehr werth war, einen festen, ausgebreiteten Kredit. Alles dies verschwand nun, da fast das sämmtliche baare Geld ohne Hoffnung des Ersatzes aus dem Lande floß.

War es Furcht, weil man noch nicht wußte, wie die Nation diesen Krieg aufnehmen und ob sie ohne Murren die Kosten desselben tragen würde, daß man sich scheute, ihr gleich im ersten Jahre die schwere Last aufzubürden; war es Hoffnung, daß der Krieg mit einem Feldzuge geendet sein würde; oder war es bloß Güte des Kaisers, der sein Volk so lange als möglich schonen wollte — genug, Franz gab öffentlich das feierliche Versprechen, er werde seine Unterthanen mit keiner Kriegssteuer drücken und die Unkosten einzig aus seinem Familienvermögen bestreiten. So sehr diese Verheißung ein neuer Beweis von der Herzensgüte des Monarchen war, so sonderbar fanden sie viele Sachkundige. Man berechnete die Kosten des Transportes des schweren Geschützes nach den Niederlanden, der Verpflegung der Truppen auf dem Marsche und im Felde, da die Magazine aus den fruchtbaren österreichischen Provinzen der gro-

ßen Entfernung wegen gar nicht oder doch nur mit bedeutendem Aufwande nachgeführt werden konnten; man verglich damit das Familienvermögen nicht nur des Kaisers, sondern der ganzen kaiserlichen Familie, und fand, daß diese ganze Verheißung nichts mehr und nichts weniger sei, als ein schönes, glänzendes Versprechen, durch welches nur die Unkundigen geblendet werden könnten, indem es klar wie die Sonne war, daß dieses Familienvermögen allein, ohne andere Zuflüsse, nicht hinreichte, einen so kostspieligen Krieg auch nur drei Monate zu führen.

Bald zeigte der Erfolg, daß diese Berechnung richtig war. Schon im Herbste des ersten Jahres gaben die Einwohner von Wiener-Neustadt einen freiwilligen Beitrag, und diesem Beispiele folgten in Kurzem alle übrigen Städte, Märkte, Flecken und Dörfer. Viele wurden durch die Furcht, man möchte sie sonst für französisch Gesinnte halten, gezwungen, freiwillig beizusteuern, und so kamen die Beiträge von allen Seiten ein. So ansehnlich sie waren, so reichten sie doch nicht zu, und der Staat mußte noch beträchtliche Schulden kontrahi-

ren, um die Unkosten des ersten Jahres zu bestreiten.

Da der Krieg nicht die gehoffte Wendung nahm, und die Einwohner der Monarchie durch ihre ansehnlichen Geschenke bewiesen, wie geneigt sie wären, die Unternehmungen ihres Kaisers zu unterstützen, da die Stadt Wien sogar ein eigenes Freikorps unter dem Namen des österreichisch-wurmserschen auf Subskription errichtete, so wagte man es endlich, 1794 ein freiwilliges Kriegsdarlehen auszuschreiben, und lud Alle und Jede zur Theilnahme an demselben ein, unter der Bedrohung, daß diejenigen, welche weniger leihen würden, als sie könnten, um den doppelten Betrag gestraft werden sollten.

Aber selbst dieses Darlehen, so bedeutende Summen es einbrachte, und die fortdauernden freiwilligen Beiträge waren nicht ergiebig genug, die Kriegskosten zu bestreiten, welche sich jährlich auf beinahe vierhundert Millionen Gulden belaufen haben sollen. Schulden mußten auf Schulden gehäuft werden, und Oesterreich nahm Gelder, wo sie nur immer zu seiner Verfügung gestellt wurden, zu höhern Zinsen auf, als es je zuvor

gegeben hatte. Dadurch wuchs die Schuldenlast des Staates zu einer unglaublichen Größe an. Am Ende des Jahres 1797 soll sie schon so ungeheuer gewesen sein, daß die gewöhnlichen Einkünfte der Monarchie nicht hinreichten, die Zinsen zu bezahlen, um so weniger also an die Abtragung des Kapitals gedacht werden konnte.

Der immerwährende Ausfluß des Geldes verursachte einen so großen Mangel an klingender Münze, daß man schon zu Anfang des Jahres 1795 gezwungen war, für den innern Umlauf eine schlechte Münze zu prägen, deren Metallgehalt kaum die Hälfte ihres Nennwerthes betrug. Aber auch dieses Auskunftsmittel reichte für den einheimischen Bedarf nicht hin, da man von dieser Geldsorte nicht so viel ausprägen konnte, um den Abgang des Numerars zu ersetzen, welcher dadurch entstand, daß man den größten Theil des in den Erbstaaten befindlichen Silbers in Konventionsmünze umsetzen mußte, um die Kosten des Krieges im Auslande leichter bestreiten zu können. Man nahm also, um dem immer mehr überhandnehmenden Geldmangel abzuhelfen, zu einer andern Maßregel seine Zuflucht und vervielfältigte im Jahr

1796 das Papiergeld oder die sogenannten Bankozettel.

Unter Joseph II. waren vierundzwanzig Millionen Gulden dieses Papiergeldes im Umlauf, eine Summe, für welche die Stadtbank, die für sie gut sagte, Sicherheit zu leisten im Stande war. Diese Summe wurde nun auf hundertdreiunddreißig Millionen erhöht. Scheine bis auf diesen Betrag wurden nämlich nur allein von den Magistratsräthen unterschrieben — diejenigen, welche von Bankobeamten unterzeichnet worden sein sollen, sind nicht mitgerechnet. Die Stadt Wien hatte sich für die Einlösung der Bankozettel mit allen ihren Realitäten verpfändet. Deßwegen mußten dieselben auch vom Bürgermeister, einem Kontrollor, einem Großhändler und einem Magistratsrathe unterschrieben sein. Die Namen der ersten drei Personen wurden bloß beigedruckt, die Magistratsräthe aber unterschrieben eigenhändig. Nun soll es sich gefügt haben, daß ein neuer Bankozettel, der einen ganz fremden Namen zur Unterschrift hatte, einem Magistratsrathe in die Hände kam. Dieser, welcher glaubte, es habe eine Verfälschung Statt gefunden, zeigte den Fall

bei dem Kriminalgerichte an, das sogleich auf Untersuchung drang. Allein die Sache wurde unterdrückt, und man entschuldigte sich damit, daß man in der Eile, weil man gerade eine bestimmte Summe dringend nöthig gehabt, einige Bankozettel auch von Bankobeamten habe unterschreiben lassen, weil man glaubte, die Magistratsräthe würden nicht so geschwind damit fertig werden, und daß sie wieder bei Gelegenheit gegen die ächten Stadtbankozettel sollten eingetauscht werden.

Alle diese Mittel, welche man anwendete, um dem Geldmangel zu steuern, schwächten den Staatskredit gewaltig; denn man hielt dafür, daß die Finanzen in gänzlichen Verfall gerathen sein müßten, weil Operationen vorgenommen wurden, zu denen man selbst in der schlimmsten Lage des Staates, unter der Kaiserin Maria Theresia in den Jahren 1765 und 1766, wo der Staat einem Bankerote sehr nahe war, nicht seine Zuflucht genommen hatte. Aus dem Umstande, daß der Hof 1797 die Vermittlung und den Kredit seiner reichsten Wechsler nöthig hatte, um ein Anleihen von zehn Millionen abzuschließen, konnte man wohl mit einigem Grunde den Schluß ziehen, daß der Staats-

kredit sehr gesunken sei, denn sonst hätte es wohl nicht der Garantie der Wechsler bedurft, um diese für einen Staat wie Oesterreich so geringe Summe aufzutreiben.

Den Kredit Oesterreichs im Auslande setzte unstreitig am meisten die 1798 an alle Inhaber von Staatsobligationen erlassene Aufforderung herab, auf ihre Papiere dreißig Prozent Nachzahlung zu leisten, widrigenfalls sie keine Zinsen beziehen sollten. Die wenigsten waren auch mit dem besten Willen im Stande, dieser Forderung zu genügen — die Mehrzahl wurde in die traurige Nothwendigkeit versetzt, entweder die Zinsen, von welchen sie und ihre Familien lebten, ganz zu verlieren, oder, um etwas zu retten, die Hälfte ihres Eigenthums durch den Verkauf der Obligationen, deren Werth nach dieser Verordnung noch tiefer sank, hinzugeben. Gewiß war dem Monarchen diese Finanzoperation nicht von dieser Seite vorgestellt worden, denn bei seinem menschenfreundlichen, Gerechtigkeit liebenden Herzen hätte er ein so hartes und überdies dem Staatskredite so schädliches Mittel sicher nicht gebilligt.

So sehr indeß das Land von Geld entblößt,

so tief auch der Staatskredit wirklich gesunken war, da selbst nach Bekanntmachung des Friedens die Bankobligationen, welche für die besten und sichersten österreichischen Staatspapiere galten, noch immer zwölf bis fünfzehn Prozent unter Pari standen, so hoffte man doch, daß einige Friedensjahre dem Geldmangel wieder abhelfen und Oesterreich bei seinen bekannten, fast nie zu erschöpfenden innern Hülfsquellen den alten Kredit verschaffen würden. Niemand zweifelte mehr, daß man dem Kriege auf lange Zeit entsagt habe, besonders, da Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verloren zu haben schien. In diesen angenehmen Hoffnungen wurde man durch die Ankunft eines französischen Gesandten, des Generals Bernadotte, bestärkt, und überließ sich ihnen um so mehr, als auch schon ein kaiserlicher Gesandter bestimmt war, nach Paris zu gehen.

Allein bald begannen sich die frohen Aussichten wieder zu trüben. Ein ursprünglich ganz unbedeutendes Ereigniß gab dazu die erste Veranlassung. Am 13. April 1798 feierte die französische Gesandtschaft zu Wien ein Nationalfest, bei welcher Gelegenheit Bernadotte eine dreifarbige Fahne

von dem Balkon seines Palastes wehen ließ. Schon hatten vielleicht mehr als hundert Vorübergehende die Fahne gesehen, nichts Arges dabei gedacht und waren ruhig ihre Straße weiter gewandelt, als gegen halb acht Uhr Abends, da es bereits dunkelte, einige Bediente, wie man später in Wien sagte, des englischen und russischen Gesandten, den Pöbel aufmerksam machten, schimpften und mit den unter dem Hausthore stehenden Bedienten des französischen Gesandten in Wortwechsel geriethen. Dieser Streit versammelte mehre Menschen; aus einem nahen Weinkeller kamen einige Holzhauer, Sesselträger, Schlosser- und Schmiedegesellen und dergleichen Leute gelaufen und erkundigten sich nach der Ursache. Einer der Bedienten, welche an der Zänkerei Schuld waren, antwortete, die Franzosen hätten eine Aufruhrfahne ausgesteckt, um das Zeichen zu einer Rebellion zu geben. Bei dieser Nachricht gerieth der versammelte Pöbel in Wuth, schrie, daß die Fahne herunter genommen werden sollte, und fing an, als man von Seite der französischen Gesandtschaft diesem Verlangen nicht nachgeben wollte, Gewalt zu brauchen. Ein Schornsteinfegerjunge kletterte auf

den Balkon, riß die Fahne herab und kam unbeschädigt mit seiner Beute wieder auf den Boden. Im Triumphe zogen nun Einige mit der eroberten Fahne auf die Freiung, nahmen, da eben eine Kutsche über den Platz fuhr, dem vor derselben hertrabenden Läufer das brennende Windlicht und verbrannten die Fahne unter dem wilden Geschrei: „Es lebe der Kaiser!“ Nach dieser Heldenthat begab sich der nämliche Zug nach der Burg, um zum Beweise ihrer treuen Anhänglichkeit dem Monarchen die Stange zu überreichen; allein die Wache verwehrte ihnen den Eingang.

Diese Gewaltthätigkeiten entflammten den Zorn Bernadotte's. Er befahl, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, schimpfte auf die versammelte Menge und ließ einige Pistolenschüsse unter sie abfeuern. Ob diejenigen, welche den Befehl, zu schießen, erhielten, klüger waren, als der vor Zorn wüthende Gesandte, welcher mit bloßem Säbel über zwanzigtausend Menschen herfallen wollte, und nur blind feuerten, oder ob durch einen glücklichen Zufall gerade kein Schuß traf, ist ungewiß. Aber so viel ist sicher: wäre ein Mensch verwundet worden, so hätte dies den durch Bernadotte's Schim-

pfen und die Schüsse ohnehin schon sehr aufgebrachten Pöbel in die unbändigste Raserei versetzt und nicht Einer von der französischen Gesandtschaft würde mit dem Leben davon gekommen sein.

Indessen drang doch der Pöbel mit Gewalt in das Haus, und hätte vielleicht den General Bernadotte und die übrigen Republikaner mißhandelt, wenn nicht der mit zwölf Grenadieren auf den Platz beorderte Offizier so viel Gegenwart des Geistes besessen hätte, den Pöbel durch eine List aus dem Hause zu bringen, da er es nicht rathsam fand, Gewalt zu brauchen. Er stellte klüglich seine Leute auf die Treppe, um die Personen der Gesandtschaft zu schützen, mengte sich aber selbst unter das Volk, that, als wenn er dessen Absichten billigte, und sagte: „Hier, Freunde, ist die Wagenremise! Seine Wagen wollen wir zertrümmern!“ Nun legte Alles Hand an. Einige Wagen wurden auf die Straße geschoben, das Volk strömte hinter ihnen her — einige wenige Zurückgebliebene drückten die Grenadiere noch hinaus, und dann wurde hinter ihnen schnell das Thor verschlossen. Die Wagen selbst wurden nur sehr wenig beschädigt, denn eine Kavalleriepatrouille

nahm sie in Schutz und führte sie auf die Hauptwache. Der ganze Auflauf dauerte bis nach zehn Uhr. Alle Fenster im Gesandtenhotel wurden eingeworfen und im Erdgeschoße sogar die Fensterkreuze zertrümmert. Nun rückte ein Detachement Kavallerie an, und das Volk zerstreute sich ohne die geringste Gegenwehr.

Es war zu verwundern, daß bei diesem Tumulte, bei der Menge von Menschen, die sich drängten, Niemandem das Geringste zu Leide geschah. Man konnte einen ganz ruhigen Zuschauer dabei abgeben, ohne daß einem nur auf den Fuß getreten wurde. Freilich würde es nicht so gut abgelaufen und vielleicht von gefährlichern Folgen gewesen sein, hätte nicht die Polizei die Vorsicht gebraucht, die Stadtthore sperren zu lassen, damit nicht die Hefe des Volkes aus den Vorstädten in die Stadt strömen konnte. Die Thore, bei denen zwar Jedermann hinaus, Niemand aber hinein gelassen wurde, blieben bis acht Uhr Morgens des nächsten Tages geschlossen. Am 15. April Mittags gegen zwölf Uhr verließ die französische Gesandtschaft Wien und die österreichischen Staaten.

Dieser Vorfall wurde verschieden beurtheilt,

und von Einigen geradezu behauptet, der wiener Hof habe den Auflauf selbst veranlaßt. Allein er war gewiß unschuldig daran, und es ist sicher, daß Bernadotte mit ein wenig mehr Klugheit den ganzen Auftritt hätte vermeiden können, ohne der Ehre seiner Nation etwas zu vergeben. Daß hingegen denjenigen, welchen die Sorge oblag, die öffentliche Ruhe zu erhalten, grobe Nachlässigkeit zur Last fiel, war unzweifelhaft, wenn man sich einer fast noch bedenklichern Emeute erinnerte, deren Schauplatz die nämliche Residenz vor zehn Jahren war. Da zu den Lieferungen für die Armee im Türkenkriege viel Getreide erfordert wurde, kam weniger nach Wien und das Brod wurde etwas kleiner. Nun erfuhren die Bäcker, daß vom 1. August an das Brod um zwei Lothe geringer tarirt werden sollte. Sie backten also schon die zwei letzten Tage des Juli so leichtes Brod, hielten es aber zurück, weil sie es, ehe die Taxordnung erschien, nicht verkaufen durften, und entschuldigten sich, wenn man Brod verlangte, daß schon alles verkauft wäre. Den ersten Tag ertrug der gemeine Mann den Mangel mit Ruhe, obgleich er murrte. Als aber am zweiten Tage

auch kein Brod zu haben war; als man erfuhr, daß die Bäcker Brod vorräthig hätten, es aber nicht eher als am 1. August verkaufen wollten, da verlor die gemeinere Klasse die Geduld. In allen Vorstädten wurden, als hätte man sich verabredet, die Bäckerladen gestürmt, alles Brod, das man vorfand, weggenommen, auch noch Kisten und Kasten aufgeschlagen und geplündert, die Geräthschaften zertrümmert, mit einem Worte, aller Unfug getrieben, den sich der Pöbel zu erlaubeu pflegt, sobald er die Grenze des Gesetzes einmal überschritten hat. Doch dauerte dieser Auflauf, obgleich er fast allgemein geworden war, nicht lange, und in weniger als zwei Stunden war die Ruhe vollkommen wieder hergestellt; denn auf die erste Nachricht eilte sogleich Infanterie und Kavallerie herbei, und von letzterer zerstreuten oft zwei oder drei Mann einen Haufen Volkes von mehren hundert Menschen.

Diesmal war es also gewiß unverzeihlich, daß erst in der dritten Stunde des Tumultes Militär anrückte; denn daß es nicht früher hätte herbei eilen können, wenn es gleich dazu wäre befehligt worden, konnte Niemand glauben, der wußte, daß

in den Kasernen stets ein Piquet bereit sein mußte, bei unvorhergesehenen Fällen auszurücken. Noch mehr fällt es auf, daß die Behörden nicht bemüht waren, das Feuer gleich in der Asche zu ersticken. Bei der in Wien so vortrefflich eingerichteten sowohl öffentlichen als geheimen Polizei ist es kaum denkbar, daß ihr nicht gleich die erste Veranlassung des Streites und der dadurch verursachte, Anfangs ganz unbedeutende Auflauf bekannt wurde. Damals hätte man nur sechs Mann von der ganz in der Nähe befindlichen Reiterwache kommen lassen und jeden der vier Eingänge in die Wallnerstraße mit einem besetzen dürfen, um Niemanden mehr hinein zu lassen — die übrigen zwei würden ohne große Mühe den zusammen gerotteten Pöbel haben hinausdrücken können. Wer je gesehen hatte, wie leicht sich das Volk in Wien stets von einem Reiterposten abweisen ließ, wie gewohnt es war, die Wache zu respektiren, mußte überzeugt sein, daß durch eine solche Maßregel der gänzliche Ausbruch des beleidigenden Tumultes wäre verhindert worden. Selbst die Bereitwilligkeit, mit welcher sich später fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen von ein Paar hundert Reitern aus der Gasse

drücken ließen, bewies, daß das Volk gar nicht zur thätlichen Widersetzlichkeit gestimmt und entschlossen war. Hätte man sich wirklich zur Gegenwehr anschicken wollen, so wäre wahrlich das ganze Kommando, welches nach drei Stunden aus der Joseph= und Leopoldstadt zur Herstellung der Ruhe herbei eilte, damals schon zu schwach gewesen, das aufgebrachte Volk selbst mit Gewalt zu bändigen.

Aus diesem Vorfalle schlossen Viele, daß es dem wiener Kabinete mit dem Frieden von Campo=Formio nicht recht Ernst gewesen sei; daß man nur die Hand dazu geboten habe, theils die Gefahr eines Bombardements von der Hauptstadt abzuwenden, theils weil man in der festen Hoffnung lebte, in Frankreich werde in kurzer Zeit eine Gegenrevolution das zu Stande bringen, was man durch die Gewalt der Waffen bisher nicht hatte durchsetzen können, weßwegen man nicht unnöthig mehr Blut vergießen wollte. Wenigstens wurde diese Vermuthung durch manche Umstände wahrscheinlich. Es war bekannt, daß Pitt und folglich auch Thugut bei der Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich hauptsächlich den Ausbruch

einer Gegenrevolution im Auge hatten und an derselben aus allen Kräften arbeiteten. Die Royalisten in Frankreich standen in genauer Verbindung mit den kriegführenden Mächten und mit Ludwig XVIII., und trafen mit beiden ihre Verabredungen. Als der 18. Fruktidor ihren Plan vereitelt hatte und die Gegenrevolution gescheitert war, wurde der Krieg gegen Frankreich aufs Neue beschlossen; nur wollte man ihn nicht früher beginnen, als bis man sich von seiner Erschöpfung erholt hatte und der Republik eine solche Macht entgegen stellen konnte, daß sich davon mit Sicherheit ein glücklicher Erfolg erwarten ließ. Daher mochte der Vorfall mit Bernadotte, wenn gleich vom wiener Hof nicht veranlaßt, demselben doch sehr willkommen gewesen sein, weil man sich dadurch mit guter Art einen lästigen Beobachter vom Halse schaffte.

Die langsame Betreibung des Friedensgeschäftes zu Rastadt, die Verzögerungen, welche man stets in den Weg zu legen wußte, gaben nicht minder Anlaß, zu vermuthen, daß Baron Thuguts System nur etwas bei Seite gesetzt, nicht gänzlich aufgegeben war. Allerdings kam auch

dazu, daß Frankreich auf dem Kongresse zu Rastadt eine Sprache führte, welche durch ihren unerträglichen Hochmuth jeden Deutschen empören mußte. Hätte Frankreich von Anfang an durch weise Mäßigung, Gerechtigkeit und Großmuth zu erkennen gegeben, daß es sich zwar erhalten, aber nicht zugleich Alles um sich her vernichten wolle, so würde es seinen unversöhnlichen Feinden nicht so leicht gewesen sein, einen neuen gegründeten Vorwand zum Kriege zu finden. Allein in Rastadt hörte man nicht die Gesandten einer freien Republik zu den Vertretern gleich berechtigter Nationen — man hörte Abgeordnete eines stolzen Tyrannen zu Sklaven sprechen, welcher den durch sein mächtiges Schwert Gebeugten den Fuß nicht bloß auf den Nacken setzen, sondern sie ganz zertreten wollte.

Bei den übertriebenen Forderungen, welche Frankreich zu Rastadt machte, war es kaum möglich, zu glauben, daß der Republik daran gelegen sei, einen für Deutschland nur einigermaßen annehmbaren und ehrenvollen Frieden zu schließen. Frankreichs ungerechtes, die heiligen Rechte eines freien Volkes beleidigendes Verfahren gegen die

Schweiz, sein räuberisches, eroberungssüchtiges Betragen in Italien mußten die gegründete Furcht erregen, daß diese Republik, deren Direktoren damals weder Ehre, noch Recht und Billigkeit kannten, nicht eher ruhen würde, als bis sie alle Reiche verschlungen hätte. Es war also ganz natürlich, daß man auf seine eigene Sicherheit dachte und sich durch eine zweite Koalition zur gemeinschaftlichen Erhaltung vereinigte.

Vermuthlich wurde Oesterreich durch diese Gründe bestimmt, unter der Hand neue Bündnisse gegen Frankreich zu schließen und sich im Geheimen zum Kriege zu rüsten, während es in Rastadt wegen des Friedens unterhandeln ließ. Es ging mit Rußland eine Offensiv- und Defensivallianz ein, verstärkte die Armeen am Lech und in Italien und befolgte ganz die politische Maxime: Si vis pacem, para bellum. Frankreich hingegen that das Gegentheil. Es ließ seine Minister zu Rastadt in den beleidigendsten Ausdrücken Drohungen auf Drohungen ausstoßen, ohne sich in den Stand zu setzen, denselben durch eine ansehnliche Macht einiges Gewicht zu geben. Statt

seine Armeen zu verstärken, löste es sie fast gänzlich auf; statt sich neue Verbündete zu suchen, beleidigte es die alten auf die unbilligste und unklügste Art und machte sich durch sein Bedrückungs- und Raubsystem alle ehemaligen Freunde und Anhänger in den eroberten Ländern zu unversöhnlichen Feinden und Verfolgern.

Noch war kein Mann jener von dem Direktorium so prahlerisch angekündigten zweimalhunderttausend neu konskribirten Vertheidigern der Freiheit auf den Beinen, als in Oesterreich schon bei vierzigtausend Russen standen, um auf den ersten Wink über Frankreich herzufallen. Nun erst wurde man in Paris auf etwas aufmerksam, was doch schon lange kein Geheimniß mehr hätte sein sollen. Man stellte in einem unbescheidenen Tone die Forderung an den Kaiser, die russischen Truppen auf der Stelle zu entfernen, und ließ ihm vierzehn Tage Zeit zu einer bestimmten Erklärung — das Ausbleiben derselben wollte man als eine Kriegserklärung betrachten. In der Lage, in welcher sich Oesterreich befand, konnten diese Drohungen nicht mehr erschrecken. Die geforderte

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erklärung war nichts weniger als nach dem Sinne des Direktoriums abgefaßt, und die französischen Truppen erhielten im März 1799 den Befehl, feindselig gegen Oesterreich zu verfahren.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel	1
Zweites Kapitel	26
Drittes Kapitel	55
Viertes Kapitel	88
Fünftes Kapitel	123
Sechstes Kapitel	146
Siebentes Kapitel	182
Achtes Kapitel	208
Neuntes Kapitel	238
Zehntes Kapitel	285
Anhang	309

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von Zürcher und Furrer in Zürich.

Ob

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pipitz, Franz Ernst, 1815-1899

Der Jacobiner in Wien Oesterreichische Memoiren aus dem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts [von Franz Ernst Pipitz]

Zürich und Winterthur 1842

P.o.germ. 672 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111851-6